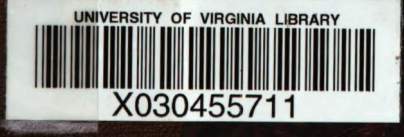

UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY
X030455711

2,35

Waller Deering

Humoresken

von

Ernst Eckstein.

Erstes Bändchen.

Arzt und Autor. — Die rothe Jula.

Leipzig,

Druck und Verlag von Philipp Reclam.

[1875]

PT
1855
.E4
A6

464226

Arzt und Autor.

Ueber den Dachfirsten der Hauptstadt qualmte ein düstrer Novembernebel, der seine Schleier von Minute zu Minute tiefer senkte und so das Hereinbrechen der Nacht in fast unheimlicher Weise beschleunigte. Das röthliche Licht der Gaslaternen glomm trüb und traurig durch die graue, dunstige Hülle; selbst der rastlose Lärm der Straßen schien abgedämpfter an das Ohr zu schlagen. Die breiten Steinplatten der Trottoire hatten sich mit jener dunklen, tropfenlosen Nässe bedeckt, die den unwirthlichen Eindruck des Nebelwetters noch zu erhöhen und die Sehnsucht nach einem traulichen Sitz am Kamine zu verdoppeln pflegt. Die Menschenmenge, die vor den glänzend erleuchteten Etalagen der prächtigen Magazine hin und her wogte, fand heute keine Zeit, die ausgestellten Kostbarkeiten zu bewundern. Jedermann schien seine Schritte nach Kräften zu beschleunigen und lediglich die möglichst schnelle Erreichung seines Zieles vor Augen zu haben. Kurz, es war herzlich ungemüthlich in den Straßen der Weltstadt, und wer nicht dringende Geschäfte zu erledigen hatte, der blieb hinter der Befestigungslinie seines Daheim und freute sich seiner behaglich flackernden Eichenblöcke.

Unter den seltsam vermummten Gestalten, die über den Bürgersteig der geräuschvollen Ernestinenstraße dahineilten, befand sich ein junger, wohlgewachsner Mann von vielleicht vierundzwanzig Jahren, dessen vornehm bleiche Gesichtszüge einen außergewöhnlichen Grad von Unmuth verriethen. Aus der Brusttasche seines Ueberziehers lugten einige Zeitungen hervor, die er von Augenblick zu Augenblick mit einer zerstreut aussehenden Handbewegung

betastete, als müsse er sich immer und immer wieder von ihrer Anwesenheit überzeugen. Ein großer, dunkelbrauner Calabreser saß ihm halb verwegen, halb nachlässig im Nacken. Das schwarze, lockige Haar wehte ihm wildverworren um die Schläfe. Seine Lippen waren fest aufeinander gekniffen. Der Athem schnob ihm in lebhafter Ausgiebigkeit durch die trotzigen Nüstern und verlieh seinem Antlitz in Verbindung mit den dunklen, flammensprühenden Augen etwas Geisterhaftes, Polizeiwidriges. Ein „Unzufriedner" aus Schillers Fiesco mußte so dreinschauen; einem „Catilina" würde dieser Gesichtsausdruck den Stempel historischer und psychologischer Treue verleihen.

Der junge Mann bog nach einigen hundert Schritten um die Ecke und trat kurz darauf in den Thorweg eines stattlichen, vierstöckigen Hauses ein. Je drei Stufen zugleich erklimmend, eilte er die hellerleuchtete, teppichbelegte Treppe hinan und machte in der zweiten Etage vor einer breiten Flügelthüre zur Linken Halt. Hastig zog er die Klingel. Ein Diener in grüngoldner Livree öffnete.

„Ist er zu Hause?" fragte er den wohlfrisirten Lakaien.

„Ja wol, Herr Doctor!"

„Allein?"

Der Diener seufzte.

„Ja wol, Herr Doctor!" versetzte er bedeutungsvoll. „Sie wissen ja . . ."

„He, bist du's, Otto?" klang jetzt eine volltönende Stimme aus einem Seitengemach. „Hol' mich der Teufel, Junge, ich sehe dich gern bei mir, das weißt du, aber fünf Louisd'or wollt' ich drum geben, wenn jetzt statt deiner die lumpigste Dienstmagd da auf den Vließen stände, um mich zu irgend einem todtkranken Staatshämorrhoidarius zu citiren! Na, komm herein, alter, Schwede!"

„Ich nehm' dir's nicht übel, Edgar," erwiederte Otto

„so ungalant sich dein Empfangshymnus auch anhören mag! Man wird nachgerade knurrig in dieser miserablen sublunarischen Welt. Es hat sich also seit vorgestern nicht das Geringste . . .?“

„Nicht eine lendenlahme Hauskatze!“ fiel ihm der junge Arzt in die Rede. „Ich sitze hier wie ein Narr, — wie ein Narr, sage ich dir! — in des Wortes tollkühnster Bedeutung. Bald drehe ich den rechten Daumen um den linken, bald den linken um den rechten: das ist die ganze Abwechslung in meiner ärztlichen Praxis. Der Franz, der gute Kerl, fängt mir nachgerade an, tiefsinnig zu werden. Zehn Stunden lang steckt er täglich in seiner Hanswurstenjacke, ohne zu wissen, wo er seine langen Beine lassen soll. Seit ehvorgestern ging die Schelle in Summa nur vier Mal: das erste Mal hatte ich die Ehre, eine Mahnung wegen rückständiger Miethssteuern in Empfang zu nehmen; das zweite Mal war der Milchmann eine Treppe zu hoch gelaufen, nun, und die beiden andern Male begrüßte ich meinen alten lieben Freund Otto, der mir, wie gesagt, stets willkommen ist, aber leider nicht dazu beiträgt, meine Börse zu füllen. Scherz bei Seite, Otto, ich bin heute zu der betrübenden Erkenntniß gelangt, daß ich diese leidige Humoreske des Harrens keine vier Wochen mehr aushalte. Die kostspielige Einrichtung dieser ärztlichen Gemächer hat mein bischen Vermögen so ziemlich verarbeitet. Meine Schatulle pfeift auf dem letzten Loch, und wenn nicht ein Wunder geschieht, das heißt, wenn nicht endlich, endlich einer dieser Esel von Spießbürger anbeißt, so geht's mit mir über Bord! Du kannst mir dann ein Leichenpoem dichten!“

Otto hatte, während der Freund redete, sein Haupt düster und nachdenklich auf die Brust sinken lassen.

„Edgar,“ sagte er jetzt in dumpfem Tone, indem er die Hand des jungen Arztes ergriff und heftig drückte, — „Fortuna ist eine Metze! So lange die Sonne ihre

Bahn geht, hat ſich das Glück und der Erfolg ſtets nur an die Sohlen derjenigen geheftet, die es verſtanden, der gewiſſenloſen Lorette den Hof zu machen."

„Sehr gut!" lachte Edgar in bittrem Hohne; „ſehr gut! Unſre Weltanſchauung iſt die gleiche, Otto! Laß uns einen Verein mitteleuropäiſcher Miſanthropen gründen!"

„Sieh her!" fuhr Otto fort, indem er die Journale aus ſeiner Bruſttaſche holte. „Mir geht es nicht beſſer, als dir. Ich habe dir vor beiläufig einem Vierteljahre meine ‚Satiren' vorgeleſen . . ."

„Das gelungenſte Opus, das in dieſem papierenen Säculum das Licht der Welt erblickt hat . . ."

„Nicht doch! So hoch verſteigen ſich meine Prätenſionen nicht. Aber ich möchte mit Lord Byron das Recht beanſpruchen, da, wo ſo viele Krähen ungeſtraft ihr heiſeres Lied krächzen, gleichfalls eine Arie anſtimmen zu dürfen, ohne alsbald von den Zionswächtern der Kritik mißhandelt zu werden . . . Doch nein, ich will offen ſein . . . Ich geſtehe dir, daß ich überzeugt bin . . ."

„In deinen ‚Satiren' ein Meiſterwerk geliefert zu haben! Das iſt's ja, was ich ſage . . ."

„Nein, Edgar, ich wiederhole dir . . ."

„Und ich erkläre dir bei meiner Ehre, daß deine Wiederholungen mich kalt laſſen. Siehſt du, Otto, es iſt albern, wenn du mir gegenüber eine falſche Beſcheidenheit zur Schau trägſt. Du weißt ſo gut, wie ich, daß die ‚Satiren' von Geiſt und Witz, von ſtimmungsvollen Schilderungen und humoriſtiſchen Einfällen überſprudeln; daß keine Bosheit im Stande iſt, dir den Ruhm der höchſten Originalität wegzudisputiren; kurz, daß du eine Dichtung von claſſiſcher Bedeutung geliefert haſt; und wenn die Kritik das Gegentheil behauptet, ſo beſtärkt mich dies nur in meiner Anſicht von der Niederträchtigkeit aller irdiſchen Dinge."

„Sie behauptet ja auch nicht direct das Gegentheil,"

stammelte der junge Dichter in sichtlicher Verwirrung ... „aber ... ja, wenn ... die Sache ist die ..."

„Erkläre dich deutlicher," unterbrach ihn Edgar mit einer komisch-gravitätischen Handbewegung. „Ohne Umschweif: Was hast du in petto? Ich kann diese mädchenhafte Verschämtheit als das Symptom einer reinen Seele nur hochachten, aber mit einer geraden, biedren Unverfrorenheit kommt man rascher zum Ziele. Sprich, Jüngling!"

„Gut," sagte Otto. „Du sollst mir nicht nachsagen, daß ich dein Gebot bezüglich der Promptheit meiner Enthüllungen mißachtet hätte. Vernimm also: Ich halte sämmtliche Kritiker unsrer Haupt- und Residenzstadt für schwarze Verbrecher!"

„Du sprichst ein großes Wort gelassen aus."

„Gelassen? O wüßtest du, wie es mir im Busen kocht und siedet! Geriethe mir in diesem Augenblicke Huberti von der ‚Literarischen Zeitung' oder Kunzen vom ‚Abendcourier' in die Griffe, ich weiß nicht, ob ich mich nicht morgen wegen einer schweren Körperverletzung zu verantworten hätte! Der anonymen Kritikaster der ‚Freitagszeitung', der ‚Nachtlampe', des ‚Telegramms' und wie die Blätter alle heißen mögen, gar nicht zu gedenken!"

„Sie haben dich also übel mitgenommen?"

„Pah! denkst du, ich würde mich um ein paar mehr oder minder parlamentarische Ungezogenheiten grämen? Im Gegentheile! Was kann der Satiriker anders erwarten, als Befehdungen und falsche Auslegungen? Wenn sie mir spaltenlange Injurien an den Kopf geworfen, wenn sie behauptet hätten, ich sei der ruchloseste, frivolste Poet, den je Kronions Regen genäßt habe — ich würde kein Wort darüber verlieren. Dergleichen superlativische Angriffe können nur dazu dienen, die Aufmerksamkeit des Publicums wach zu rufen. Aber nein: sie loben mich!"

„Sie loben dich? Und das bringt dich so in Wuth?"

„Versteh mich recht, Edgar. Es gibt ein Lob, das verletzt, beleidigt und schädigt, just wie es einen Tadel gibt, der erhebt und fördert. Doch du wirst selbst urtheilen. Vor zehn Wochen sind die ‚Satiren' im Druck erschienen. Seitdem habe ich gesammelt, was ich von Besprechungen, Erwähnungen u. s. w. auftreiben konnte. Immer hoffte ich, dir einmal eine vernünftige literarhistorische Studie vorlegen zu können, in welcher das eigentliche Wesen meiner Satiren richtig erkannt und gewürdigt wäre: aber ich wartete vergeblich. Sieh, Edgar, ich bin wahrhaftig geduldig und nachsichtig. Als sie mir vor einem Jahre meine Novelle in Versen, die ‚Blonde Isolde', todtschwiegen, da sagte ich zu mir selbst: Beruhige dich, Otto; es ist ein Erstlingswerk! Das zweite Mal wird's besser gehn! — Aber nun . . . weiß Gott, Edgar, es ist himmelschreiend! . . ."

„Sie loben dich, sagst du? Und doch bist du so mißgestimmt? Also klingt ihr Lob wie Ironie?"

„Nein, Edgar. Aber nimm einmal an, du hättest eine Cur zu Stande gebracht . . ."

„Du lieber Gott!"

„Nun, was seufzest Du? Das kann dir über Nacht passiren. Ein einziger glücklicher Zufall . . ."

„Erinnere mich nicht an meine schwindsüchtige Schatulle, Dämon, der du bist!"

„Nun, es ist ja nur eine Annahme. Also, wie gesagt, nimm an, du hättest eine Cur zu Stande gebracht, auf deren Gelingen du so recht von Herzen stolz wärest. Und nun kommt ein Amtsbruder von dir, der nur die größere Zahl der Jahre vor dir voraus hat, den du aber im Grunde zehn Mal zu übersehen glaubst, und sagt dem Publicum in schulmeisterndem Tone, du habest da etwas recht Braves geleistet, zumal für einen Anfänger . . . man könne das nur lobend anerkennen . . . und mit redlichem Fleiß und rastlosem Studium werdest du es

noch einmal zu einem recht brauchbaren Arzte bringen ... Was würdest du zu einem solchen Lobe sagen? Wie?! ... Nun: diese Methode befolgt Huberti von der ‚Literarischen Zeitung' und Kunzen vom ‚Abendcourier'. Huberti hat einen hämischen, boshaften Charakter. Ueberall wittert er einen Concurrenten, der ihn verdunkeln könnte. Er hat vor einigen Jahren selbst ein Bändchen satirischer Poesien veröffentlicht, schauderhaftes Zeug, das ich nicht meinem Feind zur Lectüre wünsche, geschweige denn dir und mir. Junge, auftauchende Talente sind ihm ein Greuel; erst wenn ein Autor das Zeitliche gesegnet hat, wird er für Herrn Huberti beachtenswerth. Da, lies nur das dumme Geschreibsel, und sag' selbst, ob man dabei nicht aus der Haut fahren möchte."

Er reichte dem Freunde eins der mitgebrachten Journale, und wies ihm unter der Rubrik: ‚Humoristische Literatur' einen rothangestrichenen Passus.

Edgar las:

„„Satiren", von Otto*****. Das Bändchen enthält manches Ansprechende; auch ist der Reim hin und wieder nicht unglücklich behandelt. Doch scheint der Verfasser den Unterschied zwischen d und t, b und p, s und sz nicht zu kennen. Einzelne Schilderungen verrathen eine gewisse Gabe für die Naturbeobachtung. Wir möchten dem Autor das Studium Wielands anrathen.'

„Nun?" fragte Edgar, als er geendet hatte. „Ist das die ganze Kritik?"

„Nicht wahr," entgegnete Otto, „es ist eine Unverschämtheit, in unsrer an Humor ohnehin so armen Zeit ein fast 300 Seiten starkes Buch vom Schlage meiner Satiren mit fünf, sechs Zeilen abzuspeisen. Aber das ist ächt Huberti'sche Manier. Gäbe er mehr, so würde die Geschichte dem Publicum zu sehr in die Augen springen. Wissenschaftliche Werke, Romane, Tragödien, — kurz,

Alles, was ihn nicht näher berührt, bespricht er in spaltenlangen Bravour-Artikeln. Wo aber seine eigene Krone ins Spiel kommt, da ist er knapper, als ein Spartaner."

„Nun, und sein College Kunzen vom Abendcourier?" fragte Edgar, als der junge Poet geendet hatte und sich jetzt hastig mit dem Taschentuch über das erglühende Antlitz fuhr ....

„O, der treibt die Sache noch toller," versetzte Otto mit einem bitteren Kräuseln der Lippe. „Er macht gar kein Hehl daraus, daß ihm jede literarische Novität im höchsten Grade lästig und bedenklich ist. Man citirt Aussprüche von ihm, die classisch zu nennen wären, wenn sie etwas weniger brutal klängen. In seinen ‚kritischen Wanderungen' bespricht er ausschließlich die neuen Auflagen älterer Schriftwerke, deren Verfasser nicht mehr ‚gefährlich' werden können. Die Schöpfungen der Gegenwart erledigt er noch flüchtiger, als Huberti. Nur dem modernen Lustspiel widmet er eine eingehendere Aufmerksamkeit. ‚Die Bühne' — so sagte er neulich im Journalistenverein — ‚ist eine Welt für sich; sie hängt mit der übrigen Literatur nur äußerlich zusammen; ob sie an Ueberflutung oder Ebbe leidet, — uns kann es gleichgiltig sein. Aber die Branchen, die uns unmittelbar berühren, mit einem Worte, das gesammte nichtdramatische Schriftthum, — das ist der Boden, den wir zu schützen haben! Es gibt nachgerade eine solche Unmasse von Halbtalenten, daß ein Kritiker von Tact und Charakter *principiell* jeden neuen Nachschub hindern muß. Sonst erstickt der überwuchernde Lolch den Weizen. Ich stehe daher *jedem* modernen Autor a priori feindlich gegenüber!' Das sind seine ureigensten Worte. Was sagst du dazu?"

„Der Mann hat wenigstens ein klar ausgesprochenes Programm, und obendrein ist die Methode bequem."

„Aber gewissenlos! Himmel und Hölle, wenn die

Kritik sich nicht unserer erbarmt, woher soll denn das Publicum erfahren, daß wir überhaupt so frei sind zu existiren? Wir können uns doch nicht ausposaunen lassen, wie Malzextract?"

„Hm! Wer weiß! In einer so niederträchtigen Welt sollten alle Mittel erlaubt sein."

„Aber die Kosten? Wer bestritte die Kosten? Du weißt, wir Poeten sind bei der Theilung der Erde zu kurz gekommen."

„Und wie hat sich denn nun dein Herr Kunzen über die ‚Satiren' ausgelassen?"

„Hier lies!"

Edgar entfaltete die dargereichte Nummer des ‚Abendcouriers'.

„Wohlfeile Ausgabe von Schillers Gedichten . . . ."

„Weiter unten," bedeutete ihn Otto.

„Bei meiner Ehre," versetzte der junge Arzt, „der Kritikaster bespricht das ‚Mädchen aus der Fremde' und ‚Laura am Clavier' mit einer Ausführlichkeit, als ob Schiller erst vor zwei Monaten die Karlsschule verlassen hätte . . ."

„Er hat das Glück, bereits im Jahre 1805 verstorben zu sein!" seufzte Otto. „Weiter unten . . . ."

„Reisebilder von Heinrich Heine, **te Auflage . .."

„Weiter unten . . ."

„Dramatisches. — Karlstheater. — Der Kakadu, großes Volksschauspiel in acht Acten und siebzehn Bildern von Ulrich Quickselber . . . Sieh da, sieh da, er versteht ja zu loben, der Signor Kunzen . . . Treffliche Situationen . . . gesunder Humor . . . tüchtige Weltanschauung . . . ei, ei, das klingt ja sehr befriedigt . . sehr befriedigt . . . Aber wo steht denn nur der Passus über deine ‚Satiren . . .' Ah, richtig, hier: ‚Ein recht empfehlenswerthes Büchlein . . .' Ob Herr Kunzen wol mehr davon gelesen hat, als den Titel?"

„Ein recht empfehlenswerthes Büchlein!“ wiederholte Otto. „Und nun frag' ich dich, wer soll sich auf diese Bêtise hin für mein Opus interessiren . . .?“

„Ja, da weiß ich dir keinen andern Rath, als den: Schreibe ein Volksschauspiel in acht Acten und siebzehn Bildern! . . .“

„Du weißt, ich habe kein dramatisches Talent . . .“

„Das ist auch nicht nöthig. Ich habe den ‚Kakadu‘ gesehen . . . Ich versichere dich, einen solchen brüteſt du im Schlaf aus.“

„Aber, carissime, wenn ich doch keinen Beruf dazu fühle . . .“

„So laufe zeitlebens als verkanntes Genie herum, — oder besser noch, — stirb! Wenn du erst einmal draußen im Grünen liegſt, wird Herr Kunzen dich gewiß für einen großen Dichter erklären!“

Otto wollte etwas erwiedern, als es leise an die Thür klopfte.

Edgar fuhr empor.

„Herein!“ rief er mit einer Stimme, die sich vergeblich bemühte, gleichgiltig zu klingen.

Es war nur Franz, der Bediente.

Verschmitzt lächelnd steckte er sein breites Gesicht durch die Flügelpforte.

„Hol' dich der Henker!“ polterte der junge Arzt in energischem Fortissimo. „Ich denke Wunder, wen du mir anmelden willſt, und nun schneideſt du dein stereotypes, dummes Gesicht, dem man auf hundert Schritte ansieht, daß wir nach wie vor in der Tinte sitzen!“

„Erlauben Sie, meine Herren, daß ich in Demuth näher trete?“ fragte der Bediente, noch immer grinsend und schmunzelnd.

„Was willſt du? Sprich rasch und mach', daß du wieder auf deinen Posten kömmſt.“

„Ach ja, Herr Medicinalrath. Es könnte ja Jemand klingeln . . .“

Edgar mußte lachen.

„Ich glaube, du willst mich zum Besten halten. Warte, Bursche, ich reibe dir deine langen, purpurnen Ohren!“

„I, meine Ohren sind so übel nicht, Herr Medicinalrath. Verzeihen Sie, meine Herren, aber vermöge dieser langen Ohren habe ich wider Willen gehört, was die Herren miteinander gesprochen haben . . .“

„So! Gelauscht hast du also!“

„Beileibe nicht! Nur ganz per Zufall!“

„Ich kenne das. Was sagst du dazu, Otto?“

Otto zuckte die Achseln.

„Nun, und was soll's, Spitzbube? Zum Glück war weder von Staatsgeheimnissen noch von Herzensangelegenheiten die Rede . . .“

Franz kreuzte wie zum Zeichen seiner grenzenlosen Ergebenheit die Hände vor der Brust und verneigte sich.

„Und wenn selbst, Herr Doctor . . . Sie kennen mich! Seit vier Jahren bin ich in Ihren Diensten . . . Sagen Sie selbst, Herr Doctor . . .“

„Es ist wahr, du bist ein ehrlicher Kerl, Franz. Aber nun laß die langweiligen Redensarten und komm' zur Sache. Was willst du?“

„Nun, wie ich also draußen sitze und höre — ganz per Zufall, Herr Doctor — da klingt mir mit einem Male mein rechtes Ohr. Halt! sage ich zu mir selbst. Halt, Franz! Dein rechtes Ohr klingt! Sie müssen nämlich wissen, meine Herren, jedes Mal, wenn mir das rechte Ohr klingt, kommt mir eine glückliche Idee . . .“

„Nun, und?“

„Nun, ich passe also auf meinen inneren Menschen auf, um die glückliche Idee ja sofort beim Schopfe zu

packen! Richtig! Da taucht sie auf ... Ich greife zu ... Schwapp ... Da ist sie!"

„Du bist doch immer noch der Alte!" versetzte Edgar mit sichtlicher Heiterkeit. „Und was ist das für eine Grille, die du auf die angegebene Weise gefangen hast? Wieder so ein Vorschlag im Genre deiner Lebenstinctur? Ich kann mir schon denken, wo die Sache hinausläuft."

„Ich wette, Herr Doctor, daß Sie's diesmal nicht errathen, und wenn Sie alle Ihre Gelehrsamkeit aufbieten! Meine Idee bezweckt nichts Geringeres, als Ihnen und dem Herrn Otto mit einem einzigen Geniestreich aus der Patsche zu helfen!"

„Du redest vermessen, Sklave!"

„Nicht so vermessen, als Sie glauben. Mein Plan gründet sich auf eine genaue Erwägung der Sachlage. Ich habe Alles gehört, was Herr Otto Ihnen über die Zeit- und Weltverhältnisse mitgetheilt hat. Die heutigen Kritiker ..."

„Jetzt wird die Sache pikant!" rief Otto lachend, indem er seine Journale zusammenpackte. „Also: die heutigen Kritiker ..."

„Na, was soll ich lang reden, meine Herren! Ich sehe, Sie trauen mir nichts zu; Sie zweifeln an meiner gesunden Vernunft. Da halt' ich lieber, mit Respect zu vermelden, das Maul ..."

„Nicht doch!" sagte der junge Arzt, indem er seinem Freunde einen beschwichtigenden Wink gab. „Sprich frei von der Leber weg; wenn deine Hirngespinnste nichts nutzen, so schaden sie auch nichts. Vorwärts!"

„Ich habe also einen Vetter, der ist beim ‚Abendcourier', was man Stadtreporter nennt. Wenn z. B. ein Kind von einer Droschke überfahren worden ist, oder wenn Einer Eine entführt hat, oder wenn sich Einer den Hals abgeschnitten hat, so sieht sich mein Vetter die Geschichte an und notirt sich's, und das kommt dann unters Ver-

mischte, und mein Vetter hat mir hundert Mal gesagt, er hätte von sämmtlichen Mitarbeitern des ‚Abendcourier' die meisten Leser . . . Selbst Herr Kunzen schlägt immer hinten die Mannichfaltigkeiten auf, und wenn er ein Viertelstündchen drin herumgestöbert hat, so schreibt er zur Abwechslung eine kleine Kritik, und dann amüsirt er sich wieder am ‚Verschiednen'. So durchblättert er sechs, sieben Journale: — mein Vetter kennt Einen, der es selbst mit angesehen hat . . ."

„Und was soll uns das nützen? Willst du die ‚Satiren' meines Freundes etwa unter den Unglücksfällen besprechen lassen?"

„Ich denke nicht daran, Herr Doctor, ich denke nicht daran. Mein Plan ist viel tiefsinniger. Aber soll ich den Herren nicht eine Flasche Rüdesheimer . . .?"

„Du fürchtest dir wol eine trockne Kehle zuzuziehen, pfiffigster aller Livreeträger? Gut, hole eine Flasche Rüdesheimer! Ich fange an, zu glauben, daß du in der That etwas Leidliches in petto hast. Oder besser, hole gleich zwei Flaschen! Was sagst du zu diesem Original, Otto?"

Der junge Autor schüttelte den Kopf, als sei er mit sich selbst noch nicht völlig im Klaren. Franz aber eilte auf beflügelten Sohlen nach dem Keller und kehrte nach wenigen Minuten mit drei blaugesiegelten Bouteillen zurück.

„So," sagte er, indem er nach Athem rang. „Wir können's uns schon erlauben, Herr Medicinalrath! Das geht einstweilen aufs Conto Ihrer künftigen Praxis. Ich will diese drei Flaschen allein trinken, wenn Sie nicht in vier Wochen der beliebteste Arzt des ganzen Stadtviertels sind. Meine Idee ist unfehlbar!"

„So leg' los, Pontifex!" rief Edgar; „zuvor sieh indeß einmal nach der Flamme im häuslichen Herde. Es ist niederträchtig kalt in dieser verwerflichen Welt."

Franz warf einen Arm voll Holz in das lodernde Kamin, entkorkte eine der dickbauchigen Flaschen und setzte sich dann, auf einen Wink seines Herrn, in den nächsten Lehnstuhl, — leicht und behaglich, ohne indeß die Rücksichten, die er dem Gebieter und dessen jugendlichem Freunde schuldete, außer Acht zu lassen.

Edgar goß die goldfunkelnden Fluten in die Gläser und warf sich dann langwegs auf den Divan, während Otto erwartungsvoll auf und nieder wandelte.

Eine Stunde später waren die drei Flaschen bis auf den letzten Tropfen geleert, Franz hatte seine Idee bis auf die feinsten Detailzüge entwickelt, und die beiden Freunde schienen mit dem Resultate ihrer Sitzung im höchsten Grade zufrieden.

„Verlaß dich darauf, Otto," sagte Edgar, indem er dem scheidenden Autor die Hand drückte, „die Geschichte wird glücken! Wer auf die Schwächen dieser tristen, sublunarischen Existenzen speculirt, der verrechnet sich nie! Auf naturgemäßem Wege gelangen wir nun einmal nicht zum Ziele: also schlagen wir den Pfad der Extravaganzen ein! Gott befohlen, Otto! Spiele deine Rolle mit gewohnter Genialität und pauke deinen Heinrich ordentlich ein. Was Franz und mich betrifft, für uns stehe ich! Adieu, lieber Junge!"

Der Verfasser der ‚Satiren' eilte mit hastigen Schritten die Treppe hinunter. Edgar aber sagte in feierlichem Tone zu seinem Bedienten:

„Franz! Wenn Alles nach Wunsch geht, so sollst du funfzig Thaler Zulage und einen goldbordirten Dreimaster bekommen!"

Worauf der Diener erwiederte:

„Herr Medicinalrath, die Zulage acceptire ich; dagegen möchte ich beantragen, den Dreimaster in Rüdesheimer umzusetzen."

Und somit waren die Präliminarien geregelt.

Der große Kritiker des ‚Abendcouriers', Dr. Karl Dietrich Kunzen, saß, achtundvierzig Stunden nach den geschilderten Vorgängen, von gewaltigen Bücherschichten umlagert, in seinem Arbeitszimmer und war damit beschäftigt, seine für den folgenden Tag bestimmte ‚Kritische Wanderung' abzufassen.

Er hatte bereits den Hauptartikel, — eine Besprechung der neuesten Ausgabe von Gutzkow's Uriel Acosta — vollendet und durchblätterte nun die eingelaufenen Novitäten, um wenigstens hinter seinem Collegen Huberti von der ‚Literarischen Zeitung', der die Neuigkeiten des Büchermarkts doch mit einigen Zeilen erwähnte, nicht allzu auffällig zurückzustehen! . . .

„Novellen von Ferdinand Brünig," murmelte er vor sich hin . . . „Aachen, bei Theophil Habakuk . . ."

Er schürzte die olympischen Brauen.

„Habakuk?" fuhr er in seinem halblauten Selbstgespräche fort . . . „Habakuk, der sich weigerte, meine Uebertragungen aus dem Englischen zu verlegen? Wahrhaftig! Und der Mensch wagt mir ein Recensionsexemplar einzusenden? Warten Sie, Herr Theophil!"

Hastig tauchte er die Feder ein; hastig kritzelte der Kiel über das Papier.

„So! . . . . ‚Ein gutgemeinter Versuch' . . . Das wird ziehen, denk' ich! ‚Leider fehlt dem Autor die erforderliche gestaltende Kraft, um selbst die bescheidensten Ansprüche der Kunst zu befriedigen. Sein Stil ist roh und ungelenk. Seine Erfindung entbehrt jeder Originalität! So ist denn das Büchlein trotz aller Redlichkeit des Verfassers herzlich langweilig ausgefallen'. So!"

Er legte mit dem Ausdrucke der höchsten Genugthuung die Feder bei Seite.

„Langweilig!" brummte er vor sich hin! „Das versetzt ihm den Todesstoß! Der goldne Spruch: ‚Tout genre est bon hors le genre ennuyeux' gilt nirgends so

unantaſtbar, als bei der Novelle! Wehe ihr, wenn ihr die Pointe fehlt!“

Er ergriff ein andres Buch.

„Gedichte, von Bertha Liljenblatt ... Ein Frauenzimmer ... Pah, die thut Keinem weh, und wenn denn überhaupt doch einmal hin und wieder gelobt werden ſoll, ſo iſt's noch am beſten, man wählt eines dieſer harmloſen Gänſeblümchen ... Was ſingt ſie denn ...? Frühling ... Liebe ... Das Vergißmeinnicht ...

... Es naht der Lenz, im Aether ſingt die Lerche;
Die Thäler blühn, es blühen ſelbſt die Berge,
Die Schafe ziehen blökend aus dem Pferche,
Und friſches Grün umgaukelt ſelbſt die Särge ...

Die thut Keinem weh!... Wo iſt das Ding denn erſchienen? Brückenwalde, bei Schnüffler... Unbekannt! Hm!“

Abermals tanzte die Feder über den großen Conceptbogen. Er ſchrieb:

„Ein eben ſo ſinniger als anſprechender Blütenſtrauß. Die Dichterin findet hin und wieder die melodiöſeſten Weiſen. Die belebte wie die unbelebte Natur ſind ihr in gleichem Grade vertraut. Ihre Phantaſie durchſchweift alle Höhen und Tiefen, und der leiſe Hauch von Wehmuth, der ſich wie ein herbſtlicher Duft über einzelne ihrer Schöpfungen breitet, wird gewiß nur dazu beitragen, dem reizenden Büchlein namentlich unter den Frauen recht zahlreiche Freunde zu erwerben ...“

Herr Kunzen unterzeichnete dieſe Notiz nicht mit ſeiner üblichen Chiffre: D.-K., ſondern mit einem dicken, achteckigen Sterne.

Weiter.

„Schach der Königin! Humoriſtiſches Epos von Ernſt Eckſtein. Stuttgart, A. Kröner... Heiliger Nepomuk, das Ding wiegt ſeine zwei Zollpfund! Zwanzig Geſänge! Hm, hm, darüber muß man wol ein paar Tropfen Tinte

verſpritzen! Wenn ich nicht irre, hat Huberti bereits ... ich glaube, in der letzten Sonntagsnummer ...“

Er durchſuchte einen Stoß Zeitungen; nach wenigen Minuten hatte er das Gewünſchte gefunden.

„Richtig! Hier! Ei ſieh doch, mein Herr College iſt ja ſelten ſo biſſig geweſen! Parbleu, ſind das Wendungen! Nein, ſo was lebt nicht! J, da kann's ja nichts ſchaden, wenn ich der ‚Literariſchen Zeitung‘ ein Bischen auftrumpfe ...“

Ein ſelbſtbewußtes Lächeln glitt über ſeine Lippen. Er ſchrieb:

‚Gewiſſe Blätter ſcheinen es ſich zur Aufgabe gemacht zu haben, ſelbſt bedeutenden Leiſtungen gegenüber in einſeitiger‘ ... „hm, nein, das iſt zu gelinde ... in lächerlicher ...“

Eben ſollte die ‚Literariſche Zeitung‘ durch ein furchtbares Subſtantiv moraliſch vernichtet werden, als es an die Thüre klopfte. Man brachte Herrn Kunzen die Abendjournale.

Alsbald war ‚Schach der Königin!‘ und Herr Huberti vergeſſen. Der Kritiker ſchob ſein Manuſcript zurück und vertiefte ſich in die Lectüre der Telegramme und Mannichfaltigkeiten.

Plötzlich ſtutzte er.

„Otto ***, der Verfaſſer der mit ſo allgemeinem Beifall aufgenommenen Satiren,“ — murmelte er nachdenklich durch die Zähne ... „der Name kommt mir bekannt vor ... Sollte ich vielleicht in einer meiner Kritiſchen Wanderungen‘ ...? Aber das iſt in der That ſeltſam! Wenn man dem Reporter keinen Bären aufgebunden hat, wahrhaftig ... Dann muß ich geſtehn ... Vielleicht findet ſich etwas Näheres im ‚Abendcourier‘“ ...

Er entfaltete das genannte Journal und las mit wachſendem Erſtaunen wie folgt:

„Der junge Dichter Otto ***, Verfaſſer der trefflichen

Novelle in Versen: ‚Die blonde Isolde‘ und der jüngsthin mit so lebhaftem Beifall begrüßten ‚Satiren‘ ist gestern Vormittag eines plötzlichen Todes gestorben. Die Umstände, welche sein unverhofftes Hinscheiden begleiteten, sind so eigenthümlicher Natur, daß sie das Interesse weiterer Kreise herauszufordern scheinen. Der Poet erfreute sich noch des Tags zuvor der besten Gesundheit. Gestern früh erwachte er um die gewöhnliche Stunde, kleidete sich an und rief alsdann seinem Diener, der im Vorzimmer mit allerlei häuslichen Arbeiten beschäftigt war. ‚Heinrich‘, sagte er zu dem Hereintretenden, ‚ich werde heute um elf Uhr als Dichter mit dem Lorbeerkranze gekrönt werden.‘ Der Diener glaubte, sein Herr scherze, und gab eine entsprechende Erwiederung. ‚Du bist im Irrthum,‘ versetzte Otto, ‚ich rede völlig im Ernste. Um elf Uhr erwarte ich die Muse.‘ Dem Diener ward bei diesen Worten etwas bänglich zu Muthe; als er jedoch sah, daß sein Herr ganz ruhig und gelassen schien, dachte er, es stecke da irgend ein völlig natürliches Geheimniß dahinter, das sich schon zur rechten Zeit aufklären werde, und fragte, ohne sich weiter den Kopf zu zerbrechen, was Herr Otto befehle.

‚Setze dort zwei Kerzen auf den Tisch und halte dich bereit, wenn ich deiner bedürfen sollte.‘

Der Diener verbeugte sich und wollte gehen.

‚Halt, Heinrich. Ich wünsche vorher zu frühstücken. Du wirst das Nöthige veranlassen.‘

Der junge Dichter sagte dies Alles mit einer so klaren, vernünftigen Stimme, daß Heinrich sich vollkommen beruhigte.

Otto frühstückte um zehn Uhr mit vorzüglichem Appetit. Dann setzte er sich auf die Ottomane, wie Einer, der Etwas erwartet.

Um drei Viertel auf Elf rief er den Diener von neuem.

‚Hier stelle dich an die Pforte,‘ sagte er in freundlichem Tone; ‚Sie kommt . . .‘

Er erhob sich hierauf vom Divan, zündete die beiden Kerzen an und trat in die Mitte des Zimmers.

Plötzlich erblaßte er.

‚Sie kommt!‘ wiederholte er, ‚aber sie trägt eine eiserne Dornenkrone in der Rechten. Weh' mir, die furchtbare Last wird mich erdrücken!‘

Er streckte beide Hände vor, als wolle er Etwas von sich abwehren.

‚Verschone, o verschone mich!‘ stammelte er mit zuckender Lippe. ‚Habe Erbarmen mit meinem armen, brennenden Hirn!‘

Eine halbe Minute lang stand er so da, den Oberkörper nach vorn übergebogen, — bleich und zitternd, wie ein Fieberkranker.

Dann schrie er gell auf und brach jählings zusammen. Der herzueilende Diener fand nur noch eine Leiche.

Die ärztliche Untersuchung hat bis zur Stunde noch zu keinem irgend wie befriedigenden Ergebniß geführt. Ein Gehirnschlag scheint nach Allem, was man darüber erfährt, nicht vorzuliegen. Vielleicht geben die Papiere des Verstorbenen über die psychologischen Ursachen des unerhörten Ereignisses einigen Aufschluß.

Der talentvolle Dichter hinterläßt drei unvollendete Manuscripte, mit deren Herausgabe sich, dem Vernehmen nach, sein intimer Freund, Doctor Freising, befassen wird. Ohne Zweifel verleiht die eigenthümliche Todesart des Autors diesen Schöpfungen, in denen er sein innerstes Ich niedergelegt haben soll, ein wesentlich gesteigertes Interesse.“

Herr Kunzen schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Der Fall ist in der That geeignet, das allgemeinste Aufsehen zu erregen . . . Hm, hm . . . Wo hab' ich doch

seine ‚Satiren' hingelegt ...? Muß doch mal 'reinschauen ... Vielleicht bieten sie einen Anhaltspunkt ..."

Er durchstöberte die aufgestapelten Schätze und fand nach einer Viertelstunde das sauber ausgestattete Bändchen, dessen Motto:

„So viel Arbeit um ein Leichentuch?"

ihn jetzt lebhaft zu frappiren schien.

„Hm! Eine gereizte Natur! Aber ein schönes Talent! Wahrhaftig, ein ganz ungewöhnliches Talent! Der hätte es noch zu was bringen können, hol' mich dieser und jener! Nun, es fügt sich ja vortrefflich, daß mir der Artikel des ‚Abendcouriers' noch heute in die Hände fiel. Morgen werden alle Zeitungen der Residenz die willkommene Beute verwerthen ... So bin ich doch der Erste! Ja, ja, in Form eines Nekrologs, — so wird sich's am besten machen. Ich veranstalte eine kleine Blütenlese aus seinen Dichtungen, — zumal von solchen Stellen, die auf seinen frühen Tod Bezug zu haben scheinen. Die Idee ist brillant! ... Rasch ans Werk, Kunzen, eh' dir ein Andrer zuvorkommt! Ich werd' einmal tüchtig loslegen ... Huberti soll sich schwarz ärgern!"

Mit diesen Worten rückte er den Sessel näher zum Tisch heran und begann die ‚Satiren' einem eifrigen Studium zu unterwerfen. Dazwischen kritzelte er von Zeit zu Zeit ein paar flüchtige Notizen auf sein Papier oder strich hin und wieder ein paar Strophen mit Rothstift an. Nach Ablauf einer halben Stunde waren die Vorarbeiten vollendet: die „literar-historische Skizze" nahm ihren Anfang.

Herr Doctor Kunzen schien von den Leistungen seiner kritischen Feder heute ganz absonderlich erbaut zu sein. Vier oder fünf Mal spielte ein beifälliges Lächeln um seine schmalen, blutlosen Lippen, fünf oder sechs Mal nickte er ein Nicken der tiefsinnerlichsten Befriedigung.

„Das ist viel gesagt!" murmelte er, als er die dritte

Quartseite mit dem Löschblatt bedeckte ... „Sehr viel! ... ich möchte fast behaupten, zu viel ...! Aber ... er ist ja todt! ..."

Und wieder tauchte er den Kiel in das dickleibige Alizarin-Tintenfaß, und wieder reihte sich in genialster Unleserlichkeit Zeile an Zeile.

Um sieben Uhr war das letzte Jota betüpfelt. Der behagliche Glanz, der des Aesthetikers kahle Stirne umschimmerte, verrieth, daß die Skizze den Namen eines Cabinetstücks verdiene. Mit zahlreichen Citaten aus den „meisterhaften Satiren des unglücklichen jungen Mannes" hatte er nachgewiesen, daß die ganze Naturanlage des Dichters mit mathematischer Nothwendigkeit zu der verhängnißvollen Schlußkatastrophe führen mußte. Er verfolgte die Steigerung seiner seelischen Verstimmung von Gedicht zu Gedicht und theilte schließlich als „Krönung des Gebäudes" die sieben Anfangsstrophen der letzten Satire in extenso mit, — nicht ohne hinzuzufügen, daß die in ihnen vorwaltende Bitterkeit bereits den Stempel der bedenklichsten Krankhaftigkeit trage. Die Strophen aber lauteten:

Der Aerger pflegt am Lebenskeim zu nagen;
Er legt des Daseins schönste Kräfte lahm.
Weil Fust gemein und bübisch sich betragen,
Starb Guttenberg vor Bitterkeit und Gram.
Und weil das Volk die Diener ihm erschlagen,
Das schnöde Volk, versumpft und ohne Scham,
Sank Wenzel mit dem Angstruf: O Jehovah!
Vom Schlag getroffen, röchelnd auf das Sopha.

Doch wer von allen staubgebornen Wesen,
Vom Euphrat bis zum schiffbefä'rten Belt,
Vom Jüngling, der die Nadel sich erlesen,
Bis zum Ulanen, der die Pike fällt,
Vom Dienstmann, der den langgestielten Besen,
Bis auf zum Papst, der Stab und Schlüssel hält ...
Wer ist von Bessarabien bis nach Spanien
Gequälter, als ein Autor in Germanien?

Herr Müller war, wie Fama uns berichtet,
An Geist und Herz ein Wunder seiner Zeit.
Er hatte manches Trauerspiel gedichtet
Und Distichon an Distichon gereiht.
Doch auch Idyllen zierlich aufgeschichtet, —
Ja selbst der Prosa wacker sich geweiht ...
Er schrieb, gespickt mit hochgelehrten Noten,
Kritiken in den „Bickeberger Boten".

Doch ach, des „Boten" frevle Redacteure,
Ein schwarzes, schnödes, seelenloses Paar,
Belohnten, wie ich schmerzdurchdrungen höre,
Nur selten Müllers Prachtartikel baar.
Sprach Müller dann: „Verzeih'n Sie, wenn ich störe,
Sie wissen ..., mein bescheidnes Honorar ..."
So hieß es stets: „Sie werden uns entschuldigen:
Sie müssen noch ein Weilchen sich gedulden."

Auch sein Verleger, Mendelsohn in Aachen,
Vergalt ihm schlecht des Liedes fromme That.
Er sagte Ja, — doch listig und verschlagen
Ließ er das Herz, das gläubig ihm genaht,
Die Centnerlast der Druckerkosten tragen,
Indeß er selbst noch Spesen sich erbat ...
„Denn", — sprach er dumpf und raufte in den Haaren —
„So Verse sind die flau'ste aller Waaren!"

Ja, Müller, Müller, theurer Leidgenosse,
Auch ich empfand den Höllenfluch der Zeit!
In Prosa packt die jämmerlichste Posse;
Wer Prosa schreibt, ist drei Mal benedeit.
Beseligt klimmt von Sprosse er zu Sprosse,
Ihm hält das Volk den Fichtenkranz bereit,
Und weiß er kühn den Augenblick zu haschen,
So regnet's ihm Ducaten in die Taschen.

Wir aber, die wir fromm an goldner Quelle
Der Musen holdem Zwiegespräch gelauscht;
Wir, die wir früh an lichtbeglänzter Schwelle
Mit Pallas keusch den Weihekuß getauscht;
Wir, denen stolz des Wohllauts klare Welle
Cascadengleich vom Göttermunde rauscht;
Wir, die wir *metrisch* jubeln oder leiden, —
Wir, Müller, müssen trauernd uns bescheiden.

.... Kunzen bedauerte, daß die Raumverhältnisse ihm nicht gestatteten, dieses packende Belegstück bis zur letzten Stanze zu reproduciren, und gipfelte in der Behauptung, der Fall des beweinenswerthen Thomas Chatterton habe in dem Schicksale Otto's ein erschütterndes Pendant gefunden.

Noch desselbigen Abends wanderte die Skizze in die Druckerei. Sie sollte der nächsten Nummer des „Abendcourier" zur hervorragenden Zierde gereichen.

* * *

Vier Tage waren verflossen. Die gesammte Hauptstadt sprach von nichts Anderem, als von dem unglücklichen Dichter und seinem räthselhaften Ende. Huberti, der hinter dem Rivalen vom ‚Abendcourier' nicht zurückbleiben wollte, hatte dem „jungen Sänger" einen Aufsatz gewidmet, der die Skizze Kunzens sowol an Länge als an Wärme und Farbenglanz um ein Beträchtliches übertraf, — und die übrigen Journale der Residenz waren dem Beispiele der tonangebenden Blätter gefolgt. Bereits am Abend des dritten Tages waren die ‚Satiren' bis auf das letzte Exemplar vergriffen. Wendungen, wie: „Der Aerger pflegt am Lebenskeim zu nagen", oder: „Sie werden uns entschuldigen: Sie müssen noch ein Weilchen sich gedulden!" begannen alsbald den Charakter geflügelter Worte anzunehmen. Die Damenwelt empfand für den zu früh Dahingeschiedenen ein epidemisches Mitleid und erkundigte sich lebhaft nach seiner Beerdigungsstätte, um die Gruft mit Kränzen und Blumen zu schmücken. Ja, in einzelnen Zeitungen tauchte die Idee eines Denkmals auf, und die Redaction des ‚Postboten' erklärte sich bereit, desfallsige Beiträge in Empfang zu nehmen und an ein eventuelles Comité zu übermitteln. Kurz, Otto's Name schwebte auf allen Lippen, und da er ja todt war, so nahm Herr Kunzen am Abend des dritten Tages keinen Anstand, ihn für die bedeutendste literarische Größe

des letzten Decenniums zu erklären, — eine Proclamation, die, abgesehen von ihrer Unschädlichkeit, noch den Vorzug hatte, mehrere hundert Schriftsteller aufs Empfindlichste zu beleidigen.

Da ward das Publicum am Abend des vierten Tages durch ein Document überrascht, das gleichzeitig in der „Literarischen Zeitung" und im „Abendcourier" erschien und folgendermaßen lautete:

Wohlgeborenster Herr Redacteur!

Da ich persönlich die Ehre habe, bei Herrn Otto ***, dem Verfasser der „Satiren", seit zwei Jahren in Diensten zu stehen, so werde ich doch wol wissen, ob er gestorben ist. Dem ist aber nicht so. Er hat mich beauftragt, Ew. Wohlgeboren den wahren Sachverhalt mitzutheilen, weil er noch Vielens zu schwach ist, um eigenmächtig die Feder zu ergreifen, und somit erlaube ich mir, Sie zu belästigen.

Wohlgeborenster Herr Redacteur! Was Ihr werthgeschätztes Journal über die Ereignisse des vorigen Montags berichtet hat, ist im Wesentlichen richtig. Nur der Schluß ist von dem Herrn Schreiber fälschlich mitgetheilt worden, wie Sie mir wohl glauben werden, da ich ja eigenhändig dabei war.

Als nämlich Herr Otto *** hingestürzt war, da schlug ich Lärm von wegen der Hilfe. Die Nachbarn eilten zur Stelle, und ich sagte, holt mir einen Arzt, ich kann nicht weg gehn von meinem armen Herrn. Was soll er von mir denken, wenn ich ihn im Tod verlasse. Und so gehört sich's auch. Nach einer halben Stunde waren zwei der renommirtesten Doctoren herbeigeschafft, die untersuchten Herrn Otto und schüttelten die Köpfe und sagten: Es ist nichts mehr zu wollen. Ach, meine Herren, sagte ich, sehn Sie doch ja recht genau zu, ob Sie ihn nicht retten können. Er ist noch so jung, und es hat ihm nie

Etwas gefehlt im Leben, als hin und wieder einmal etwas Geld, wie das so vorkommt bei stürmischen Gemüthern. Aber die Herren Doctoren sagten, es ist nichts, er ist todt, wir können keinen Verstorbenen wieder lebendig machen, leben Sie wohl. Da fing ich an zu jammern und zu weinen und schimpfte und sagte, was kauf' ich mir vor die großen, hochgelehrten Mediciner, wenn sie Einem nicht helfen können, wo sich's um's liebe Leben handelt!

Nun, wie ich da so ärgerlich und betrübt bin, da sagt mir der Bediente von Geheimeraths im Bel-Etage, er wüßte einen Arzt, der hätte Alles nach einer ganz neuen Manier studirt und wäre nicht so verzagt, wenn's an's Leben ginge, weil er seiner Wissenschaft und Instinctivität trauen könne, — von wegen der Intelligenz; — er wohnte Blumenstraße siebzig, zwei Treppen, ganz nahe bei der Erneſtinenstraße, und wenn Jemand noch helfen könnte, so wäre der's!

Wohlgeborner Herr Redacteur! Ich wollte, Ihnen stürbe einmal Jemand so unter die Finger weg, damit Sie sich die Freude vergegenwärtigen können, mit der ich die Worte des Jean vernahm, und fragte ihn auch gleich, ob er den Arzt holen wollte. Da wir seit lange befreundet sind, so sagte er Ja, und kam nach einer starken Stunde mit Herrn Dr. Edgar Holgenburg zurück, und nun fing die Behandlung an.

„Es ist noch Hoffnung," sagte Dr. Edgar Holgenburg. Und ich war so glücklich, ach, Ew. Wohlgeboren, ich vermöchte es Ihnen nicht zu schilderm, und wenn ich mehr Gelehrsamkeit im Kopf hätte, als in Ihrem ganzen geschätzten Blatt steht. Und nach drei Tagen war mein lieber Herr gerettet, und Herr Dr. Holgenburg sagte: So, nun schonen Sie sich noch ein paar Tage, dann wird sich die Geschichte schon machen. Und zu mir hat er dann gesagt, es wäre ein ganz außerordentlicher Fall, er wolle ihn

nächstens wissenschaftlich bearbeiten und drucken lassen und er hat auch ein paar lateinische Namen gesagt, so was wie Spitalis oder Spiralis, ich hab's aber nicht verstanden, weil mein Vater selig damals das Schulgeld nicht bezahlen konnte und das Holz und die Lebensbedürfnisse so theuer waren. Dem Jean hat Herr Otto *** gestern hundert Courant gegeben, und was mich betrifft, so bin ich zu edel, um Vergütungen anzunehmen.

Somit verharre ich als Ew. Wohlgeboren ergebenster Freund

Heinrich Wehrum
Bedienter bei Herrn Otto ***
Ulrikenstraße und Ernestinenstraßen-Ecke.

Post-Nachschrift:

Sollten Sie diese Zeilen nicht erhalten, so thut es nichts. Ich habe ganz denselben Brief an Ew. Wohlgeboren Collegen geschrieben, wo Sie ihn abdrucken können.

Mit Ehrfurcht
Heinrich.

* * *

Wir haben nur noch wenig hinzuzufügen. Herr Kunzen sowol als Herr Huberti ließ sich durch die scheinbare Naivetät des originellen Schriftstückes imponiren. Sie reproducirten es mit Beibehaltung aller seiner Auswüchse und Verschrobenheiten. Der Erfolg des Briefes war ein ungeheurer. Jedermann forschte nach den Details dieser Wunderkur. Jedermann interessirte sich zwiefach für den Geretteten; Jedermann sprach von dem unübertrefflichen Kauz von Bedienten. Die Damen heuchelten Migräne und Rheuma, nur um den jungen Arzt zu Gesicht zu bekommen und das Nähere aus seinem Munde zu erfahren. Mit einem Worte, — der Streich des geriebenen Franz war in jeder Beziehung geglückt, und ehe vier Wochen vergingen, durften die beiden Freunde sich sagen,

ihre Carrière sei, wenigstens äußerlich genommen, so gut wie gemacht! Die ‚Satiren' erlebten binnen wenigen Monaten sechs Auflagen, die ‚Blonde Isolde' drei, und eine neue Dichtung des Poeten: ‚Francesca', war bereits acht Tage nach ihrem Erscheinen vergriffen. Die Kritik der Metropole mochte jetzt immerhin ihre Lobsprüche mäßigen und beschränken: der Wiederauferstandne war ein Liebling des Publicums geworden, und trotz seiner vierundzwanzig Jahre genoß er nach wie vor die erschlichnen Privilegien eines Längstbegrabnen: Er galt für classisch! Kunzen und Huberti ärgerten sich dergestalt über ihre voreilige Anerkennung des Todtgeglaubten, daß sie bereits im folgenden Herbst kurz nach einander in die Grube sanken. Friede ihrer Asche! Dr. Edgar Holgenburg ist gegenwärtig einer der meistbeschäftigten Aerzte des Continents. Nach des Tages Last und Hitze pflegt er mit Otto nach althergebrachter Weise zu plaudern und zu zechen, und wenn dann einmal die Rede auf die wunderbare Geschichte der Musen-Hallucination verfällt, so stößt er lustig mit dem Freunde an und singt nach der Melodie: „So leben wir" die sinnreiche Phrase:

Mundus vult decipi: ergo decipiatur.

Die rothe Jula.

Ich hatte den Vormittag über eifrig an dem Manuſcript meiner „griechiſchen Götterlehre“ gearbeitet und lag jetzt, eine Cigarre im Munde, langwegs auf dem Sopha, als es heftig an die Thüre pochte. Ehe ich noch „herein“ rufen konnte, ſtürmte mein Freund Rudolf ins Zimmer, warf mit der ihm eignen burſchikoſen Kühnheit den breitkrämpigen Calabreſer auf den Tiſch und rief im Tone eines Verzückten:

„Ich habe ſie wieder geſehen, nach ſechs Jahren der Trennung, der Thorheit, der Treuloſigkeit! O, ich Eſel, ich kannibaliſcher, niederträchtiger Eſel! Ich ſage dir, es gibt von Portugal bis China kein Frauenzimmer, das werth wäre, ihr die Schuhriemen aufzulöſen! Und ich konnte ſie haben, ich brauchte nur zuzugreifen! Wahrhaftig, Ernſt, ich verdiene, daß du mich ohrfeigſt, rechts und links, wie ein Kind, daß in muthwilliger Zerſtörungsluſt ſein ſchönſtes Spielzeug zertrümmert hat!“

„Es ſoll mir nöthigen Falls auf die kleine Gefälligkeit nicht ankommen,“ entgegnete ich verwundert. „Aber willſt du dich nicht deutlicher ausdrücken? Oder ſind deine Exclamationen als Monolog gemeint?“

„Im Gegentheil, ich komme in der ausgeſprochenen Abſicht, mein Elend in dein brüderliches Herz auszuſchütten. Wie du mich ſiehſt, bin ich in einer Aufregung ... Haſt du keine Cigarren mehr? Die Kiſte da iſt leer ...“

„Drüben auf dem Büchergeſtelle rechts ... Hier auf dem Schreibtiſch iſt Feuer.“

„Danke ... Alſo ... Du erinnerſt dich doch meiner Edith, der ſchlanken, reizenden Blondine, die ich als junger Student vergötterte? ...“

„Curiose Frage! Ist sie nicht die Heldin deiner überschwänglichsten Verse...? Uebrigens wohnt sie mir seit einigen Monaten schräg gegenüber... dort in dem grauen Hause mit den meergrünen Jalousien."

„Und das sagst du mir erst jetzt? Schnödes, verdorrtes Professorengemüth! Mehr als drei Wochen hindurch bin ich dein täglicher Besucher! Es ist toller als toll!"

„Hast du dich während dieser drei Wochen vielleicht ein einziges Mal nach ihr erkundigt?"

„Es ist wahr, ich hatte andere Dinge im Kopf! Aber wie konnte ich auch ahnen, daß sie mich so bezaubern würde! Offen gestanden, ich glaubte, meine Neigung sei längst in Rauch aufgegangen."

„Das glaube ich nach wie vor. Dein Enthusiasmus wird gerade so lange vorhalten, bis du eine Andere siehst, die dich in ähnlicher Weise begeistert. Uebrigens weißt du wohl, daß sie verheirathet ist?"

„Ja, das wollte ich noch sagen, ihr Mann ist ein schauerliches Subject; ich begreife nicht, wie sie einem solchen Gecken ihre entzückende Hand reichen konnte. Als du mir nach Madrid schriebst, meine Jugendflamme sei glücklich verlobt, da stellte ich mir unter diesem Baron von Weißenburg eine stolze ritterliche Erscheinung vor, und nun finde ich ein kleines, erbärmliches Männchen mit blinzelndem Geiergesicht und kläglich gewichstem Schnurrbärtchen."

„Er ist ein sehr geistvoller und gebildeter Mann," entgegnete ich lachend.

„Ich hasse ihn, ich verabscheue ihn!"

„Weßhalb?"

„Er hat mir das Glück meines Lebens geraubt!" rief Rudolf pathetisch.

„Das Glück deines Lebens! Wer hinderte dich denn, dieses Glück zu erobern? Edith war frei, sie interessirte sich für dich, um nicht mehr zu sagen. Aber anstatt ihr

in redlicher Minne zu dienen, wie ſich das für einen ſoliden Ritter geziemt hätte, kehrſt du ihr eines ſchönen Morgens den Rücken, ſchnallſt dein Bündel und ziehſt als poetiſch-erotiſcher Vagabund in die weite Welt hinaus. Im ſchwediſchen Hochgebirge küßteſt du die blonde Dagmar, in Andaluſien die dunkeläugige Moriska, am Golfe Parthenope's die Sorrentinerin und in Konſtantinopel irgend eine Favoritin des Großvezirs, was weiß ich! Konnteſt du unter dieſen Umſtänden verlangen, daß das gekränkte Mädchenherz dir treu blieb und den Schatz ihrer Liebe verwahrte, für den Fall, daß es dem gnädigen Cavalier beifallen ſollte, wieder anzufragen ...?"

„Du haſt Recht ... Ich begreife mich ſelbſt nicht! Während der ſechs Jahre meiner Abweſenheit habe ich an alles Andere eher gedacht, als an eine Verbindung mit Edith. Ich betrachtete ſie nur als eine poetiſche Figur, deren Charakterzüge ſich vortrefflich in Novellen und Terzinen verwerthen ließen. Ihre Perſönlichkeit als ſolche war mir gleichgiltig. Aber das beweiſt nicht das mindeſte! Muß eine Verblendung ewig dauern? Kommt die Erkenntniß nicht mit den Jahren? Heute habe ich ſie geſehen, — ſie ſchritt am Arme ihres Gatten durch die Anlagen des Stadtparks, — und dieſe eine Begegnung hat hingereicht, um die ſechs Jahre der Thorheit aus meinem Herzen zu tilgen. Ich ſage dir, Ernſt, ich bin in das Mädchen verliebt, wie ein achtzehnjähriger Knabe."

„In das Mädchen! Sie iſt eine Frau! Du ſcheinſt das immer und immer zu vergeſſen!"

„Für mich iſt und bleibt ſie ein Mädchen! Du bildeſt dir doch nicht ein, daß ich mich durch irgend ein Vorurtheil in meinem Kampfe um die Siegeskrone beirren laſſen könnte? Ich liebe ſie, ich will ſie beſitzen, um jeden Preis! Bei der erſten, beſten Gelegenheit ſtürze ich mich ihr zu Füßen ... Ich erobere ſie im Sturm, — ich entführe ſie ..."

„Du redest sehr zuversichtlich. Vor allen Dingen mußt du doch erst einmal Zutritt im Weißenburgschen Hause haben ..."

„Nichts leichter als das ..."

„Nicht so leicht als du glaubst. Der Baron weiß um eure Vergangenheit. Er hat mancherlei von dir gehört und gelesen ..."

„Was beweist das ...?"

„Das reicht aus, um ihn mißtrauisch und eifersüchtig zu machen. Ueberdies weiß ich positiv, daß er dir und deinem schriftstellerischen Entwickelungsgang eine Aufmerksamkeit widmet, die bei aller Verehrung für dein Genie nicht normal genannt werden kann. Er studirt dich mit Rücksicht auf deine ehemalige Neigung zu Edith und ist Psychologe genug, um einzusehen ..."

„Du scheinst ja merkwürdig au fait zu sein ..."

„Du siehst, welch' ein vortrefflicher Freund ich bin. Ich weiß in deinen Privatangelegenheiten besser Bescheid, als du selber."

„Kennst du den Baron persönlich?"

„Nur sehr oberflächlich. Ich habe kaum mehr als drei Worte mit ihm gewechselt. Dagegen verkehre ich häufig mit seinem Bruder, und so höre ich denn zuweilen ..."

„Aha!" unterbrach er mich, „ich verstehe. Er hat also einen Bruder ... das wäre was, ... könntest du mich nicht mit diesem Bruder bekannt machen?"

„Warum nicht? Aber für deine diabolischen Zwecke würde dir das wenig nützen. Man hat einen gewissen Horror vor dir ... Du giltst für einen frivolen Freigeist, dem nichts heilig ist."

„Pah, das bildest du dir ein."

„Nun, du wirst mir zugeben, daß gewisse Reden, die du geführt hast, nicht geeignet sind, deine bürgerliche Moralität in ein besonders günstiges Licht zu stellen.

Wir leben in keiner Weltstadt. Die Klatscherei ist hier zu Hause wie kaum in dem ersten besten Krähwinkel der Provinz. Edith weiß z. B., was nach deiner ersten italienischen Reise im großen Saale des ‚Kronprinzen' vorgefallen ist."

„Was war das? Ich entsinne mich nicht."

„Mein Gott, hast du ein kurzes Gedächtniß! Erinnere dich doch! Es war am dritten Tag deines Hierseins. Wir feierten die Heimkehr des Vagabunden mit einer solennen Bowle. Einer von uns, ich glaube, es war Gebhardt, fragte dich, ob du nun hier bleiben und deine vielbesungene Edith heimführen würdest. Du sagtest, das Heirathen sei dir zu umständlich und zu prosaisch. Du wolltest lieber warten, bis Edith eine anderweitige Wahl getroffen habe, um dann Hausfreund zu werden. Die Andern lachten. Gebhardt meinte, das könne nicht dein Ernst sein. Du widersprachst. Er behauptete, diese Antipathie gegen das Heirathen sei eine falsche Genialität, eine Affectation ohne jede innere Berechnung. Du wurdest übermüthig. ‚Mein Wort darauf', riefst du, indem du das volle Glas erhobst, ‚das Leben und seine äußeren Formen sind mir so gleichgiltig, daß es mir im Nothfalle auch nicht darauf ankommen soll, das Mädchen zu heirathen. Damit du siehst, Gebhardt, daß ich ein gemüthlicher Kerl bin ... Hier ... Wo sind die Würfel? ... Schau her ... Das Schicksal soll entscheiden. Werfe ich gerade, so mache ich ihr einen wohl stilisirten Antrag: werfe ich ungerade, so werde ich Hausfreund. Im ersten Fall zahlst du sechs Flaschen Champagner, im zweiten zahl' ich sie. Bist du es zufrieden?' Gebhardt wollte Einwände machen, aber die Uebrigen erklärten den Vorschlag für acceptabel, und so mußte der Idealist vom reinsten Wasser gute Miene zum bösen Spiel machen. Du warfst ungerade. ‚Also Hausfreund!' riefst du triumphirend. ‚Die Rolle ist doch angenehmer und origineller,

als die eines spießbürgerlichen Ehegemahls. Gebhardt, ich zahl' den Champagner, du bist nun eigentlich moralisch verpflichtet sie zu heirathen ...!' Entsinnst du dich nicht?"

„Ich habe so eine dunkle Idee," erwiderte Rudolf.

„Nun, Edith hat die Sache auf keinen Fall vergessen, und du wirst begreifen, daß dieser Vorfall an sich schon hinreicht, um dich im Weißenburgschen Hause unmöglich zu machen."

„Verdammt, du hast Recht! Aber gleichviel: Ich lasse mich nicht so ohne Weiteres in die Flucht schlagen, wie ein schlottriger Schulfuchs. Die Schwierigkeit reizt nur meinen Unternehmungsgeist. Mensch! (er faßte mich bei diesen Worten an der Schulter und schüttelte mich, daß mir fast der Athem ausging) — ich sage dir, du mußt mir helfen oder ich kündige dir die Freundschaft."

„Ich werde mich hüten, dir zu einer Thorheit die Hand zu bieten ..."

„Aber ich versichere dich, — ich ... ich liebe den Engel aufrichtig und wahr, ich ... ich könnte gleich eine Ode an ihre schönen himmelblauen Augen improvisiren ..."

„Um so schlimmer."

Er trat ans Fenster und trommelte mit den Fingern wider die Scheiben.

„Ewige Götter!" rief er mit einem Mal ... „Da ist sie! So wahr ich lebe! ... Ernst, ich schwöre dir, sie muß mein werden oder ich gehe zu Grunde! Sieh nur, diese Anmuth, diese reizende, leuchtende Weiblichkeit!"

Edith lehnte drüben an der Brüstung des Balcons. Sie sah im dunkelgrünen Promenadekleid wirklich allerliebst aus. Der rosagefütterte Sonnenschirm verlieh ihrem Antlitz eine zauberische Nüance, die mein abenteuerlicher Freund sofort als Verklärung, Heiligenschein und ähnliche Ueberschwänglichkeiten begrüßte.

Jetzt öffnete sich die Balconthüre. Eine junge Dame

in staubgrauer Toilette erschien an der Seite des Barons. Sie war schlank und wohlgewachsen, aber, unter uns gesagt, recht häßlich. Der breite Mund, die starke, nichts weniger als edel geschnittene Nase, die niedrige Stirne und das röthliche Haar verliehen ihrem Gesicht einen unsympathischen Ausdruck, der nur durch die Glut eines großen, dunkeln Auges einigermaßen gemildert wurde. Es war Julie, Ediths jüngere Schwester, — von der akademischen Jugend in respectwidriger Weise die „rothe Jula“ geheißen. Ich kannte sie seit lange als ein sinniges und gebildetes Mädchen, hatte mich jedoch, von ihrem Aeußeren wenig angezogen, nie eingehend um sie bekümmert.

Rudolf schien, während ich die beiden Damen musterte, seine ganze Aufmerksamkeit auf den Baron zu concentriren.

„Der Verruchte! der Elende!“ rief er ein über das andere Mal so laut, daß ich fast fürchtete, man möchte über die Stille der Straße hinüber seine Exclamationen verstehen... „Welches Recht hat dieses Scheusal auf den liebenswürdigsten Engel, der je die Luft dieser Erde geathmet? Ich könnte ihn erwürgen, zerfleischen, erdrosseln!“

Er ballte die Faust gegen das Opfer seines seltsamen Hasses, wie sie der gepeinigte Sklave gegen den geißelnden Vogt ballt. Seine Züge trugen den Stempel einer Erregung, die zu gewaltig war, als daß sie erkünstelt sein konnte. Zum Glück deckten uns die Gardinen. Man bemerkte uns nicht.

„Um Himmels willen!“ sagte ich, indem ich vom Fenster zurücktrat, — „du tobst ja wie ein Wahnwitziger. Hättest du bei Zeiten zugegriffen, anstatt den schönen Römerinnen die Köpfe zu verdrehen, so wärst du jetzt der beatus possidens, und der arme Baron hätte das Nachsehen. Wie die Dinge liegen, wirst du dich ins Unvermeidliche fügen und dem Räuber deines Glücks wohl oder übel verzeihen müssen.“

„So, meinst du?“ entgegnete Rudolf lachend. „Nun, ich sehe, trotz unserer langjährigen Bekanntschaft hast du noch keine blasse Idee von der mir innewohnenden Energie. Was ich mir einmal in den Kopf gesetzt habe, das muß durchgeführt werden, und sollte der Erdball dabei in Splitter gehen. Nein, sieh nur, sieh nur, wie wonnig sich der Engel über die Brüstung beugt! Diese Grazie, diese göttliche Anmuth! So wahr ein Gott lebt, ich erobere das Allerheiligste, und führte der Weg durch die Hölle!“

Ich erwiderte nichts. Er stand in stummer Verzückung und verschlang das liebreizende Bild mit glühenden Blicken.

„Hilf mir jetzt einmal überlegen,“ sagte er nach einer Weile. „Du scheinst meine Absichten immer noch für Scherz zu halten.“

„Ich hoffe, daß du dich bis morgen einigermaßen abgekühlt hast.“

Er lachte verächtlich.

„Du hofft, Philister?“ versetzte er langsam. „Ja, ja, so seid ihr gewöhnlichen Menschen. Immer vernünftig, immer sittsam, immer philosophisch. Gott verdamme mich, wenn ihr einen Schuß Pulver werth seid!“

„Du bist überaus höflich.“

„Ich bin eine offene, ehrliche Natur! Noch einmal, willst du mir beistehen?“

„Es wäre vergebliche Mühe,“ entgegnete ich achselzuckend. „Ich weiß absolut kein Mittel, das nicht alsbald Verdacht erregen würde.“

„Keines? Besinne dich! Ich wiederhole dir, daß ich vor keinem Opfer zurückschrecke.“

„Alle Opferwilligkeit bleibt hier fruchtlos. Die Schranken, die dich von Edith trennen, sind unübersteiglich.“

Er schlug sich mit der Faust wider die Stirn.

„Daß mir nichts einfällt!“ murmelte er dumpf vor sich hin. „Ich sehe, mit dir ist nichts anzufangen.“

Ich mußte lachen.

„Ein Mittel wüßte ich, — aber es wird dir ſchwerlich behagen... Auch wäre es ſo frivol, daß ſelbſt ein Menſch von deinen Geſinnungen mich nicht zu Ende reden ließe.“

„Sprich!“ rief er in ſtürmiſcher Lebhaftigkeit. „Ich gebe dir im Voraus mein Ehrenwort, daß ich jede Bedingung eingehe...“

„Spiele nicht ſo leichtfertig mit deinem Ehrenwort, — es könnte dich reuen!“

„Nein, niemals! Laß nur um aller Heiligen willen deine vermaledeiten Moralpredigten und komm' zur Sache. Was ſoll ich thun, daß ich ſelig werde?“

„Du müßteſt Ediths Schweſter, die rothe Jula, heirathen. Dann würdeſt du eo ipso unverdächtig und könnteſt...“

Er unterbrach mich noch ſtürmiſcher als zuvor.

„Meiſterhaft! Meiſterhaft! Aber warum gleich heirathen? Ich könnte mich ja blos mit ihr verloben....?“

„Das reicht nicht aus, um das wünſchenswerthe Vertrauen zu erwecken.“

„Du haſt Recht! Ich ſtehe nun einmal im Renommée einer unerhörten Verworfenheit. Man würde die verborgene Abſicht wittern und verſtimmt werden. So ein Mädchen nach einigen Monaten ſitzen zu laſſen, iſt ja ſelbſt für minder begabte Naturen eine Kleinigkeit. Uebrigens will ich meine Edith ſo wie ſo dauernd beſitzen, — mit einem Liebesfrühling von wenigen Wochen iſt mir durchaus nicht gedient! Gut, es bleibt dabei: ich heirathe ſie.“

„Biſt du toll?“ fragte ich erſchrocken. Ich hatte die Sache immer noch halb und halb für Scherz gehalten.

„Keineswegs! Du ſollſt mich einen Hundsfott nennen, wenn ich nicht binnen vier Wochen glücklicher Bräutigam bin.“

„Mensch, ich glaube, du hast unter den Brandpfeilen der afrikanischen Sonne deinen Verstand verloren! Und wenn Fräulein Julie dir einen Korb gibt?“

„Bah, sie wird nicht.“

„Bist du so siegesgewiß?

„Ich bitte dich, ein Mädchen von solchem Schlage! Die rothe Hexe wird Gott danken, daß die Laune des Schicksals sie auf so anständige Weise von dem unvermeidlichen Loose des Sitzenbleibens errettet.“

„Das arme Geschöpf! Wenn sie eine Ahnung hätte! Weißt du was, Rudolf? Ich werde sie warnen. Ich halte es für meine Pflicht...“

„Kennst du sie näher? Bist du mit ihr verwandt, verschwägert u. s. w.?“

„Nein.“

„Nun also! Was hast du dich um meine Privatangelegenheiten zu kümmern? Ich sage dir rund heraus, daß ich mir jede Einmischung verbitte. Wenn du mir helfen willst, gut, — aber jede Bemühung im entgegengesetzten Sinne werde ich als eine blutige Beleidigung betrachten.“

„Im Grunde hast du Recht. Mach', was du willst. — Was frommt es auch, wenn ich hier ein Unheil vereitle! In der Zwischenzeit sündigst du anderwärts das Zwanzigfache.“

„So hör' ich's gern! Du bist doch kein Philister, ich revocire. Und nun — apropos, erst noch dein Ehrenwort, daß es dir mit deiner Nichtintervention ernst ist.“

„Wozu?“

„Ich bitte darum. Ich muß Gewißheit haben.“

„Gut, mein Wort darauf.“

„Ich danke dir! Und nun lebe wohl. Kommst du heute Abend in den Kronprinzen?“

„Wol möglich.“

„Schön, ich bin auch da. Hoffentlich kann ich dir dann von einem ersten Erfolge berichten.“

„Warum nicht gar! Wo willst du jetzt hin?“

„Zur Verlobung. Wenn es zu machen ist, stürme ich die rothe Jula noch heute!“

Kopfschüttelnd sah ich ihm nach. Dann vertiefte ich mich wieder in die Geheimnisse meiner griechischen Götterlehre.

* * *

Im großen Eckzimmer des Kronprinzen war eine lustige Gesellschaft versammelt. Es schlug bereits Zehn, als ich über die Schwelle trat. Ich hatte mich gegen meine Absicht bei der Arbeit verspätet und erntete dafür ein allgemeines Mißtrauensvotum. Rudolf nahm mich sofort bei Seite und flüsterte mit hastiger Stimme:

„Alles in Ordnung! Die einleitenden Schritte sind gethan. Auf dem Heimweg will ich dir das Nähere erzählen.“

„Wie? Du willst mich einweihen?“ fragte ich verwundert.

„Habe ich nicht dein Ehrenwort, daß du schweigen wirst?“

„Leider. Aber ich schwöre dir, mit ganz derselben mathematischen Zuversicht kannst du darauf rechnen, daß ich auch nicht einen Finger rühre, um deine verabscheuungswürdigen Pläne zu unterstützen.“

„Ist auch nicht nöthig. Du sollst nur meine Gewandtheit, mein diplomatisches Talent bewundern. Jeder Künstler begehrt nach einem Publicum. Du sollst das meinige sein.“

„Was habt ihr Zwei denn mit einander zu klatschen?“ rief jetzt ein kräftiger Bierbaß vom Tische her.

„Ohne Zweifel handelt es sich wieder um irgend eine Niederträchtigkeit,“ lachte ein Anderer.

„Hierher auf eure Plätze und gebeichtet!“ befahl der Erste.

„Pah, ihr seid sehr im Irrthum!“ entgegnete Rudolf in gleichgiltigem Tone. „Wir redeten von Geschäften.“

„Wie? was? Von Geschäften?“ erklang es im Chore. „Du, Rudolf, sprichst von Geschäften? Das ist der beste Witz, den du seit vierzehn Tagen vom Stapel gelassen hast!“

„Ich rede völlig im Ernste.“

„Er redet im Ernste! Und darf man wissen ...?“

„Warum nicht? Ich habe gestern die Redaction der ‚Literarischen Familienzeitung‘ übernommen, und ... und verhandle nun mit unserm Freunde da über einen mythologischen Beitrag.“

Allgemeines Gelächter.

„Ihr seid Dummköpfe,“ entgegnete Rudolf mit Würde.

„Sehr verbunden,“ sagte der Bierbaß. „Und deßwegen meinst du uns ein Märchen aufschwärzen zu können?“

„Scherz bei Seite! Lest diesen Brief. Ich wollte euch mit der Affaire überraschen, aber ihr habt mir das Gaudium verdorben.“

Er zog ein Papier aus der Tasche. Einer unserer Freunde las vor.

„Das scheint allerdings richtig zu stehen,“ versetzte der Bierbaß nach einer langen Pause. „Aber, um Himmels willen, wie kommst du dazu, du, der unruhigste Geist unter der Sonne, der rastlose Vagabund, den es keine vier Wochen an derselben Stelle leidet ...“

„Soll ich etwa zeitlebens die spanischen und italienischen Landstraßen unsicher machen? Ich bin mit der ausgesprochenen Absicht nach Deutschland zurückgekehrt, wenigstens ein Jahr lang den friedlichen Bürger zu spielen. Die Bedingungen. die der Verleger mir stellte, waren acceptabel, die Arbeitslast scheint nicht gerade erdrückend, die kritische Malice ist ohnehin mein Lieblingsmetier, — Warum sollte ich nicht Ja sagen? Wenn mir die Ge-

ſchichte auf die Dauer nicht paßt, ſo kann ich ſie ja immer noch über Bord werfen. Das Recht der vierteljährigen Kündigung habe ich mir wohlweislich vorbehalten."

„Ein Vierteljahr iſt für deine Verhältniſſe eine Ewigkeit," brummte Friedrich, der Bierbaß.

„Es war die äußerſte Conceſſion, zu der mein Herr Wendelin zu bewegen war."

„Nun ſo gratuliren wir," ſagten die Andern.

Ich mußte bei den Eröffnungen Rudolfs ein ſehr überraſchtes Geſicht gemacht haben, denn Friedrich leerte kopfſchüttelnd ſein Glas und verſetzte dann mit wichtiger Miene:

„Und nun ſag' uns auch, was du mit dem Profeſſor da vorhatteſt. Die Geſchichte mit dem hiſtoriſchen Beitrag oder was es war, iſt geſunkert. Am Ende willſt du gar heirathen? Nachdem du dich einmal entſchloſſen haſt, ſeßhaft zu werden, ſollte mich dieſe Conſequenz nicht Wunder nehmen."

Die Geſellſchaft lachte. Rudolf war ſichtlich verblüfft.

„Ich hab's getroffen!" rief Friedrich mit triumphirender Miene. „Gott ſteh' mir bei, wie ſich die Zeiten doch ändern! Weißt du noch, vor fünf Jahren, — der gute Gebhardt war ſo wüthend auf dich ... Wie hieß ſie doch ... Eliſe oder ... Nein es klang aparter ... Editha oder ſo was ... Ihr habt ſie quasi herausgewürfelt, und zum Schluß hielteſt du eine Predigt über das Ewig-Weibliche, die Gott ſei Dank nicht ſtenographirt wurde ... Alſo du willſt heirathen?"

„Wer ſagt das?" entgegnete Rudolf kaltblütig.

„Ich frage dich!"

Rudolf ſchien ſich einen Augenblick zu beſinnen. Um ſeine Lippen ſpielte ein feines Lächeln.

„Nun denn, wenn ihr's wiſſen wollt," ſagte er nach einer Weile, — „ja, ich verheirathe mich."

Die Gesellschaft saß wie versteinert. Erst nach geraumer Zeit erholte man sich.

„Wie? Was? Ist's möglich? Mit wem? Ist sie schön, jung, reich?“ so klang es nun im Chore. „Du, Rudolf, ein Ehemann ...? Die Idee ist gottvoll! Wo wohnt sie? Wie heißt sie? O Menschenherz, wie bist du wandelbar!“

„Das Nähere verrathe ich nicht,“ erwiderte Rudolf gelassen. „Noch bin ich meiner Sache nicht völlig gewiß. Wenn Alles geregelt ist, will ich euch einweihen!“

Jeder Versuch ihn zu weiteren Bekenntnissen zu nöthigen, blieb erfolglos. Als sie die Vergeblichkeit ihrer Bemühungen einsahen, bestürmten sie mich, den vermeintlichen Vertrauten des Heirathscandidaten, — aber mit dem gleichen Mißerfolg. Schließlich gab man sich einfach mit dem Wunder zufrieden und glaubte.

Es war lange nach Mitternacht, als ich an Rudolfs Seite durch die schweigenden Straßen schritt.

„Du hast sie tüchtig in Aufregung versetzt,“ sagte ich leichthin.

„Meinetwegen. Ich habe es für zweckmäßig gehalten, mich von vorne herein in den Ruf eines Bekehrten zu bringen. Das wird mir die Pfade ebnen. Das muß jeden Zweifel an der Aufrichtigkeit meiner Absichten im Keime ersticken.“

„Du bist eine raffinirte Seele. Wahrhaftig, ich hätte dir eine solche Verlogenheit nicht zugetraut.“

„Schweig, Moralist, und laß dir erzählen, wie sehr mir das Glück lächelt ...“

„Ach ja, richtig, du wolltest mir mittheilen ...“

„Also denke dir ... ich werde sie sehen, wahrscheinlich schon morgen, jedenfalls aber übermorgen.“

„Wen?“

„Nun, wen sonst als die rothe Jula! Von Edith kann doch vorläufig nicht die Rede sein.

„Und wo wirſt du ſie ſehen?“

„Im Hauſe einer Freundin.“

„Wie haſt du die ausfindig gemacht?“

„Vermöge meiner diplomatiſchen Klugheit. Höre und ſtaune: Wie du weißt, bewohnt Julie mit ihrer Tante die Bel-Etage des Faber'ſchen Hauſes. Im Erdgeſchoß dieſes Hauſes befindet ſich die Greben'ſche Buchhandlung. Ich trete ein und laſſe mir einen Wuſt von Novitäten vorlegen. Einer der Volontairs ſcheint mir hinlänglich civiliſirt, um ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen. Ich erkundige mich ſo leichthin nach Dieſem und Jenem. Der Zufall will, daß er in der Familie der rothen Hexe eingeführt iſt. Ich fange ſo ganz en bagatelle von Julien an. Sie ſoll ein ſehr gebildetes Mädchen ſein, ſage ich. — O gewiß, entgegnete er, ſie gehört zu unſeren fleißigſten Kunden. — Sie beſchäftigt ſich gewiß viel mit Sprachen, ſage ich, das iſt ja heutzutage eine Hauptforce unſerer jungen Damenwelt. — Ja wohl, ſagt der Volontair, ſie lieſt viel Engliſch und Italieniſch. — Ach was, rufe ich lebhaft, auch Italieniſch? — Gewiß, die jungen Damen haben ein italieniſches Kränzchen; ſie ſtudiren Dante, Petrarka, Manzoni und Gott weiß was ſonſt noch! — Und wer gehört denn zu dieſem literariſchen Geheimbunde? Die Sache intereſſirt mich ... ich bin ſelbſt ein eifriger Verehrer der italieniſchen Sprache ... Der junge Mann nennt mir einige Namen, darunter auch den meiner Couſine Louiſe Walther, — ich weiß nicht ob du ſie kennſt, — eine alte Schachtel von etlichen dreißig Lenzen, übrigens ein gutes Thier, und von höchſt verwandtſchaftlicher Geſinnung gegen ihren rückſichtsloſen Couſin. Nun, das Weitere kannſt du dir denken. Ich mache ſofort bei Walthers meine Viſite, werde auf das Zuvorkommendſte empfangen, bringe das Geſpräch auf die italieniſche Literatur, erkläre mich für einen begeiſterten Anhänger Petrarka's, ernte ein liebenswürdiges Lächeln und werde

schließlich eingeladen, an der nächsten Sitzung des italienischen Cercle's theilzunehmen. Louise wird mir noch sagen lassen, ob die Session morgen oder übermorgen stattfindet. Was sagst du nun?"

„Alles Mögliche für den kurzen Zeitraum. Aber willst du wirklich in vollem Ernste ..."

„Gute Nacht! Verspare deine Beredsamkeit für den Katheder."

Er streckte mir die Hand entgegen und eilte dann mit hastigen Schritten in die nächste Querstraße.

Nachdenklicher als je wandelte ich meiner Wohnung zu. Die Eindrücke des verklungenen Tages beschäftigten mich so lebhaft, daß ich nicht einschlafen konnte. Unter solchen Umständen ist das Schreiben ein wahres diätetisches Zaubermittel. Ich setzte mich an das Pult und brachte meine Unterredung mit Rudolf so getreu zu Papier, als handle es sich um ein hochnothpeinliches Criminalprotocoll. Die in der That unerhörte Originalität der Situation schien die liebevolle Genauigkeit, mit der ich zu Werke ging, auch abgesehen von meinen egoistischen Curzwecken, hinlänglich zu rechtfertigen. Ich stand hier vor einem psychologischen Curiosum, das einer wissenschaftlichen Detailschilderung würdig war.

Erst gegen zwei Uhr legte ich mich zu Bette. Rudolfs abenteuerliche Projecte gaukelten in beängstigenden Variationen durch meine Träume.

* * *

Im Laufe der nächsten drei Wochen kam Rudolf nicht über meine Schwelle. Auch unsere beiderseitigen Freunde hörten wenig oder nichts von ihm. Endlich am Beginn der vierten Woche erschien er früh Morgens in meinem Arbeitszimmer, warf sich mit gewohnter Burschikosität auf das Sopha und zündete sich, ohne ein Wort zu sprechen, eine Cigarre an.

„Nun?“ fragte ich verwundert. „Du machst dich ja verteufelt rar! Deine ‚Literarische Familienzeitung‘ scheint dich außerordentlich in Anspruch zu nehmen.“

„Es geht!“ sagte er behäbig, indem er eine Rauchwolke wider die Decke blies. „So drei, vier Stunden habe ich täglich mit der Affaire zu thun. Aber was ich sagen wollte, du kannst mir gratuliren! Gestern habe ich zum ersten Mal mit ihr gesprochen.“

„Mit wem?“

„Du scheinst ein merkwürdig kurzes Gedächtniß zu haben.“

„O, ich habe deinen hirnverbrannten Plan durchaus nicht vergessen. Ich wundere mich nur, daß du nach drei Wochen noch nicht mehr erreicht hast. Da wird es mit der Verlobung wol noch gute Wege haben.“

„Dummes Zeug. Von wem redest du denn eigentlich?“

„Nun, von Fräulein Julie.“

„Ich glaube, du bist ein Narr. Mit der rothen Hexe bin ich längst im Reinen. Sie ist seit acht Tagen meine Braut. Ich spreche von Edith. Gestern haben wir dem süßen Geschöpf eine amt- und dienstliche Verlobungsvisite gemacht. Sie empfing mich so unbefangen, so zuvorkommend, — und selbst die kleine Canaille, der Baron, benahm sich so liebenswürdig, daß ich allen Grund habe, mit meinen Erfolgen zufrieden zu sein. Niemand hat von der wahren Sachlage eine Ahnung, und zwar um so weniger, als ich gegen meine rothlockige Braut außerordentlich zärtlich bin.“

„Also du bist verlobt! Du hast deine tolle Idee wahr gemacht! Ich hoffte noch immer ...“

„Ja, ja, ich weiß! Ihr gewöhnlichen Alltagsmenschen könnt nicht begreifen, daß ein energischer Charakter sein Ziel durch alle Consequenzen verfolgt. Gott sei Dank, daß ich euch nicht gleiche, ihr armseligen, zerknirschten Zöllner ihr!“

„Dein Brautstand scheint auf deine gesellschaftlichen Manieren bis jetzt noch wenig veredelnd gewirkt zu haben," sagte ich lächelnd. „Aber wie ist das Alles so schnell gekommen? Ich verstehe nicht."

„Du hättest natürlich ein halbes Jahr lang herumgeseufzt, wie die Katze um den heißen Brei. Ich bin aus soliderem Teige gebacken."

„Nun, so erzähle doch."

„Was ist da viel zu erzählen! Ich habe den liebenswürdigen und verliebten Ritter gespielt. Ich habe von Wahlverwandtschaft der Seelen und hoher Weiblichkeit gefaselt. Das gutmüthige Frauenzimmer hat meinen Unsinn für baare Münze genommen und so lange gläubig gelauscht, bis ihr Herz ebenso brandroth emporloderte, wie ihre Perücke. Dann fragte ich: Theures Mädchen, willst du die Meine werden? Und das theure Mädchen genirte sich nicht lange und sagte ja. Das ist die höchst einfache und logische Geschichte meiner Brautwerbung."

„Bei Gott, Rudolf, du treibst die Gewissenlosigkeit zu weit."

„Wie so? Im Gegentheil. — — Sie macht auf diese Weise eine gute Partie. Ohne meinen Geniestreich wäre sie unfehlbar sitzen geblieben."

„Nun, ich weiß nicht, ob sie im letzteren Falle nicht besser führe. Sie geht an deiner Seite jedenfalls einer rosigen Zukunft entgen!"

„Was hast du an mir auszusetzen? Ich werde sie stets anständig behandeln, das versteht sich von selbst. Uebrigens, unter uns gesagt, aus einer gewissen Perspective betrachtet, ist sie so übel nicht. In der Dämmerung, wenn man ihre garstige Nase nicht sieht, mag ein Zwiegespräch mit ihr seine Reize haben. Sie hat eine weiche, melodische Stimme und ist durchaus nicht auf den Kopf gefallen. Du siehst, ich bemühe mich bereits, ihre

verborgenen Vorzüge zu entdecken. Bin ich nicht ein Muster von einem Bräutigam?"

„Ja wol! Das arme Mädchen! Es ist himmelschreiend! So das Opfer einer verbrecherischen Laune zu werden! Möchtest du deine Thorheit nie zu bereuen haben!"

„Ich bereue nie Etwas! Doch, à propos, eh' ich's vergesse, — in vier Wochen ist Hochzeit. Du könntest Zeuge sein. Was?"

Ich zögerte mit der Antwort.

„Hast du wieder Gewissensscrupel? Unlogischer Mensch! Als ob die Geschichte nicht genau ebenso unfehlbar vor sich ginge, wenn du ablehnst, wie wenn du zusagst."

„Gut, ich acceptire. Das Nähere wirst du mich noch wissen lassen."

Wir wechselten noch einige gleichgiltige Redensarten, dann verließ er mich.

Vierzehn Tage später erhielt ich eine sauber ciselirte Karte, die mich auf Sonntag den 24. Mai zur Vermählungsfeier entbot.

Jetzt stand ich so zu sagen vor dem fait accompli! Rudolf heirathete ein Mädchen, um sich unter dem Deckmantel dieser Ehe der bereits anderweitig verheiratheten Schwester seiner Frau nähern zu können! Die ungeheure Frivolität dieser Thorheit überkam mich mit einem Male wie eine furchtbare Gewissenslast. Ich machte mir die bittersten Vorwürfe, auf so leichtsinnige Weise mein Ehrenwort verpfändet und mir so die Hände gebunden zu haben. Wäre es nicht meine Pflicht gewesen, das unglückliche Mädchen und den Baron über die Sachlage aufzuklären? Nun sah ich mich zu der Rolle eines müßigen Zuschauers verurtheilt, — ja, ich ward durch mein Schweigen gewissermaßen zum Mitschuldigen!

Ich sann hin und her, wie ich mich aus diesem unbehaglichen Dilemma befreien könne, aber mein Grübeln

blieb resultatlos. Hatte ich A gesagt, so mußte ich nun auch B sagen. In ziemlich gedrückter Stimmung wartete ich also den festgesetzten Tag heran und erschien pünktlich auf meinem Posten.

Rudolf benahm sich während der ganzen Feierlichkeit durchaus würdig. Er behandelte seine Braut mit einer Ritterlichkeit und Zartheit, die ich ihm nie zugetraut hätte. Julie machte ihrerseits einen ganz leidlichen Eindruck. Das weiße Mullkleid mit dem duftigen Schleier schien für die graziöse Gestalt wie geschaffen. Hübsch war sie freilich selbst in dieser poetischen Gewandung nicht, aber die stille Glückseligkeit, die aus ihren freundlichen Zügen sprach, verlieh ihr eine gewisse Anmuth, die mich sympathisch berührte.

Edith trug ein blauseidenes Schleppkleid mit goldenem Gürtel. Sie sah aus wie eine Königin. Man merkte ihr übrigens an, daß sie sich ihrer Vorzüge vollkommen bewußt war. Jede ihrer Bewegungen hatte etwas Majestätisches, Imposantes, während ihr blaues Auge schelmisch umherblickte, wie um die Wirkung zu erspähen, die ihre etwas gekünstelte Hoheit hervorbrachte. Ihre ganze Erscheinung erinnerte an jene sonnigen Prachtgestalten, wie sie die Meister der venezianischen Schule geschaffen, an eine Tizianische Bella, deren reizendes Inkarnat fast den Zauber der Natur überflügelt, während die holdschwellenden Lippen ein allerliebstes Selbstvertrauen beurkunden. Ich begriff sehr wohl, daß Rudolfs alte Neigung beim ersten Wiedersehen neu emporgelodert war, aber wie man so mit dem Kopf durch die Wand rennen mochte, — das ward mir von Secunde zu Secunde räthselhafter.

Nach eingenommenem Festmahle begleitete ich das junge Paar nach dem Bahnhofe. Die Reise ging nach der sächsischen Schweiz, — auf Juliens speciellen Wunsch, die den Lärm großer Städte möglichst vermeiden wollte.

„In acht Tagen sind wir zurück!“ rief mir Rudolf zu, als er ins Coupé stieg.

„So bald schon, bei diesem herrlichen Frühlingswetter?“

„Du weißt, ich bin seit zwei Monaten ins Joch geschmiedet! Ein Redacteur ist nie Herr seiner Zeit.“

„Es ist wahr! Nun in acht Tagen kann man bei gutem Willen viel sehen und genießen! Glückliche Reise! Gnädige Frau, ich empfehle mich zu Gnaden!“

Sie reichte mir erröthend die Hand und nickte mir Lebewohl zu. Fünf Minuten später sausten sie dahin in die beginnende Dämmerung.

* * *

Am neunten Tage nach diesen äußerlich so gewöhnlichen, — und doch so unerhörten Begebnissen traf ich den jungen Ehemann auf der Straße.

„Nun,“ fragte ich, „glücklich zurück? Seit wann?“

„Seit gestern Abend.“

„Und wie geht's? Was macht deine Frau?“

„Ich danke. Sie sitzt in diesem Augenblick wahrscheinlich bei meinen neuen Novellen. Sie ist wie vernarrt in den Schund.“

„Und wo willst du hin?“

„Ich? Nirgends. Ich bummle, nescio quid meditans nugarum.“ *)

„So begleite mich. Ich bin in demselben Falle.“

Er hing sich in meinen Arm.

„Eigentlich ist das Citat nicht passend,“ versetzte er nach einer Weile. „Ich befinde mich durchaus nicht in der behaglichen Stimmung eines Via-Sacra-Flaneurs; im Gegentheil . . .“

„Wie so? Was fehlt dir?“

---

*) Nichts Wichtiges im Sinne.

„Ich bin vorläufig um meine schönste Hoffnung geprellt. Denke dir, in Dingsda erhalten wir einen Brief von Edith. Sie schreibt, eine ihrer liebsten Freundinnen sei plötzlich erkrankt; sie, Edith, müsse sofort auf einige Wochen nach Erfurt abreisen. Wie gewöhnlich ist der Baron mit dieser hirnverbrannten Idee vollkommen einverstanden; er benutzt die Trennungsfrist, um in Fichtenau die Kaltwasserkur zu gebrauchen, und so bin ich denn nach allen Richtungen gründlich blamirt. Sage selbst, ist die Geschichte nicht um aus der Haut zu fahren?“

„Wie man's nimmt,“ entgegnete ich; „vielleicht kommst du in der Zwischenzeit zur Besinnung.“

„Ich bitte dich, alterire mich nicht!“ rief er mit komischem Aerger. „Habe ich mich deshalb in meine rothhaarige Sklaverei begeben, um nachträglich zu Kreuze zu kriegen?“

„Nun, nun, nimm's nicht übel! Apropos, wie vertragt ihr euch denn? Bist du in deinen vier Pfählen auch so misanthropisch und ungenießbar...?“

„Im Gegentheil. Ich wundere mich selbst, wie honett ich mein eheliches Weib zu behandeln weiß.“

„Wirklich? Sie hat also noch keine Ahnung...?“

„Wo denkst du hin! Sie wird auch nie das Mindeste erfahren, so weit es auf mich ankommt. Du glaubst gar nicht, wie zartfühlend ich mich benehme!“

„Um so besser.“

„Scherz bei Seite! Ich versichere dich, auf unserer ganzen Reise bin ich nicht ein einziges Mal bekneipt nach Hause gekommen! Morgens nehmen wir gemeinschaftlich unseren Kaffee, obgleich mir das Frühaufstehen hart genug ankommt. Bei Tisch lasse ich mich sogar in ein Gespräch über Bandello oder Cesare Balbo ein; des Abends les' ich ihr aus irgend einem englischen Lyriker vor, oder hör' ihr zu, wenn sie ihr ‚Dolce Napoli‘ zum Clavier träl-

lert ... Sie singt nämlich famos; hast du sie jemals gehört?"

Ich verneinte.

„Ah, es ist wirklich der Mühe werth. Du könntest heute Abend zum Thee kommen ..."

„Mit Vergnügen. Ich habe mich so wie so überarbeitet und bedarf der Erholung."

„Also etwa um acht, halb neun. Früher bin ich nicht disponibel. Mein Journal nimmt doch mehr Zeit in Anspruch, als ich erwartet hatte ..."

„Bist du böse darüber?"

„Ja und nein. Im Grunde thut mir die geregelte Thätigkeit wohl, — aber daß ich so schmählich gebunden bin! Ohne den perfiden Contract mit Herrn Wendelin wäre ich jetzt ein freier Mann! Ich hätte die schönste Gelegenheit, meine Edith in aller Muse zu umgarnen. Ich schwöre dir, mit dem nächsten Zuge würde ich abdampfen!"

„Und deine Frau?"

„Meine Frau? Nun, der müßte man irgend etwas vorschwindeln, — Geschäfte, literarische Beziehungen, was weiß ich! Im Nothfalle könnte sie mich auch begleiten. Das wäre sogar in mancher Hinsicht noch praktischer."

„Gott sei Dank, daß du gekettet bist. Herr Wendelin erwirbt sich, ohne es zu wissen, große Verdienste um die Moral. Deine arme liebe Frau, — es ist wirklich trostlos!"

Rudolf gab jetzt dem Gespräch eine andere Richtung. Wir schlenderten noch eine halbe Stunde lang durch die blühenden Anlagen der Vorstadt; dann machten wir Kehrt und trennten uns unter Wiederholung der getroffenen Vereinbarungen.

Punkt acht Uhr war ich zur Stelle. Ich fand meinen Freund bereits im Salon.

„Ich bin früher fertig geworden, als ich dachte," sagte

er mit einem Anflug von Verlegenheit, — „Julie hat mir geholfen ...“

„Vortrefflich!“ entgegnete ich bedeutungsvoll, „die Frau ist die natürliche Mitarbeiterin des Mannes.“

„Da hast du's,“ rief Julie. „Es hat schwer gehalten, ihm diesen selbstverständlichen Grundsatz begreiflich zu machen ...“

„Aber wie konnte ich wissen,“ stotterte Rudolf mit komischem Eifer ... „Denke dir, eine Abhandlung über Leukhardt's philosophische Briefe .....! Ich möchte den Autor sehen, der seiner Frau ein so delicates Capitel anvertraute ...!“

„Weshalb nicht?“ versetzte Julie leichthin. „Das Material war gesammelt, die Disposition lag vor, drei Viertel der Arbeit waren vollendet ... Ueberdies hatte ich den Inhalt des Buches noch ziemlich genau im Gedächtniß ...“

„Nun ja doch! Der Versuch ist ja auch in jeder Beziehung geglückt: aber wissen konnte ich doch nicht, daß du ein solcher Ausbund von Gelehrsamkeit bist ...“

„Wahrhaftig, gnädige Frau, Sie überraschen mich,“ sagte ich voll aufrichtiger Bewunderung ... „Es gehört eine Reihe sehr ernster Studien dazu, um einem Werke von der Höhe des Leukhardt'schen gerecht zu werden ...“

„Nicht wahr? Das sage ich auch!“ rief Rudolf lebhaft. „Ich dachte, unsere Damen von heute befaßten sich nur mit Sonaten und englischen Liebesliedern. Nun, mir soll's recht sein, wenn ich mich getäuscht habe: vier Augen sehen besser als zwei, und manchmal häuft sich die Arbeit gerade vor Thorschluß in einer Weise, die einem den Athem benimmt. Aber wirst du uns heute nichts vorsetzen, liebe Julie?“

„Im Augenblick,“ sagte Julie, nach der Uhr sehend.

Wenige Minuten später meldete das Mädchen, daß

man servirt habe. Wir schritten in ein reizendes, kleines Speisezimmer, dessen behagliche Einrichtung mich fast mit Wehmuth erfüllte. Ich gedachte der kalten, ungemüthlichen Räume meines Hôtels und fühlte etwas wie Neid gegen den Besitzer einer so traulichen und comfortabeln Häuslichkeit. Ueberhaupt schien mir das ganze Heimwesen des jungen Paares von einem poetischen Schimmer verklärt, dessen Ursache ich vergeblich zu ergründen suchte... War es die sinnige Anordnung, die auch dem unwichtigsten Gegenstand einen zweckentsprechenden Platz anwies, und so das todte Mobiliar gewissermaßen belebte und vergeistigte...? War es das stille, geräuschlose Walten der Hausfrau, die mit bestrickender Liebenswürdigkeit die Rolle der Wirthin spielte und durch ihr anspruchsloses, halb kindliches und halb geistvolles Geplauder das einfache Mahl würzte? Ich weiß es nicht! Nur so viel ist gewiß, daß ich mich seit undenklichen Zeiten nicht so wohl gefühlt hatte, als jetzt vor dem lustig summenden Theekessel der ‚rothen Jula'.

Gegen neun Uhr begaben wir uns wieder in den Salon. Rudolf bat seine Frau, ein italienisches Volkslied zu singen. Ich glaubte zu bemerken, daß sie flüchtig erröthete, doch setzte sie sich ohne alle Ziererei ans Clavier und präludirte. Dann begann sie mit dem vollen Wohllaut ihrer prächtigen Altstimme das reizende ‚Addio Biondina'. Rudolf lauschte ihr mit einer Andacht, die ich ihm nicht zugetraut hätte. Als sie geendet, warf er mir einen fast triumphirenden Blick zu.

„Nicht wahr, allerliebst?" sagte er nach einer Weile, „man möchte schwören, sie habe das Lied an Ort und Stelle aus dem Munde des Volkes gelernt. Es liegt ein merkwürdig italienischer Hauch über ihrem Vortrag..."

„Man glaubt sich an den Strand von Sorrent oder Bajä versetzt," bestätigte ich. „Sie waren nie in Italien, gnädige Frau?"

„Niemals ...“ entgegnete sie kopfschüttelnd.

„Sobald ich mich frei machen kann, führe ich dich hinüber! Du mußt das Vaterland deiner Lieblingsdichter einmal kennen lernen! Was meinst du?“

„O, vorläufig wird es damit noch gute Weile haben!“ versetzte sie mit freundlichem Lächeln; „bedenke, was du alles in Arbeit hast!“

„Pah, fünf, sechs Wochen kann ich schon abkommen! Der Mensch bedarf auch von Zeit zu Zeit der Erholung ... Es bleibt dabei! Im Herbst gehen wir nach Italien. Und nun sing' uns einmal etwas Deutsches. Der Teufel weiß, ich kann sonst das Geträller nicht leiden, aber du hast etwas Soliderres und Frischeres in deiner Stimme, als andere Frauenzimmer ...“

„O, ich kann auch sentimental sein,“ erwiderte Julie, indem sie ihre Noten durchmusterte.

„Ich wäre begierig! Bis jetzt habe ich dich nur von deiner übermüthigen Seite kennen gelernt!“

Ein wehmüthig-ernster Accord bezeichnete jetzt den Anfang der ergreifenden Composition Schubert's: „Ich komme vom Gebirge her, es dampft das Thal, es braust das Meer ...“

Ich hatte das herrliche Lied schon kunstgerechter und mit imposanteren Stimmmitteln, aber nie mit einer so hinreißenden Wärme und Wahrheit des Gefühls vortragen hören ... Es war das ganze gewaltige Weh eines vereinsamten Herzens, das in diesen wunderbar schwellenden Tönen athmete. Als sie an die Stelle kam:

„Ich bin ein Fremdling überall ...“

durchzuckte es mich, wie von tausend ungeahnten Empfindungen, und unwillkürlich dachte ich an ihr eigenes Schicksal, an die Herzlosigkeit ihres Mannes, der mir noch heute von seiner Leidenschaft für Edith vorgeschwärmt hatte, an die Zukunft, die das verbrecherische Spiel ent-

hüllen, und die Aermste in den Abgrund der Verzweiflung stoßen würde ...

Aber was war das? Glich Rudolf in diesem Augenblicke nicht eher einem begeisterten Liebhaber als einem leichtfertigen Betrüger? Zuckte es nicht um seinen Mund, wie vom Wetterleuchten einer tiefinnerlichen Gemüthsbewegung? Wahrhaftig! Er saß da, als sei nie ein höhnendes Wort, nie eine skeptische Lästerung über diese Lippen geglitten ... Und jetzt stand er auf, ernst, feierlich, schweigend, — und schritt auf Julien zu, die eben geendet hatte, und küßte sie auf die Stirne ...!

Ich glaubte zu träumen. Rudolf ließ mir indeß nicht lange zur Ueberlegung Zeit. Schon im nächsten Augenblick hatte er den alten selbstbewußten Ton wieder gefunden.

„Ist sie nicht eine Künstlerin?" fragte er, indem er wieder in seinem Schaukelstuhl Platz nahm und nach dem vollen Glas langte ... „Wenn uns einmal Alles mißglückt, Julie, dann gehst du zur Oper."

Ich machte der jungen Frau ein paar nichtssagende Complimente. Den ganzen Abend über war ich so zerstreut, so nachdenklich, so mit mir selbst in Zwiespalt, daß das Ehepaar die Kosten der Unterhaltung fast allein zu tragen hatte. Die ganze Nacht hindurch summte mir die Melodie des Schubert'schen Fremdlings und die seelenvolle Stimme der „rothen Jula" im Ohre ...

* * *

Was meinem prophetischen Auge an diesem Abend klar geworden war, erfüllte sich schneller und vollständiger als ich erwartet hatte. Von Juliens edler und anspruchsloser Liebenswürdigkeit gefesselt, vergaß Rudolf mehr und mehr die unlautere Quelle, aus der ihm jetzt dieses wenig verdiente Glück floß, und das Band, das der unerhörteste Leichtsinn geknüpft hatte, ward nach und nach zu

einer unlöslichen Kette der Geister und Herzen. Im Juni begann Rudolf seinen nachmals so berühmt gewordenen Roman „Dunkle Naturen“. Seitdem ich ihn kannte, war er nie zu bewegen gewesen, über seine literarischen Projecte das Mindeste verlauten zu lassen: kalt und selbstgenügsam verschloß er den Plan und dessen fortschreitende Entwickelung in seiner Brust, bis die Arbeit im Wesentlichen vollendet war. Jetzt schien seine abstoßende Reserve mit einem Male gebrochen. Julie wußte um sämmtliche Ateliergeheimnisse; jeden neuen Gedanken legte er ihr vertrauensvoll zur Prüfung vor, und mit großer Geschicklichkeit benutzte sie diese mittheilsame Stimmung, um den kühnen Ideenflug vor allen Extravaganzen zu hüten. Allmählich bildete sich diese Controle zur regelrechten Mitarbeiterschaft aus. Rudolf hatte mehr als ein Mal Gelegenheit, über die frappante Neuheit der Gesichtspunkte zu staunen, die Julie ihm gleichsam spielend an die Hand gab; er bewunderte die naive Klarheit und Selbstständigkeit ihres Urtheils, den Reichthum ihrer Phantasie, den tiefen Ernst ihrer Gemüthsbildung. Seine Bewunderung steigerte sich zum Enthusiasmus, als er die Ueberzeugung gewann, daß ihre idealen Bestrebungen nie und nirgends mit den Pflichten der Hausfrau collidirten, sondern vielmehr in geheimnißvoller Weise dazu beitrugen, dem gesammten Heimwesen einen überaus traulichen und beglückenden Charakter zu verleihen. Julie verstand es, das Uhrwerk der Haushaltung mit meisterhafter Accuratesse spielen zu lassen, ohne daß man das unsympathische Schnarren der Räder vernahm. Niemals verrieth sie jene vielgeschäftige Hast, die, weit entfernt, unser häusliches Behagen zu erhöhen, für nervöse Naturen etwas geradezu Qualvolles hat. Niemals keuchte sie unter der Last ihrer Obliegenheiten, wie unsere trefflichen Kleinbürgerinnen, die ihr Verdienst zu vermehren glauben, wenn sie ihre Sorgen zur Schau tragen. Sie glich

der starken, kraftbewußten Karyatide, auf deren Stirn der Fries des Hauses ruht, ohne ihr den Nacken beugen zu können, oder dem geistvollen Gelehrten, der die Welt mit den Früchten seiner Forschungen erfreut, ohne in einem Wust von Anmerkungen die Schweißtropfen seines Studiengangs nachzuschleppen. Kurz, ehe ein Vierteljahr verging, war Julie dem einst so frivolen Skeptiker unentbehrlich geworden, und jede Erinnerung an die eigentlichen Motive seiner Bewerbung schien zu Grabe gegangen

Gegen Ende Juli trat ich eine Reise nach Berlin und Kopenhagen an. Ich hatte noch eine gute Stunde bis zum Abgang des Zuges und saß mit der Lectüre des Fahrplans beschäftigt in der Sophaecke, als Rudolf unangemeldet wie immer in der Thüre erschien.

„Gut, daß ich dich noch treffe," sagte er. „Ich brauche die Eberhardt'sche Novelle ‚De Profundis'. In der Bibliothek ist sie nicht zu haben."

„Sie steht zur Disposition," entgegnete ich.

„Wie lang gedenkst du auszubleiben?" fragte er nachlässig, als ich ihm das Buch gereicht hatte.

„Vierzehn Tage, drei Wochen, vier Wochen, — ganz je nach Umständen."

„Beneidenswürdiger! Ich werde in diesem Jahre schwerlich hinauskommen."

„Bah, wohnst du hier nicht so gut wie auf dem Lande? In einer Viertelstunde bist du im Grünen."

„Du hast Recht. Unsere Sehnsucht nach der sommerlichen Villeggiatur beruht zum großen Theil auf den Traditionen der Mode. Mit einiger Vernunft gewöhnt man sich alle derartigen Thorheiten ab, und das allgemeine Befinden gewinnt dabei."

„Du sprichst wie ein ächter Weltweiser," versetzte ich scherzend.

„Ich bin während der letzten Monate auch in der

That um einiges weiser geworden," entgegnete er mit eigenthümlicher Betonung.

Ich schaute ihm ins Antlitz. Es schien ihm heiliger Ernst zu sein.

„Nun," sagte ich, „um der Wahrheit die Ehre zu geben, es that auch Noth ..."

„Wie so?"

„Deine Weltanschauung begann zu ... zu genial zu werden."

„Du bist boshaft."

„Nicht im Mindesten."

„Ihr Gelehrten findet im harmlosesten Scherze etwas Verfängliches. Es steckt noch Etwas von der altchristlichen Askese in euch ..."

„Wahrhaftig, ich sehe ganz danach aus, als ob ich Talent zum Säulenheiligen besäße ... Nein, das sind poetische Sophistereien, mein Liebster. Weißt du, daß du mir während der letzten Monate manche trübe Stunde bereitet hast?"

„Du sprichst gerade, als sei'st du für meine Missethaten verantwortlich!" lachte Rudolf.

„Fast so! Mehr als ein Mal fühlte ich mich als deinen Mitschuldigen ... Dem Himmel sei Dank, daß Alles so wider Erwarten günstig abgelaufen ist!"

„Wider Erwarten günstig? Ich verstehe dich nicht."

„Pah, reden wir von etwas Anderem! Jetzt, da du glücklich bist, wäre es zwecklos, dich an Dinge zu erinnern ..."

„Ich glaube wahrhaftig, du bildest dir ein ... Du hast Alles für baare Münze genommen ...."

„Wie du zu heucheln verstehst! ..."

„Nein, nein, ich heuchle nicht ... Ich gestehe, damals .... Ja, ... aber du hast die Sache zu schroff aufgefaßt ..."

„Meinst du? Ich glaube, just so schroff als sie gegeben wurde.“

„Was habe ich denn Entsetzliches gesagt? Wer wird jedes Wort auf die Goldwage legen!“

„Ich wiederhole dir, daß es mir peinlich ist, jetzt, nachdem sich Alles zum Guten gewendet hat, jetzt, da du sie wirklich liebst ...“

„Sie hat mir von Anfang an gefallen ..., besser als ihre Schwester ...“

Ich zuckte die Achseln.

„Oder ‚gefallen‘ ist vielleicht zu viel gesagt ..., aber ... eine gewisse Sympathie ...“ stammelte er.

„Du verdientest eigentlich, daß ich dir das psychologische Präparat vorzeigte, das ich am Abend nach deinen Enthüllungen im Kronprinzen entwarf ...“

„Was? Ein psychologisches Präparat? Eine Charakterstudie? Du machst mich neugierig!“

„Ich glaube kaum, daß du dich bei der Lectüre meiner Aufzeichnungen wohl fühlen würdest. Ich habe dich nicht geschont ...“

„Ah, ein Tagebuchblatt ...! Wie romantisch!“

„Du erschienst mir an jenem Abend so exceptionell, so phänomenal in deinem Leichtsinn, daß ich unser Zwiegespräch zu Papier brachte.“

„Laß doch sehen ... Ich bin wirklich begierig, zu erfahren, wie du es angepackt hast, um die Laune einer übermüthigen Minute zu einer großen Staatsaction aufzublähen ...“

Seine Hartnäckigkeit verdroß mich. Ich öffnete mein Pult und nahm ein Notizbuch heraus. Mit pathetischer Stimme las ich ihm einige der eclatantesten Stellen vor.

„Donnerwetter,“ sagte er, „das interessirt mich ... Du hast mich da meisterhaft persiflirt.“

„Photographirt nach der Natur,“ verbesserte ich.

„Aber mit starker Retouche! Indeß, gleichviel: ich

vertrage die Wahrheit selbst im Gewande der Dichtung. Lies weiter!"

Ich sah nach der Uhr.

„Du vergißt, mein Theuerster, daß ich im Begriff stehe, abzureisen. Da fährt die Droschke vor..."

„So gib mir das Ding mit; ich garantire dir, daß du es unbeschädigt zurück erhältst..."

„Das geht nicht, ich bitte dich..."

„Warum nicht? Deine griechischen Literaturnotizen sind doch wol kein Geheimniß..."

Eine flüchtige Durchmusterung überzeugte mich, daß das Heft in der That nichts enthielt, was meine Weigerung hätte rechtfertigen können.

„Meinetwegen denn," sagte ich, indem ich das Pult verschloß und ihm die Annalen seiner Thorheit überreichte. „Aber bedenke, daß die Aufzeichnungen nicht für das Auge eines Lesers bestimmt waren, und am wenigsten für dich."

„Ja, ja, ich weiß schon," versetzte er ungeduldig; „jetzt mach' nur, daß du nicht zu spät kommst."

Wir schritten selbander die Treppe hinab. Er wünschte mir glückliche Reise, ich trug ihm meine freundschaftlichsten Grüße an seine Gemahlin auf — und zehn Minuten später stand ich am Schalter des Bahnhofs.

Ich hielt mich in Berlin zunächst nur zwei Tage auf, und eilte dann über Hamburg und Schleswig der dänischen Hauptstadt zu, wo ich in der königlichen Bibliothek einige wichtige Handschriften zu consultiren hatte. Nach drei Wochen angestrengter Arbeit machte ich einen Erholungsausflug nach der benachbarten schwedischen Küste, und kehrte dann über Ystad und Swinemünde nach der deutschen Metropole zurück, wo ich einen berühmten Collegen von der Dorpater Hochschule zu treffen hoffte. Statt seiner fand ich im Hôtel zwei sehr unerwartete Briefe vor. Der eine vermeldete mir, daß Professor Cornelius Krankheitshalber verhindert sei, dem verabredeten

Rendezvous Folge zu geben; der andere kam von Rudolf und lautete wie nachstehend:

„Es ist eigentlich Unsinn, daß ich dir schreibe, denn helfen kannst du mir doch nicht, und am Ende kommst du mir gar mit salbungsvollen Bemerkungen über Nemesis und göttliche Gerechtigkeit, indeß, wer weiß, und im Grunde bist du ja an der ganzen Geschichte schuld, und ich habe Niemanden, gegen den ich mich aussprechen könnte. Gib mir wenigstens einen guten Rath, theile mir mit, wie du die Sache auffassest, ob du es für möglich hältst, meine zertrümmerte Existenz wieder aufzubauen, ob ich die Hilfe der Behörden in Anspruch nehmen soll, um ihren Aufenthalt ausfindig zu machen, oder ob man besser jeden Scandal vermeidet und sich ins Unabänderliche fügt, so gut es gehen will.

„Sie ist fort! Julie, mein herziges, holdes, einzig geliebtes Weib hat mich ohne Abschied verlassen, und Gott allein weiß, was sie im Schilde führt. Vielleicht ist sie in dem Augenblick, da ich diese Zeilen schreibe, schon todt, — und ich habe sie gemordet! Doch nein, sie war zu stolz, zu edel... Sie war einer so kleinlichen Rache nicht fähig, und eine Rache wäre es, ein furchtbares Strafgericht für eine Schuld, die durch die unendlichste Liebe längst, längst gesühnt und getilgt ist.

„Ich sehe, daß ich kaum im Stande bin, einen zusammenhängenden Gedanken zu fassen. Kurz und bündig: Julie hat deine Aufzeichnungen gelesen! Wie und wo sie das verhängnißvolle Document gefunden, davon habe ich keine Ahnung. Als ich gegen fünf Uhr Nachmittags vom Redactionsbureau zurückkehrte, war sie verschwunden. Das Buch hatte sie auf meinen Arbeitstisch gelegt; daneben fand ich den eingeschlossenen Zettel, der mich das Schlimmste befürchten läßt. O, ich kenne sie! Wenn sie einmal einen Entschluß gefaßt hat, der ihr durch die Gebote der Vernunft und Pflicht gerechtfertigt erscheint, so

ist er durch nichts zu erschüttern: mit eiserner Consequenz geht sie ihrem Ziele entgegen. Und doch muß sie zurückkehren, wenn ich nicht wahnsinnig werden soll! Jetzt erst fühle ich, was ich an ihr besessen habe! Sie fehlt mir bei jedem Athemzuge; es wäre mein Tod, wenn ich sie verlieren sollte. Liebster, bester, theuerster Freund, ich beschwöre dich, laß mich nur mit zwei Zeilen wissen, ob du glaubst, daß es ihr wirklich und unwiederruflich Ernst ist. Noch kann ich den entsetzlichen Gedanken nicht ausdenken!

„Bis zur Stunde weiß keine menschliche Seele um Juliens Verschwinden. Ich werde im Nothfalle eine zweckentsprechende Lüge zu Markte bringen. Also strengste Verschwiegenheit. Gott gebe, daß noch Alles gut werde. Ich habe allen Lebensmuth und alle Hoffnung verloren. Das Billet Juliens erbitte ich mir zurück.

Rudolf."

Der Zettel, der diesem Briefe beigefügt war, enthielt folgende mit Bleistift geschriebenen Worte:

„Alles, Alles zerstört, Alles begraben, Alles vernichtet! Du hast mich unendlich elend gemacht, aber ich vergebe dir. Lebe wohl und sei glücklich. Du wirst mich nie wiedersehen. Edith kann ich weder warnen noch aufklären, aber Gott und ihre Liebe werden sie schützen.

Julie."

Diese unerwarteten Nachrichten versetzten mich in nicht geringe Aufregung. Der Brief Rudolfs war bereits vor mehr als acht Tagen im Hôtel angelangt: was konnte sich also in der Zwischenzeit nicht Alles ereignet haben! Die Erinnerung an das reizende Verhältniß der beiden Gatten, an Rudolfs Glückseligkeit, an Juliens mildes, allgütiges Wesen trat mir so lebhaft vor die Seele, daß mir der Contrast zwischen dem Einst und dem Jetzt die Sinne verwirrte! Dazu kam ein unbestimmtes und doch

sehr quälendes Gefühl von persönlicher Verantwortlichkeit. Es war freilich nicht meine Schuld, wenn Rudolf ein so compromittirendes Schriftstück nicht gehörig hinter Schloß und Riegel hielt, — aber indirect gab mein psychologischer Dilettantismus doch die Veranlassung zur Katastrophe. Und hatte ich denn überhaupt ein Recht gehabt, Rudolfs Worte so ernst und vollgiltig aufzufassen? Kannte ich ihn nicht lange genug, um zu wissen, daß er in jeder Beziehung Hyperboliker war? Allerdings hatte ich seine Uebertreibungen als solche gekennzeichnet, aber Frauen verstehen sich weniger auf die Geheimnisse einer solchen Kraftsprache, und die verletzte Liebe ist doppelt empfindlich ... Kurz, das unlogische Herz machte mir die bittersten Vorwürfe, obgleich die reine Vernunft mich freisprach, und da die Stimmung bei uns Alltagsmenschen, die wir nicht Philosophen von Fach sind, nun einmal entschieden vorwiegt, so beschloß ich unverzüglich abzureisen und gemeinsam mit Rudolf die Mittel und Wege zu berathen, die in dieser heillosen Lage zum Ziel führen konnten.

Ich schrieb in aller Eile meinem Dorpater Collegen, daß ich sein Unwohlsein schmerzlich bedaure und nunmehr von meiner zweiten Berliner Visite, die zu Anfang September stattfinden sollte, das Vergnügen seiner persönlichen Bekanntschaft erwarte. Dann telegraphirte ich an Rudolf, sein Brief sei verspätet in meinen Besitz gelangt; ich würde noch heute Abend das Nähere mit ihm besprechen.

Eine Stunde später dampfte ich der Heimat zu.

* * *

Ich fand Rudolf am Bahnhof. Sein Zustand übertraf meine schlimmsten Befürchtungen. Die Kraft seiner sonst so elastischen Natur schien völlig gebrochen. Bleich und verstört reichte er mir die Hand.

„Es ist aus!“ murmelte er in unsäglicher Traurigkeit

Ich versuchte ihn zu trösten, — aber was konnte ich ihm sagen? Vor allen Dingen bat ich ihn, mir genau auseinander zu setzen, was sich in der Zwischenzeit zugetragen, welche Schritte er gethan, welche Pläne er geschmiedet hatte. Da erfuhr ich allerdings nicht viel Hoffnungsreiches. Rudolfs erster Gedanke war Edith und der Baron gewesen; zum Unglück hatten Beide ihren bisherigen Aufenthaltsort verlassen, um eine gemeinsame Reise ins bayerische Hochland zu unternehmen: Niemand wußte um ihre Adresse. Rudolf zog daher einen ihm befreundeten höheren Polizeibeamten ins Vertrauen, der mit großer Discretion die umfassendsten Nachforschungen anstellte, aber bis zur Stunde nicht das Mindeste erreicht hatte.

Am sechsten Tage nach Juliens Verschwinden erhielt Rudolf einen Brief mit dem Poststempel Brandenburg. Er enthielt nur die Worte: „Fürchte nichts, ich werde mir kein Leids anthun. Wenn du mir einen letzten Freundschaftsdienst erweisen willst, so laß mich nicht weiter verfolgen: deine Bemühungen würden mich nur ängstigen und doch fruchtlos bleiben.

Julie.“

Rudolf erwartete nun mit fieberhafter Spannung die Rückkehr Weißenburgs und seiner Gattin, denn er hegte die feste Ueberzeugung, daß Julie die Beziehungen mit ihrer Schwester nicht gänzlich abgebrochen, daß sie ihr vielmehr einige Andeutungen über das Vorgefallene und über ihre Absichten betreffs der Zukunft gemacht habe.

Er versäumte von jetzt keinen Bahnzug der bayerischen Linie: mit eiserner Consequenz war er auf seinem Posten. Wenn meine Zeit es irgend erlaubte, begleitete ich ihn. Ich fühlte, wie er von Tag zu Tag mehr meines freundschaftlichen Zuspruchs benöthigte; ja, ich fürchtete,

er könne in einem Anfall von Wuth und Verzweiflung irgend eine verhängnißvolle Thorheit begehen.

Endlich, nach zehn qualvollen Tagen ward unsere Beharrlichkeit mit Erfolg gekrönt. Wiederum standen wir ernst und schweigend auf dem Perron und musterten die Aussteigenden, als Rudolf mich plötzlich convulsivisch am Arm faßte und mir mit zitternder Stimme zuraunte:

„Dem Himmel sei Dank! Edith!"

Es lag für mich in diesen wenigen Silben und besonders in dem gepreßten Tone, mit dem er sie hervorstieß, eine unendliche Kette seltsamer Gefühle und Vorstellungen. Noch vor wenigen Monaten hätte er mir beim Anblick der schönen blonden Frau vielleicht ganz dieselben Worte zugeflüstert, — aber wie anders, wie unvergleichlich anders nüancirt! Jetzt klang in diesem Ausruf nur das Weh eines gepeinigten Herzens, nur die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese wieder, das ihm selbst der verheißendste Gruß von den Lippen Ediths nicht zu ersetzen vermochte.

Wir schritten auf die Ankömmlinge zu und begrüßten sie.

„Wo ist Julie, meine Frau?" fragte Rudolf mit zuckendem Munde.

„Deine Frau?" erwiderte Edith erschrocken. „Wie verstehe ich das?"

„Sie ist fort, seit mehr als drei Wochen. Ohne Zweifel wißt ihr um ihren Aufenthalt?"

Edith erbleichte.

„Was höre ich? Julie fort! Um Himmels willen, was ist denn vorgefallen?"

„Solltet ihr in der That nicht wissen ...?"

„Kein Wort," bestätigte der Baron mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens.

Rudolf erwiderte nichts. Hastigen Schrittes eilte er von dannen und verschwand im Gewühle des Bahnhofs.

Das verblüffte Ehepaar bestürmte mich mit Fragen.

Ich theilte mit, was ich durfte. Meine Erklärungen schienen Edith indessen durchaus nicht zu befriedigen. Sie bat mich, sie in ihre Wohnung zu begleiten und ihr dort ausführlicher zu berichten.

Zu Hause angelangt, fand sie einen Brief vor, den Julie am Tage ihres Verschwindens zur Post gegeben hatte. Das Schreiben lautete:

„Liebste Schwester! Ich verlasse meinen Gatten für immer; nach Verlauf eines halben Jahres sollst du von mir hören, doch nur dann, wenn du mir feierlichst versprichst, ihm kein Lebenszeichen von mir zukommen zu lassen. Frage nicht, was mich zu diesem unerwarteten Schritte bewogen hat: genug, es ist mir nicht länger möglich, dieselbe Luft mit ihm zu athmen. Ueber mein äußeres Schicksal mache dir keine Sorge.

Julie."

Die junge Frau brach in Thränen aus.

„Bei Allem, was Ihnen heilig ist," sagte sie mit einer Leidenschaftlichkeit, die ich in ihr nicht vermuthet hätte, — „was hat sich während unserer Abwesenheit ereignet? Es muß hier ein furchtbares Mißverständniß obwalten."

Ich gab eine ausweichende Antwort. Schließlich verabschiedete ich mich mit dem Versprechen, Rudolf aufzusuchen und ihn zu einer möglichst umfassenden Beichte zu bewegen.

In sehr trübseliger Stimmung klomm ich die Treppen hinan und klingelte. Ein verweint aussehendes Dienstmädchen öffnete mir.

„Der Herr ist krank," sagte sie. „Er liegt auf dem Bette und redet irre."

Ich trat in ein spärlich erleuchtetes Zimmer, aus dem mir unarticulirte Laute des Schmerzes und der Wuth entgegen tönten.

„Rudolf!" sagte ich theilnehmend, „fasse dich. Vielleicht kann noch Alles gut werden."

Er richtete sich hoch auf und starrte mich glanzlosen Blickes an. Dann schüttelte er wehmüthig lächelnd den Kopf.

„Nein!“ versetzte er bitter, „es ist zu spät! Sie ist hin! Sie ist todt!“

„Gib dir doch nicht so sehr nach, mein Junge!“ entgegnete ich im Tone eines väterlichen Wohlwollens, während ich ihm sanft auf die Schulter klopfte. „Ich war bei Edith. Julie hat ihr versprochen, demnächst, — vielleicht in einigen Monaten — von sich hören zu lassen.“

Er sprang mit beiden Füßen zugleich auf den Boden. Seine krankhafte Abspannung schien ihn mit einem Male zu verlassen.

„Sie hat ihr geschrieben? Wo ist sie? Komm, laß uns eilen ... Noch heute muß ich mit Edith reden. O, ich wußte es ... Edith hat Kunde von ihr! ...“

Hastig fuhr er in seine Kleider. Dann stürmte er die Treppe hinab, als gelte es, das Glück im Fluge zu ergreifen. Nur mit Mühe vermochte ich ihm zu folgen.

„Ueberlaß dich nicht voreiligen Hoffnungen,“ sagte ich warnend. „Edith weiß so wenig, als ich und du ...“

„Sie weiß genug,“ unterbrach er mich. „O, ich durchschaue euch .... Ihr seid Alle mit Julie verschworen, um mich für meinen Uebermuth zu züchtigen! Als ob ich nicht genug gestraft wäre durch das Bewußtsein, ein so herrliches, liebenswerthes Geschöpf gekränkt und beleidigt zu haben!“

Ich erwiderte nichts. Schweigend schritten wir weiter.

Edith empfing uns in einer Aufregung, die keine Schilderung gestattet. Eine geraume Weile verstrich, ehe Jemand das Wort ergriff.

Rudolf ließ seinen Blick scheu und unstät im Gemach umherschweifen, als ob er die Verlorene hier im Hause der Schwester zu suchen hätte.

„Rudolf," sagte endlich Edith bang und vorwurfsvoll...

Da warf sich der starke Mann vor ihr auf die Knie und schluchzte laut, wie ein krankes, fieberndes Kind.

„Ich will Alles, Alles bekennen!" stöhnte er in heller Verzweiflung — „nur endet die Qual dieser Ungewißheit! Du weißt, daß ich ohne sie der elendeste Mensch unter der Sonne bin. Gib mir meine Julie wieder, — meine einzig geliebte, angebetete Julie oder den Tod!"

Ich war tief erschüttert. War das derselbe Mann, der die „rothe Hexe" geheirathet hatte, um ungestört ihre Schwester verführen zu können? War das dieselbe Frau, um derentwillen er ein reiches, liebevolles Mädchenherz muthwillig in den Staub treten zu dürfen glaubte? Er lag jetzt vor ihr auf den Knieen..., das Ziel seiner vermessenen Wünsche war äußerlich erreicht, — aber wie anders war der Inhalt, den das Schicksal dieser Scene untergeschoben hatte! Von ihr, deren bestrickender Glanz ihn einst geblendet, erbat er nun das schlichte Kleinod zurück, durch dessen Hilfe er sie erobern wollte! Was hinderte ihn jetzt, die Vortheile der Situation auszukosten? War Edith etwa weniger schön, als ehedem? Im Gegentheil! Die geistige Erregung schien sie zu verklären! Wie gebannt weilte mein Auge auf dem berückenden Bilde, in welchem jede Linie den Stempel der Grazie und Anmuth trug... Und Rudolf sah der liebreizenden Fee ins Antlitz, ohne einer andern Empfindung Raum zu geben, als dem Weh um seine Julie!

Leider führte der denkwürdige Auftritt zu keinem nennenswerthen Resultate; Rudolf erzählte, Edith wechselte von Minute zu Minute die Farbe, der Baron nagte die Lippen und schüttelte den Kopf, — aber Niemand wußte, was zu beginnen sei. Um seine letzte Hoffnung betrogen, schlich Rudolf von dannen, alle Tröstungsversuche seines eben so verständigen als großmüthigen Schwagers,

alle Versicherungen Ediths, daß sie ihm verziehen habe, schroff und gefühllos zurückweisend.

* * *

Der Herbst zog ins Land, ohne daß sich in der Lage der Dinge das Mindeste geändert hätte. Ein anonymer Aufruf in den verbreitetsten Journalen blieb wirkungslos. Auch die Bemühungen Ediths und ihres Gatten lieferten nur den Beweis, wie sehr es der Entflohenen mit den in ihrer letzten Kundgebung ausgesprochenen Absichten Ernst war.

Professor Cornelius hatte mir den 28. September definitiv als den Tag unseres wissenschaftlichen Stelldicheins bezeichnet. Am Abend des 27. begab ich mich auf die Reise, nicht ohne zuvor noch einmal meinen unglücklichen Freund zu besuchen, der in der That das Bild des unverhohlensten Jammers bot. Ich traf ihn bei der Arbeit, — denn meinem unabläßigen Zureden war es gelungen, ihn endlich zur Wiederaufnahme seiner literarischen Thätigkeit zu bestimmen, — aber wie arbeitete er! Mechanisch und freudlos stapelte er sein Material auf, mechanisch und freudlos ordnete und kritisirte er: von einem wirklichen Schaffen konnte nicht mehr die Rede sein; selbst seinen Schmerz zu gestalten, fehlte ihm die geistige Freiheit.

Das traurige Schicksal des einst so lebenslustigen und ausgelassenen Jugendgenossen beschäftigte mich auf der ganzen Fahrt. Das bleiche, abgehärmte Antlitz, das mir in so trübseligem Tone eine glückliche Reise gewünscht hatte, verfolgte mich mit unabwendbarer Zudringlichkeit und mischte sich sogar in meine nächtlichen Träume. Des andern Morgens erwachte ich spät und in ziemlich verdrießlicher Stimmung. Bis zum Eintreffen meines Dorpater Collegen hatte ich noch reichlich vier Stunden Zeit, und so beschloß ich denn einen Gang nach dem Friedrichs-

hain zu machen. Ich weiß nicht, was meine Gedanken gerade in diese Richtung führte. Vielleicht war es der instinctive Wunsch, alle bekannten Gesichter zu vermeiden, der mir jene entlegeneren Stadtviertel in besonders liebenswürdigem Lichte erscheinen ließ.

Als ich auf den Alexanderplatz einbog, gewahrte ich eine schlanke Frauengestalt, die elastischen Fußes in einer Entfernung von etwa dreißig Schritten vor mir einhereilte. Die Erscheinung frappirte mich. Es war mir zu Muthe, als steige eine dunkle Erinnerung in mir auf, und doch ahnte ich nicht, was ich wenige Secunden später zu meiner unsäglichsten Ueberraschung entdecken sollte. Aus einer benachbarten Straße sauste in vollem Galopp ein Fuhrwerk über den Platz. Die Dame trat erschrocken zur Seite und wandte das Haupt: ich erkannte Julie!

Einen Augenblick zögerte ich, — aber auch nur einen Augenblick. Im nächsten Moment stand ich ihr gegenüber.

Sie starrte mich an wie eine Gespensterercheinung. Dann ergoß sich eine flammende Röthe über ihr Antlitz. Ihre Lippen bewegten sich, als wolle sie eine Beschwörungsformel murmeln, allein sie brachte kein Wort hervor.

„Finden wir Sie endlich!“ rief ich mit bebender Stimme. „O, wenn Sie ahnten, wie viel Herzeleid Sie uns verursacht haben!“

„Wirklich?“ fragte sie bitter; „nun das wird vorübergehen, wie auch mein Kummer vorübergegangen ist. Ich erwarte von Ihrer Ehrenhaftigkeit, daß Sie mich nicht verrathen. Sie würden mich nur zwingen, meinen Aufenthalt abermals zu verändern . . .“

„Julie, was reden Sie? Können Sie im Ernste glauben, ich würde Sie so ohne Weiteres wieder fortlassen! Nein, ich weiß besser, was ich meinem unglücklichen Freunde schuldig bin!“

Es gelang mir nur mit Mühe, ihr klar zu machen

daß sie mich nach allen Begriffen des Rechts und der Billigkeit wenigstens anhören müsse. Sie versuchte zu wiederholten Malen sich loszureißen, aber ich hielt ihre Hand mit einer Innigkeit umklammert, die unter andern Verhältnissen impertinent gewesen wäre. Wir begannen schließlich die öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen, und so willigte sie denn mit sichtlichem Widerstreben ein, mich nach dem Friedrichshain zu begleiten.

Ich bot ihr den Arm und erzählte ihr nun mit dem Aufwande meiner ganzen Beredtsamkeit, wie sehr sich Rudolf seit jenem Tage des Uebermuthes und der Frivolität verwandelt, wie namenlos er um sie, die einzig wahre Geliebte seines Herzens, gelitten habe, wie elend er ohne ihre beglückende Liebe dahin siechte.

Sie unterbrach mich mit keiner Silbe. Als ich geendet hatte, schüttelte sie wehmüthig lächelnd den Kopf.

„Es ist vergeblich!“ sagte sie mit tonloser Stimme. „Sie täuschen sich über den Werth solcher Anwandlungen. Es mag sein, daß er nachträglich Reue empfindet, aber das tilgt die entsetzliche Wahrheit nicht aus, die mich Tag und Nacht verfolgt, wie der Fluch den Verbrecher. Wer weiß, ob er mich nicht nur darum so lebhaft vermißt, weil seine geheimen Zwecke durch meine Abwesenheit gekreuzt werden. Es ist freilich schmerzlich, so nahe am Ziele das Werkzeug zu verlieren, mit dessen Hilfe man dieses Ziel zu erreichen hoffte.“

Ich war rathlos. Wir bogen jetzt in die Anlagen des herbstlich angefalbten Haines ein und ließen uns schweigend auf eine der steinernen Bänke nieder. Die Septembersonne spielte so friedlich auf den Gräbern der Märzgefallenen, das wolkenlose Blau des Himmels blickte so versöhnlich durch die leise flüsternden Zweige, daß die schroffe Unerbittlichkeit dieses sonst so weichen Frauengemüthes mich fast wie ein vernunftwidriger Mißklang anmuthete. Freilich, das stolze liebende Herz war zu

unsäglich gekränkt worden, als daß es sich so ohne alle Vermittlung dem Vertrauen und der Milde hätte erschließen können. Ich durfte den Muth nicht verlieren: ich mußte ihr immer von Neuem betheuern, was ihre zaghafte Seele nicht zu glauben wagte.

„Julie," sagte ich nach einer langen Pause des Nachdenkens, „Edith weiß Alles. Er hat ihr gebeichtet, er hat ihre Verzeihung und ihren Beistand erfleht..."

Sie erröthete über und über.

„Er wird sich hüten," entgegnete sie bitter.

„Zweifeln Sie an meiner Wahrhaftigkeit?"

„Sie sind sein Freund," sagte sie achselzuckend; „warum fällt es Ihnen erst jetzt bei, mir diese überraschende Mittheilung zu machen?"

„Ich wollte Sie schonen... Ich dachte..."

Die junge Frau machte eine abwehrende Bewegung.

„Nein," entgegnete sie wehmüthig. „Man hat mich ein Mal betrogen und ich bin klüger geworden. Nach dieser meisterhaften Comödie sind eure kleinen Kunstgriffe wirkungslos."

Alle Bemühungen, sie von der Aufrichtigkeit meiner Versicherungen zu überzeugen, scheiterten an der unerschütterlichen Hartnäckigkeit ihres Mißtrauens.

„Glauben Sie mir," sagte sie mit erkünstelter Ruhe, nachdem sie zum so und so vielten Male meine wohlgemeinten Versuche zurückgewiesen hatte, „es ist kein kindischer Trotz, der mich auf meinem Entschlusse beharren läßt! Ich fühle nur zu sehr, daß ein Mann, der Edith geliebt hat, für ein Geschöpf von meinem Schlage keine Neigung übrig behalten kann. Sagen Sie ihm, daß ich Alles begreiflich finde, daß ich ihm verzeihe, — aber zurückkehren in dieses unsägliche Elend und ewig den Stachel der Qual und der Verzweiflung in der Brust tragen, — das ist mehr, als ich vermag, das wäre mein Tod!"

Sie erhob ſich.

„Und ſo wollen Sie von mir ſcheiden?“ fragte ich traurig. „Das kann nicht Ihr Ernſt ſein! Klären Sie mich wenigſtens über die äußere Form Ihrer Exiſtenz auf. Sie haben keine Ahnung, wie ſehr mich die Sorge für Ihr Wohl und Wehe gepeinigt hat.“

„Schrieb ich nicht an Edith, jede Befürchtung ſei zwecklos? Ich arbeite, — das muß Ihnen genügen. Und nun leben Sie wohl. Ihr Wort bürgt mir dafür, daß Sie ſchweigen werden ...“

Sie wandte ſich zum Gehen. Ich ergriff ihre Hand.

„Julie!“ ſagte ich im Tone ſchmerzlicher Aufregung — „wenn Sie meinen unglücklichen Freund jemals geliebt haben, wenn in Ihrem Herzen noch ein Funke von Mitleid wohnt, ſo erfüllen Sie mir eine Bitte, — die letzte, die ich an Sie richten will.“

„Und die wäre?“

„Laſſen Sie mich Ihre Wohnung wiſſen. Geſtatten Sie mir, Sie morgen Vormittag zu beſuchen.“

„Zu welchem Zweck?“

„Ich ... ich habe Ihnen noch wichtige Dinge mitzutheilen.“

„So reden Sie. Ich ſtehe zu Ihrer Verfügung.“

„Nicht jetzt — morgen. Ich bedarf der Vorbereitung.“

Sie ſchürzte ſpöttiſch die Lippen.

„Meinetwegen. Von elf bis zwölf bin ich zu Hauſe. Was frommte es auch, wenn ich nein ſagte? Sie würden mir in Ihrer gutgemeinten Aufdringlichkeit folgen und das Geheimniß ſo wie ſo ausfindig machen. Ich wohne am Alexanderplatz, Ecke der Sophienſtraße ...“

„Ich danke Ihnen. Und nun laſſen Sie uns von etwas anderem ſprechen. Sie ſollen mir meine gutgemeinte Aufdringlichkeit nicht zum zweiten Mal vorwerfen.“

Wir traten den Heimweg an. Die Unterhaltung gerieth mehr als ein Mal ins Stocken. Meine Pläne be-

schäftigten mich in der That so lebhaft, daß ich ihren übrigens sehr conventionell gefärbten Reden nur mit halbem Ohre lauschte.

In der Nähe des Alexanderplatzes angelangt, verabschiedete sie sich. Ich eilte unverzüglich nach dem Telegraphenbureau, um Edith von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Ich bat sie, die Sache vorläufig geheim zu halten und schleunigst, wenn thunlich, noch heute nach Berlin zu kommen. Drei Stunden später hatte ich Antwort. Ediths Depesche lautete: „Erwarten Sie mich morgen Vormittag halb zehn Uhr am Bahnhof."

Den Rest des Tages verbrachte ich in fiebernder Ungeduld. Noch lange nach Mitternacht saß ich in meinem Zimmer und erwog die Möglichkeiten der nächsten Zukunft. Des andern Tages war ich schon um acht Uhr auf meinem Posten. Vier Züge sah ich ankommen und abfahren, bis endlich, endlich die ersehnte Stunde schlug. Edith war bleich und angegriffen, aber in hoffnungsfreudiger Stimmung. Ich geleitete sie nach dem Hôtel und erzählte ihr unterwegs in breitester Ausführlichkeit, was sich seit gestern ereignet hatte. Unterdessen war es halb elf geworden. Die aufgeregte junge Frau war nur mit Mühe zu bewegen, eine kleine Erfrischung zu nehmen. Hastig drängte sie dem Augenblick der Entscheidung entgegen. Noch vor der festgesetzten Stunde schritten wir die Wendeltreppe zu Juliens Wohnung hinan. Die Thüre öffnete sich — und zwei Secunden später standen sich die beiden Schwestern sprachlos gegenüber, um sich dann laut weinend in die Arme zu sinken.

Aus Ediths Munde erfuhr Julie nun zum zweiten Male, was sie mir, dem verdächtigen Freunde des Sünders, nicht hatte glauben wollen. Wir Männer sind doch schlechte Redekünstler, — das fühlte ich jetzt bei Ediths bestrickenden Schmeichelworten wieder einmal so recht niederschlagend. Wahrhaftig, ich hatte mein Möglichstes

geleistet, aber wie ganz anders verstand sie es, die Reue und die Sehnsucht des Verlassenen auszumalen! Wie ergreifend predigte sie über die Pflicht des weiblichen Herzens, das da verzeihen und dulden müsse! Wie verführerisch klang der sanft zitternde Ton ihrer melodischen Stimme! Als sie geendet hatte, war der Bann des Zweifels gebrochen: von den Lippen der Wiedergefundenen klang ein mildes, versöhnliches Ja!

... Ich war unhöflich genug, meinem trefflichen Dorpater Collegen Gleiches mit Gleichem zu vergelten, das heißt, ihn sitzen zu lassen, wie er mich sitzen gelassen hatte. „Plötzlich eingetretener Hindernisse wegen" konnte unser Rendezvous am 28. mit dem besten Willen nicht stattfinden: ich ersuchte ihn, bis zum 1. October zu verziehen, an welchem Tage ich unfehlbar im Hôtel de Rome, Zimmer Nr. 43 eintreffen würde. Die Zwischenzeit benutzte ich, um meine Schützlinge mit dem Selbstgefühl eines deus ex machina in die Heimat zu geleiten. Es war ihr ausgesprochener Wunsch, daß ich, als der eigentliche Vermittler dieser seltsam verworrenen Angelegenheit, auch dem letzten Acte des Drama's persönlich vorstehen sollte. Edith und der Baron wollten ihren Schwager erst dann beglückwünschen, wenn Alles im alten, behaglichen Geleise sein würde.

Ich hatte mich auf eine stürmische, effectvolle Scene gefaßt gemacht, und sah mich ebenso getäuscht, wie Professor Cornelius bei Empfang meines Absagezettels. Die beiden Gatten sanken sich, ganz wie vorher die beiden Schwestern, ohne ein Wort zu reden, in die Arme und hielten sich lange, lange umschlungen, so daß ich, völlig in die Rolle des überflüssigen Zuschauers gedrängt, den unter solchen Umständen einzig rathsamen Entschluß faßte, die Ueberglücklichen allein zu lassen. Erst am folgenden Nachmittag suchten sie mich auf und überschütteten mich mit Dankesworten und Freundschaftsbetheuerungen, die

meinem empfindsamen Herzen in der That Balsam waren: denn die heillose, wenngleich unverschuldete Wirkung meiner psychologischen Aufzeichnungen hatte mir doch nachgerade in unerträglicher Weise auf der Seele gelastet.

Was Rudolf während der letzten zwei Monate an seinem Roman „Dunkle Naturen“ geschrieben, wanderte ohne Erbarmen in den Ofen. „Das Blattgrün entwickelt sich nur unter dem Strahle der Sonne,“ pflegte er zu sagen: „diese Blätter aber waren im Dunkeln gewachsen.“ Mit erneuter Liebe in Angriff genommen, wurde das köstliche Werk im folgenden Jahre vollendet: es gehört bekanntlich zu dem Werthvollsten, was die zeitgenössische Literatur hervorgebracht hat.

Rudolf leidet noch immer an einem gewissen Hang zu Extravaganzen: von seiner übermüthigen Frivolität, die seine Jugendjahre kennzeichnete, ist er jedoch, Dank der „rothen Jula“, ein für allemal geheilt.

Ende.

Für Liebhaberbühnen.

Gesammelte

Dramatische Werke von Feodor Wehl.

Inhalt:

Erster Band. (Zweite Auflage.)

Ein Bräutigam, der seine Braut verheirathet.
Alter schützt vor Thorheit nicht.
Die Tante aus Schwaben.
Eine Frau, welche die Zeitungen liest.
Ein modernes Verhängniß.
Romeo auf dem Büreau.

Zweiter Band. (Zweite Auflage.)

Der Kosmos des Herrn v. Humboldt.
Das Haus Haase.
Graf Thyrsis.
Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Dritter Band. (Zweite Auflage.)

Die drei Langhänse. (Nach einem Lustspiele von Fritz Reuter.)
Eine glühende Kohle.
Man soll den Teufel nicht an die Wand malen.
Ein Vorspiel der Liebe (Sololustspiel).
Wie gut es manchmal ist, jemanden nicht zu treffen (Sololustspiel).
Wie man zu einer Erklärung kommt.

Vierter Band. (Zweite Auflage.)

Demokrit und Heraklit oder der lachende und der weinende Philosoph.
Ueberall Politik.
Sie weiß sich zu helfen.
Alles für Andere.
Fenster auf und Fenster zu.

Fünfter Band.

Ein Bubenstreich.
Hölderlins Liebe.
Constantin, oder der Sieg des Christenthums.

Sechster Band.

Siebeneichen, der Mann der Treue.
Ehre und Liebe.
Ein Pionier der Liebe.
Der Schatz.
Wie man sich irren kann.

Preis aller 6 Bände: 6 Mark. Einzelne Bände: 1 M. 50 Pf.

Börne's gesammelte Schriften. 3 Bände. Geh. 4 M. 50 Pf. — In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.

Byron's sämmtliche Werke. Frei übersetzt v. Adolf Seubert. 3 Bände. Geheftet 4 M. 50 Pf. — In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.

Goethe's sämmtliche Werke in 45 Bänden. Geh. 11 M. — In 10 eleg. braunen Leinenbänden 18 M. — In 10 eleg. rothen Leinenbänden 19 M.

Goethe's Werke. Auswahl. 16 Bände in 4 eleg. Leinenbänden 6 M. — In 4 eleg. rothen Leinenbänden 6 M. 50 Pf.

Grabbe's sämmtliche Werke. Herausgegeben v. Rud. Gottschall. 2 Bände. Geh. 3 M. — In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf.

Hauff's sämmtliche Werke. 2 Bände. Geheftet 2 M. 25 Pf. — In 2 eleg. Leinenbänden 3 M. 50 Pf.

Heine's sämmtliche Werke in 4 Bänden. Herausgegeben von O. F. Lachmann. In 4 eleg. Ganzleinenbänden 6 M.

Herder's ausgewählte Werke. Herausgegeben v. Ad. Stern. 3 Bände. Geheftet 4 M. 50 Pf. — In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.

H. v. Kleist's sämmtliche Werke. Herausgeg. v. Ed. Grisebach. 2 Bände. Geh. 1 M. 25 Pf. — In 1 eleg. Leinenband 1 M. 75 Pf.

Körner's sämmtliche Werke. Geh. 1 M. — In eleg. Lnbd. 1 M. 50 Pf.

Lenau's sämmtliche Werke. Herausgeg. v. G. Emil Barthel. 2. Aufl. Geh. 1 M. 25 Pf. — In eleg. Leinenband 1 M. 75 Pf.

Lessings Werke in 6 Bänden. Geheftet 3 M. — In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf. — In drei Leinenbänden 5 M.

Lessing's poetische und dramatische Werke. Geheftet 1 M. — In eleg. Leinenband 1 M. 50 Pf.

Longfellow's sämmtliche poetische Werke. Uebersetzt v. Herm. Simon. 2 Bde. Geh. 3 M. — In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf.

Mignet, Geschichte der französischen Revolution. Deutsch v. Dr. Fr. Köhler. Mit 16 Illustrationen. In eleg. Leinenband 2 M.

Milton's poetische Werke. Deutsch v. Adolf Böttger. Geh. 1 M. 50 Pf. — In eleg. rothen Leinenband 2 M. 25 Pf.

Molière's sämmtliche Werke. Herausgegeben v. E. Schröder. 2 Bände. Geh. 3 M. — In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf.

Schiller's sämmtliche Werke in 12 Bänden. Geh. 3 M. — In 3 Halbleinenbdn. M. 4. 50. — In 4 eleg. Leinenbdn. M. 5. 40. — In 4 eleg. Halbfranzbdn. 6 M. — In 4 eleg. rothen Ganzleinenbdn. 6 M.

Shakspere's sämmtliche dramatische Werke. Deutsch von Schlegel, Benda und Voß. 3 Bände. Geheftet 4 M. 50 Pf. — In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.

Humoresken

von

Ernst Eckstein.

Zweites Bändchen.

Wider den Strom. — Die Feuerspritze. — Eine Abendwanderung.
Der alte Schreiber.

Leipzig,
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

[1882]

Vorbemerkung.

Die erste der hier folgenden humoristischen Kleinigkeiten, die Novellette „Wider den Strom", basirt auf einer allerdings nicht streng beglaubigten Mittheilung Pigault-Lebruns, der uns irgendwo die betreffenden Briefe Napoleons und Jérôme's reproducirt, und über die Straf-Mission des Generals Rapp kurz, aber energisch Bericht erstattet.

Der zweite Scherz, „Die Feuerspritze von Gressinet", beruht auf freier Erfindung. Wenn verschiedne Kritiker, die den harmlosen Schwank s. Z. mit Referaten beehrt haben, in dem Streite zwischen Claton und Gressinet eine „Satire auf das politische Parteiwesen im Allgemeinen" erkennen wollten, so laff' ich's gelten; daß einer dieser Herren jedoch so weit ging, hinter jedem der hier geschilderten Spießbürger eine bekannte Tagespersönlichkeit zu vermuthen, — das ist zu viel des interpretirenden Scharfsinns. Die Separatausgabe der „Feuerspritze von Gressinet" war mit dem Motto von Gustav Droz geschmückt: „. . . petite fantaisie sans prétention, qui veut être lue, comme elle a été écrite; gaiement, au coin du feu, et les pieds sur les chenets." Hiermit ist in der That Alles gesagt.

Numero drei endlich, — „Eine Abendwanderung", — erhebt nur die Ansprüche eines psychologischen Stimmungsbildes.

E.

Wider den Strom.

Eine Erinnerung an die luftigen Tage der Wilhelmshöhe.

Es war im August des Jahres 1810.

Durch die weitgeöffneten Fenster des königlichen Schlosses wehte eine erquickende Abendkühle. In einem der oberen Eckzimmer saß Jérôme, der glückliche Beherrscher des Königreiches Westphalen, und blickte hinüber nach seiner guten Hauptstadt Kassel, deren Thürme sich im Golde des scheidenden Tages badeten.

Er war sonst kein Schwärmer, der kleine Bruder des großen Eroberers. Heute indeß schien das bezaubernde Landschaftsbild, das sich in leuchtender Pracht vor ihm entfaltete, auf seine königliche Seele einen außergewöhnlichen Eindruck hervorzubringen. Träumerisch neigte er das Haupt rückwärts wider die Lehne des üppigen Fauteuils. Die Hände vor dem Magen gefaltet, die Füße auf einem elastischen Tabouret ausgestreckt — so saß er da, ein personificirtes Dolce-far-niente, eine verkörperte Lebensregel Epikurs, ein Fürst nach dem Herzen Gottes. Und doch lag ein leiser Schatten von Wehmuth auf diesem behäbigen Antlitz, eine dämmernde Nüance seelischer Verstimmung, ein Hauch von Trübsinn, der seltsam mit der herrlichen Scenerie der nächsten und fernsten Umgebung contrastirte.

Plötzlich rang sich aus dem Busen des Königs ein tiefer Seufzer los.

„Befehlen Ew. Majestät?“ erklang es im Hintergrunde des Gemaches.

Jérôme wandte unmerklich den Kopf.

„Nichts, mein lieber Pigault . . .“ stotterte er; „ich dachte nur . . .“

Pigault-Lebrun, der Bibliothekar und Vorleser des

Königs, der sich bisher in bescheidener Verborgenheit gehalten hatte, um die Meditationen, beziehungsweise die Verdauung seines hohen Gebieters nicht zu stören, trat ein paar Schritte näher.

Er durfte dies wagen, denn niemand bei Hofe genoß das Vertrauen Jérôme's in gleichem Maße wie er. Eine Bibliothek existirte nicht; vom Vorlesen war der König kein Freund: Pigault-Lebrun hatte also eine sehr leichte Amtsführung, und er verwendete die vierundzwanzig Mußestunden, über die er täglich verfügte, nach Abzug eines sechsstündigen Schlafes, ausschließlich im Interesse des allerhöchsten Amüsements. Italienische Nächte, Feuerwerke, Bälle, Festessen, musikalische Unterhaltungen, Liebesabenteuer, kurz die gesammten Regierungssorgen des westphälischen Hofes standen unter seiner obersten Leitung, und da er ein unvergleichliches Vergnügungsgenie entwickelte, so schenkte ihm Jérôme den ganzen Schatz seiner fürstlichen Liebe.

Pigault-Lebrun trat also vor und sagte mit melodischer Stimme:

„Ah, Sire, Sie sind nachdenklich? Sollte jemand so unglücklich gewesen sein, Dero Mißfallen zu erregen?"

Seine Majestät schüttelte das Haupt.

„Nein, Pigault," entgegnete er langsam; „ich bin mit dir und allen meinen Getreuen vollkommen zufrieden; allein, siehst du . . ."

Er stockte.

Pigault-Lebrun näherte sich abermals um ein paar Schritte. Er konnte jetzt dem König voll ins Gesicht sehen. Der eigenthümliche Schleier von Melancholie, der auf diesen sonst so heiteren Zügen ruhte, berührte ihn peinlich.

„Eure Majestät sind verstimmt," sagte er sorglich. „Fanden Sie die heutige Tafel nicht ganz nach Dero Geschmack . . .? Ich werde sofort die Entlassung des Küchenmeisters anordnen."

„Beileibe nicht," flüsterte Jérôme. „Meine Köche sind Meister ihrer Kunst, und wenn die Etiquette nicht wäre, ich würde sie sämmtlich in den erblichen Grafenstand erheben."

„So hat Ihnen die Königin eine Scene gemacht? Ah, Sire, ich bin sicher . . . die Königin . . . Ich kenne die Eifersucht Ihrer Majestät . . ."

„Du irrst dich, mein Freund! . . . Seitdem der Kaiser, unser gestrenger Bruder, die kleine Helene mit Gewalt von dannen geführt hat, ist die Königin mit mir ausgesöhnt. Sie hegt, Dank unserer Vorsicht, nicht den geringsten Verdacht mehr . . . Ah, es war ein niederträchtiger Streich von meinem Herrn Bruder!"

„Ich wage nicht zu widersprechen, Sire. Indeß, bedenken Sie, die Etiquette! Sie sind König, Sie müssen wenigstens den Schein wahren. Die kleine Frau hatte Ihre Majestät ja vollständig verdrängt . . . Der ganze Hof lag Helenen zu Füßen, und Ihre legitime Gemahlin zog sich ganz und gar aus der Öffentlichkeit zurück . . . Der Kaiser ist ja auch kein Ausbund von Tugend, aber er hält doch darauf, daß die Welt nicht scandalisirt wird . . . verzeihen Sie diesen Ausdruck . . ."

Das Antlitz des Königs war mit jedem Worte seines Vertrauten finsterer und erregter geworden. Er stützte den Kopf in die Hand und blickte eine Minute lang starr vor sich hin.

„Pigault," sagte er endlich, „seien wir aufrichtig! Was hältst du von meinem Verhältnis zu meinem kaiserlichen Bruder?"

„Die Frage ist schwer zu beantworten, Sire," erwiderte der Bibliothekar.

„Keine Phrasen, mein Freund . . . Laß jetzt einmal das langweilige Geschwätz von Sire und Majestät und steh' mir ordentlich Rede . . . Siehst du, wie ich da so hinausschaute in das herrliche Land, das ich mein nennen könnte, wenn nicht . . . wenn . . . wenn es eben mein wäre . . ."

„Ich verstehe Sie nicht; sind Sie nicht König?"

Ein bitteres Lächeln spielte um Jérôme's Lippen.

„König!" wiederholte er höhnisch; „ja, König, wie der König im Schachspiel, eine Puppe, die durch die erste, beste Laune einer höhern Potenz matt gesetzt werden kann."

„Wie meinen Sie das, Sire?" stotterte Pigault-Lebrun.

Jérôme machte eine Bewegung des Mißbehagens.

„Pigault," sagte er, „ich bitte dich, stell' dich nicht dümmer als du bist. Du willst mich schonen. Du fürchtest meine Eitelkeit zu verletzen. Das laß' ich gelten, wenn wir im Kreise unserer Höflinge sind. Hier aber ist die Maske Luxus. Ich fordere deine Meinung, und zwar ohne Rückhalt, verstehst du?"

„Zu Befehl, Sire. Fragen Sie!"

„Du weißt," fuhr der König fort, „daß ich trotz aller Herrlichkeit nur der elende Sclave meines Bruders bin . . ."

„O, Sire . . ."

„Aber, ich gestehe dir's offen . . . ich fange nachgerade an, des Possenspiels müde zu werden. Es ist weit gekommen, wenn dieser . . . dieser Tyrann sich erlauben darf, in meine Privatverhältnisse einzugreifen . . . Ich bin fest entschlossen, bei der ersten Gelegenheit ein eclatantes Exempel zu statuiren . . . Willst du mich dabei unterstützen?"

„Ich stehe jederzeit zu Eurer Majestät Verfügung," lautete Pigaults diplomatische Antwort.

„Was hieltest du zum Beispiel davon, wenn ich den Prinzen von Paderborn kurzer Hand zum Teufel jagte? Der Kerl ennuyirt mich so wie so mit seinem Geschwätz von Kirchenverfassung und Clerus mehr als ich sagen kann, und die Geschichte würde stark nach Unabhängigkeit schmecken!"

„Aber die Folgen?"

Der König warf sich trotzig in die Brust.

„Pah," entgegnete er, „der Kaiser wird sich fügen, wenn er sieht, daß ich standhaft bin. Was kann er machen?"

„Sire," sagte Pigault in bedächtigem Tone, „ich glaube,

Sie täuſchen ſich ſelbſt . . . Sie wiſſen nur zu gut, daß Napoleon nicht mit ſich ſpaßen läßt, und was Ihre eigene Standhaftigkeit anbetrifft, ſo verzeihen Sie, wenn ich keine allzuhohe Meinung davon habe . . .“

„Du biſt aufrichtig.“

„Ich bitte Eure Majeſtät, mich nicht mißzuverſtehen. Aber Ihre angeborene Herzensgüte, Ihre Friedensliebe . . .“

„Schon recht,“ murmelte Jérôme, „ſpare deine Beredſamkeit! Ich glaube ſelbſt, der Streich wäre als erſter Schritt zur Emancipation ein wenig verwegen . . . Aber weißt du nichts Beſſeres?“

In dieſem Augenblick trat ein Kammerjäger in das Gemach und meldete in tiefſter Devotion:

„Der pariſer Courier!“

Inſtinctiv fuhr der König von ſeinem Seſſel auf. Es hätte wenig gefehlt und er wäre ſelbſt in das Vorzimmer geeilt, um die Briefſchaften in Empfang zu nehmen. Er beſann ſich jedoch noch zur rechten Zeit und ſetzte ſich wieder, während Pigault-Lebrun von dannen eilte, um nach einigen Secunden mit einer ſchweren Fuhre von Papieren zurückzukehren.

„Da wir nichts Wichtigeres zu thun haben,“ ſagte Jérôme mit ſchlecht erkünſtelter Gleichgiltigkeit, „ſo kannſt du die Geſchichte einmal durchſehen und mir das Amüſanteſte vorleſen.“

Pigault ſetzte ſich und begann ſeine Muſterung.

„Depeſche des Cultusminiſteriums . . .“

„Weg damit!“

„Das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten an die königliche . . .“

„Weiter, weiter!“

„An Ihre Majeſtät die Königin.“

„Von wem?“

„Nicht zu errathen. Vermuthlich eine Buſenfreundin . . .“

„Weiter . . .“

„Ein Brief des Kaisers an Eure Majestät.“

„Schon wieder ... Was kann er wollen? Gieb her ... Oder nein ... Lies vor ... Du weißt, ich finde mich in diesen Krähfüßen nicht zurecht ...“

Pigault-Lebrun entfaltete das Schreiben und begann wie folgt:

„Mein Bruder Jérôme Napoléon,
König von Westphalen!“

„Wie?“ fragte Jérôme, „‚mein Bruder‘ schreibt er? Nicht ‚mein lieber Bruder‘? Das wird mir wieder eine saubere Epistel sein! Weiter!“

Der Bibliothekar fuhr fort.

„Alles, was ich von Ihnen erfahre, liefert mir den Beweis, daß meine Rathschläge, meine Anordnungen, meine Befehle nicht den geringsten Eindruck auf Sie machen. Die Geschäfte sind Ihnen lästig. Die Pflicht der Repräsentation ennuyirt Sie. Mein Bruder, bedenken Sie, daß das Metier eines Königs gelernt sein will! Ein Souverän ohne die gehörige Repräsentation ist ein Unding. Sie lieben die Freuden der Tafel. Sie lieben die Frauen. Beides wird Sie zu Grunde richten. Machen Sie's wie ich: bleiben Sie eine halbe Stunde bei Tische und lassen Sie die Weiber — Weiber sein!“ ...

„Diese Unverschämtheit!“ stammelte der König in höchster Aufregung. „Was hat er sich darum zu kümmern, ob ich mein Leben genieße oder nicht! So was ist in der Geschichte noch nicht dagewesen! Ich möchte wissen, wozu ich König bin, wenn ich mich nicht amüsiren soll! Gieb Acht, Pigault, es ist wieder auf eine von meinen ... Freundinnen abgesehen!“

„Ach, ich glaube nicht daran ... Wir gehen zu vorsichtig zu Werke ... Gilt die reizende Caroline nicht allenthalben für meine Gemahlin? ... Und die deutsche Gräfin, die wir aus München geholt haben, hält man sie nicht allgemein für die Frau Ihres Leibarztes ...?“

„Aber die kleine Heberti, die Tänzerin?“

„Pah! haben wir sie nicht als Kammerfrau bei der Justizministerin untergebracht? Kein Gedanke, Sire! Niemand kann ernstlichen Verdacht geschöpft haben!“

„Du siehst alles im rosigsten Lichte. Leider weiß ich nur zu genau, daß jeder meiner Schritte überwacht wird. Wer zählt die Spione, die mein liebenswürdiger Bruder besoldet? Nirgends sind wir sicher, nicht einmal mehr bei unseren intimen Soupers . . .“

„O, Sire, Sie sind Pessimist. Im Kreise Ihrer Vertrauten findet sich kein Verräther!“

„Ich wollte, du hättest Recht. Aber nun lies einmal weiter! Ich bin doch begierig zu hören, wo das hinausläuft.“

Pigault-Lebrun fuhr in der Lectüre fort:

„Der Prinz von Paderborn, den ich Ihnen zum Aumônier gegeben habe, schreibt meinem Cultusminister, Sie gingen nie darauf ein, wenn er mit Ihnen von kirchlichen Angelegenheiten sprechen wolle. Das ist nicht in der Ordnung. Man muß sich mit allem befassen, sogar mit der Religion.“

„Es ist zu stark! Ich soll mich von dem langweiligen Tropf anschnattern lassen, blos weil mein Herr Bruder die Marotte hat, das gehöre zum Handwerk! Aber warte nur! Du sollst mich kennen lernen! — Weiter! “

„Sie haben Ihren Kammerherrn Merfeldt nach Hannover versetzt, weil er Ihnen, wie Sie sich ausdrückten, mit seinen beständigen Predigten über die Etiquette lästig fiel. Ich möchte wissen, wie Sie Ihre Rolle als König spielen wollen, wenn Ihnen der Souffleur fehlt. Ich wünsche, daß Sie besagten Kammerherrn sofort zurückberufen, und zwar so, als thäten Sie dies aus freien Stücken!“

„Sehr gut, sehr gut!“ sagte der König erbittert. „Ich sehe wohl, daß mein Entschluß, diesem unwürdigen Zustand ein Ende zu machen, nicht zu früh kommt! — Weiter!“

„Sie vernachlässigen die Königin. Ist sie Ihnen etwa nicht vornehm genug? — Warum berücksichtigen Sie nicht meine Wünsche? Ich erwarte unter allen Umständen, daß ich demnächst von der bevorstehenden Geburt eines Prinzen höre ... Meine weiteren Anordnungen übermittle ich dem Minister Siméon. Er wird Sie davon in Kenntnis setzen. Ich verbleibe Ihr wohlgewogener Bruder

Napoleon."

Der König war bei den letzten Phrasen vom Fauteuil aufgesprungen. Sein Antlitz bedeckte sich mit einer brennenden Zornesröthe. Er ballte die beiden Fäuste und rang sichtlich nach Athem.

„Pigault!" rief er. „Du weißt, ich verstehe nicht viel von Stylistik und derartigem gelehrten Krame ... Aber du ... Du bist ein Genie ... Du kennst alle Kniffe der Redekunst ... Du bist, wie man zu sagen pflegt, mit allen Hunden gehetzt ..."

„Eure Majestät haben eine zu schmeichelhafte Meinung von mir," entgegnete der Bibliothekar mit einer artigen Verbeugung, indem er den Brief des französischen Imperators wieder zusammenfaltete.

„Pigault!" fuhr der König fort, „du bist der Mann dazu: du mußt mir auf dieses Schandgesudel eine Antwort verfassen, die sich gewaschen hat!"

„Aber Sire, bedenken Sie ..."

„Keine Ausrede; — ich gebe dir mein königliches Wort darauf, daß ich dich nicht verrathen werde. — Setze mir eine Epistel auf, die der Kaiser nicht hinter den Spiegel stecken wird! — Ich werde den Brief abschreiben, und dir das Original zurückerstatten. Kein sterblicher Mensch erfährt, daß du der Urheber bist!"

„Wenn Eure Majestät mir in der That versprechen ..."

„Mein Wort darauf, Pigault, mein königliches Ehrenwort! Ich wiederhole dir's: niemand soll den wahren Zusammenhang ahnen."

„Gut denn, Sire. Allein ich wage nochmals einzuwenden ... Der Streich könnte doch seine üblen Folgen haben!"

„Unsinn! Ich bin Souverän und brauche mir die Ungezogenheiten eines fremden Machthabers nicht gefallen zu lassen. Ich will unabhängig sein: eine bessere Gelegenheit, diesen Entschluß zu bethätigen, finde ich nicht wieder. Also ans Werk!"

„Morgen, Sire, wenn Sie gestatten. Zu einer so wichtigen Arbeit bedarf man der Sammlung."

„Wie du willst. Aber je eher, je besser. Eine prompte Antwort verdoppelt den Eindruck."

„Morgen früh um elf sind Sie im Besitz des Brouillons."

„Vortrefflich. Und nun wollen wir uns die Grillen aus dem Kopfe schlagen. Was hast du für heute Abend arrangirt?"

„Eine glänzende Fête im Park ... Lampions, feu d'artifice, Ballet ..."

„Ah, sehr gut. Die Luft ist mild. Wir werden uns köstlich amüsiren."

„Um welche Zeit werden Eure Majestät herunterkommen?"

„Gegen zehn Uhr. Lassen Sie mir vorher ein Bad rüsten."

„Poulet?"

„Nein, Burgunder. Auf Wiedersehn."

* * *

Des andern Tags in der Frühe, als der Beherrscher Westphalens noch tief in den Federn lag, setzte sich der gewiegte Bibliothekar an sein Büreau, breitete den kaiserlichen Mahn- und Warnungsbrief zu seiner Linken auf die Platte aus, und studirte Phrase für Phrase, Wort für Wort, Silbe für Silbe.

Er wollte den Stil des gewaltigen Correspondenten an der Seine in seiner ganzen gedrungenen Ursprünglichkeit und Derbheit, in seiner ganzen hochfahrenden Naivetät und Frische nachahmen, und jede Zeile des kaiserlichen Schrei-

bens mit gleicher Münze heimzahlen. Nachdem er etwa eine Viertelstunde lang hin und her gesonnen, ergriff er die Feder und ließ sie hastig über das Papier gleiten. In weniger als zehn Minuten war die Arbeit vollendet. Pigault konnte sich nicht enthalten, über das wunderliche Product zu lächeln. Der Gedanke, daß er, der bescheidene Vorleser Seiner westphälischen Majestät, dem gefürchteten Machthaber Napoleon Bonaparte so vermessene Dinge sagte, berührte ihn höchst humoristisch. Doch war dieser Empfindung eine beträchtliche Dosis von Sorge beigemischt. Er selbst hatte es dem Könige vorgestellt: Napoleon ließ nicht mit sich spaßen. Wehe dem unglücklichen Bibliothekar, wenn es ans Tageslicht kam, wer der authentische Verfasser dieses unerhörten Actenstückes war! Der Cäsar, dessen vernichtender Zorn den Buchhändler von Nürnberg in den Abgrund geschleudert, er konnte auch den Vertrauten Jérôme's zermalmen, wenn er beim Empfange des Briefes irgend wie mißlicher Laune war. Im besten Falle zog die Entdeckung eine mehr oder weniger empfindliche Freiheitsstrafe nach sich; und wahrlich, wenn man eine Zeit lang auf dem prächtigen Schloß der Wilhelms- oder, wie sie jetzt hieß, der Napoleonshöhe in dulci jubilo gelebt hatte, dann spürte man wenig Lust, dieses Paradies mit einem Kerker zu vertauschen!

Pigault-Lebrun wurde ordentlich trübsinnig, als diese Gedanken durch seine Seele zogen. Langsam klappte er die Schreibmappe zu, steckte das Manuscript sorgfältig in die Tasche und wandelte dann die Treppe hinunter in den Park, um die frische Morgenluft zu genießen.

Er mochte so eine Stunde zwischen dem duftenden Strauchwerk der Anlagen auf- und abgeschritten sein, als ihm einfiel, daß er vergessen hatte, den Brief des Kaisers zu sich zu nehmen. Rasch eilte er nach seinem Zimmer. Auf dem Vorplatze begegnete er dem Aumônier, dem Prinzen von Paderborn.

„Ah, schon so früh, Hochwürden?“ sagte er in einem Tone, der sein lebhaftes Befremden verrieth.

„Ja wohl, Herr Bibliothekar,“ entgegnete der Prinz lächelnd. „Ich dachte, es sei eine Sünde, den herrlichen Morgen zu versäumen. Übrigens hören Sie? Da schlägt es neune! So gar frühe ist's also nicht mehr! Sie haben wohl eine Promenade gemacht?“

Pigault-Lebrun erwiderte ein paar nichtssagende Worte, und begab sich in sein Gemach. Dort angelangt, steckte er den pariser Brief in sein Portefeuille, zündete sich eine Cigarre an und legte sich langwegs auf das Sopha, in der Absicht, die Zeit bis zum Erwachen seines Gebieters mit der Lieblingsbeschäftigung des westphälischen Hofes, mit Nichtsthun hinzubringen.

Der Aumônier wollte ihm nicht aus dem Kopfe. Was hatte der geistliche Herr da auf dem Vorplatz verloren? Seine Wohnung lag auf dem entgegengesetzten Flügel des Schlosses.

„Ich kann diese Gesellen, die überall herumschnuppern, in den Tod nicht ausstehen,“ murmelte der Bibliothekar vor sich hin. „Schließlich läuft doch alles auf die leidige Spionage hinaus. Der König hat Recht. Hier ist keiner Seele mehr zu trauen. Ich möchte wohl wissen, ob unser Verdacht betreffs des Ceremonienmeisters und des Justizministers begründet ist . . .“

Pigault überließ sich während einer halben Stunde dem Spiele seiner ausschweifenden Phantasie. Er durchmusterte im Geiste die ganze Hofgesellschaft und schüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf wie ein Mensch, der mit sich selbst nicht im Reinen ist.

Ein plötzliches Klopfen riß ihn aus seinen Träumen. Ein königlicher Lakai trat in das Zimmer und meldete, daß Seine Majestät den Herrn Bibliothekar zu sprechen wünsche.

„Unser allerdurchlauchtigster König befinden sich noch im Bett,“ fügte der Mann hinzu.

Pigault-Lebrun beeilte sich, dem Befehle seines Gebieters Folge zu leisten. Er traf den König in bester Laune.

„Nimm hier auf dem Sessel Platz," sagte Jérôme leutselig, indem er sich halb in den Kissen aufrichtete. „Hast du dein Versprechen erfüllt?"

„Wie sollte ich nicht?" entgegnete der Angeredete halblaut. „Aber wenn Eure Majestät mir wohl wollen, so lassen Sie uns leise reden ... Sie, als gekröntes Haupt, haben bei der Affaire verhältnismäßig wenig zu riskiren, während ich . . ."

„Schon recht!" unterbrach ihn der König mit gedämpfter Stimme. „Wenn es dich beruhigt, so können wir unsere Bässe moderiren; allein ich versichere dich, deine Besorgnisse sind unbegründet. Die Wände sagt man, haben Ohren. In meinem Schlafzimmer trifft das Sprichwort nicht zu. Die beiden Jäger im Vorgemach sind treu wie Gold, die Säle rechts und links stehen leer . . ."

„Man kann nie wissen, Sire," erwiderte Pigault, „durch welche Spalte der Teufel Einen beim Schopfe packt."

„Du bist heute ein wahrer Philosoph, ganz gegen deine sonstige Gewohnheit. Doch zur Sache. Du hast das Manuscript bei dir?"

„Ja wohl, Sire."

„Deutlich geschrieben? Du weißt, unleserliche Handschriften sind meine schwache Seite."

„Ich glaube, Eure Majestät werden zufrieden sein."

„Zeig' einmal her."

Der Bibliothekar zog das Papier aus der Tasche und reichte es dem König dar.

„Hm, hm," sagte Jérôme, „das könnte etwas deutlicher sein . . . hm, hm . . . da unten kommen ja schmähliche Schnörkel und Kratzfüße . . ."

„Das Manuscript ist allerdings sehr schnell hingeworfen," bemerkte Pigault lächelnd.

„Weißt du was, du kannst mir das Ding einmal vor-

lesen, dann werd' ich wohl so leidlich damit zu Stande kommen."

„Wie Eure Majestät befehlen. Allein Sie erlauben, daß ich mich etwas näher zu Ihnen heransetze, um nicht genöthigt zu sein, allzusehr die Stimme zu erheben."

„Gott, bist du heute ängstlich," lachte der König. „Du hast wohl etwas Katzenjammer von gestern? Apropos, das Ballet war famos, ganz magnifique, auf Ehre. Ich hätte fast vergessen, dir mein Compliment zu machen."

„Eure Majestät sind zu gütig. Wenn Sie gestatten, werde ich jetzt beginnen."

„Nun denn, leg' los, alter Junge!"

Pigault-Lebrun setzte sich dicht an das Kopf-Ende des königlichen Bettes, entfaltete sein Manuscript und las mit flüsternder Stimme wie folgt:

„Mein Bruder Napoleon, Kaiser der Franzosen!"

„‚Mein Bruder'?" fragte der König. „Nicht ‚mein erhabener Bruder'? Das ist zu stark!"

„Sire," entgegnete Pigault, „Ihre deutschen Unterthanen haben ein Sprüchwort, das zwar nicht hoffähig, aber sehr tiefsinnig und kernig ist. Das Sprüchwort heißt: ‚Wurst wieder Wurst'. Verstehen Sie, was das sagen will?"

„So ziemlich. Aber ich finde . . ."

„Hören Sie weiter. — Wenn Sie an meiner Fassung etwas auszusetzen haben, so werden wir nachher die erforderlichen Änderungen vornehmen. — Also: ‚Mein Bruder Napoleon, Kaiser der Franzosen! Ich habe Ihre Rathschläge empfangen. — Ich achte sie. — Was Ihre Befehle betrifft, so bin ich König. Ich gebe Befehle, aber ich erhalte keine . . .'"

„Stark, sehr stark!" murmelte der König; „aber gut, sehr gut!"

Der Bibliothekar las weiter:

„‚Sie werfen mir vor, ich sei ein Freund von langem Tafeln. Ich gestehe, daß ich die substantielleren Genüsse

eines wohlassortirten Tisches dem eitlen Jagen nach Gloire vorziehe. — Ich bin Gourmand, ohne eine Vielfraß zu sein: ich glaube nicht, daß ich hierdurch meiner königlichen Würde etwas vergebe. Was die Weiber anlangt, so weiß ich in der That nicht, was gerade Sie mir in diesem Punkte vorhalten könnten. Sie beklagen sich über mein Verhalten gegen die Königin: Eure Majestät konnte mich zwingen, sie zu heirathen, aber nicht, sie zu lieben. — Sie fragen, ob die Königin mir nicht vornehm genug ist. — Eure Majestät haben mir hundertmal wiederholt, nichts sei für den Bruder eines Napoleon zu groß und zu vornehm: ich dagegen habe mich nie mit einer großen Dame vermählen wollen. — Sie werfen mir vor, ich halte nicht genug auf eine meiner Stellung entsprechende Repräsentation. — Wissen Sie, das Repräsentiren ist erstens langweilig, und zweitens verträgt es sich nicht recht mit meiner Figur und meiner Tournüre — zwei Dinge, die in unserer Familie nicht besonders imposant genannt werden können' . . ."

„Das ist ein malitiöser Hieb, der ihn schwer ärgern wird," sagte Jérôme mit hämischem Lächeln. „Du bist in der That ein beißender Satiriker, Pigault. — Ich sehe, ich darf mich in Acht nehmen, daß ich bei dir nicht in Ungnade falle."

Der Bibliothekar mußte laut auflachen.

„Hören Sie nur weiter, Sire! — ‚Übrigens habe ich meine Hofhaltung ganz nach dem Vorbilde der Ihrigen eingerichtet. Ich kleide mich, wie Sie: was wollen Sie mehr? — Der Prinz von Paderborn bringt mich mit seinen ewigen Predigten und endlosen Messen zum Gähnen. Ich werde ihn behalten, da Eure Majestät mir ihn gegeben; aber nichts verpflichtet mich dazu, mit ihm über Kirchenangelegenheiten und andere Dinge zu sprechen, von denen ich nichts verstehe und nichts verstehen will. Ich überlasse das dem Herrn Cultusminister. — Was Merfeldt anlangt, so habe ich ihn zum Präfecten von Hannover ernannt, denn

er ist ein vorzüglicher Verwaltungsbeamter, ohne ein angenehmer Chambellan zu sein. Im Übrigen liebe ich es, die für meinen persönlichen Dienst bestimmten Personen ganz nach meinen augenblicklichen Bedürfnissen auszuwählen. Gezeichnet: Jérôme Napoleon.'"

„‚Gezeichnet' . . .?" rief der König. „Aber das ist ja der brutalste Kanzleistil."

„So schreiben wir: ‚Genehmigen Sie die Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung.'"

„Mit dieser Formel begrüßt man seine Untergebenen."

„‚Ihr treuverbundner Bruder' . . . Was halten Sie davon?"

„Sehr gut! Das sagt eigentlich gar nichts! Schreiben wir: ‚Ihr treuverbundener Bruder.'"

Der König ließ sich nunmehr das Manuscript ins Bett reichen, und studirte es mit vielem Eifer. Hierauf legte er's unter das Kopfkissen und bedeutete den Bibliothekar sich zu entfernen.

Jérôme ließ sich ankleiden und hatte nach eingenommenem Dejeuner nichts Eiligeres zu thun, als den Brief Pigault's zu copiren. — Er zerriß zwei, drei Bogen, bis der vierte zu seiner Zufriedenheit ausfiel. — Als er das kühne Schriftstück siegelte, spielte ein schadenfrohes Lächeln um seine Lippen.

„Kein Zweifel," murmelte er vor sich hin, „dieser Schröpfkopf wird ziehen! Ich gäbe etwas darum, wenn ich sein verblüfftes Gesicht, seinen brennenden Ärger genießen könnte! — Früher oder später mußte die Sache ja doch einmal zum Brechen kommen! — Ich will dem erstaunten Europa zeigen, daß ich nicht bin, was ich scheine. Selbstständigkeit, Unabhängigkeit, Würde, — das sind doch wohl die unerläßlichen Vorbedingungen der Achtung, deren sich ein Thron zu erfreuen wünscht! Zum Schleppenträger meines Herrn Bruders halte ich mich zu gut. Entweder oder! Der Würfel ist gefallen!"

In dieser selbstbewußten Stimmung überreichte er den Brief einem seiner Kammerjäger zur sofortigen Übermittelung an den Courier.

Wenige Stunden später war das verhängnisvolle Actenstück unterwegs.

Jérôme! Jérôme!

* * *

Vierzehn Tage waren verflossen.

Von den Thürmen der Stadt Kassel schlug es Mitternacht. Die braven Unterthanen des westphälischen Gewalthabers schliefen den Schlaf der Gerechten. Melancholisch wandelte der Wächter durch die menschenleeren Gassen und entlockte seiner kurzen Weichselrohrpfeife eine qualmende Wolke nach der andern.

Nicht ganz so lautlos ging es in dem sogenannten blauen Salon der Napoleonshöhe zu. Hier saß eine kleine, aber gewählte Gesellschaft um eine reichgedeckte Tafel. Man war beim Dessert. Prächtige Früchte, hochfeines Gebäck, perlender Champagner und andere unerläßliche Ingredienzen eines luxuriösen Mahles verbreiteten einen berauschenden Duft. Die Gläser klirrten in verwegner Ungezwungenheit wider einander. Das lärmende Chaos der Stimmen wurde nur durch die Salven eines schallenden Gelächters oder durch die Klänge eines lustigen Refrains unterbrochen. Mit einem Worte, der blaue Salon war wieder einmal Zeuge eines jener intimen Soupers, die gegen elf Uhr begannen und gewöhnlich bis drei, vier Uhr Morgens dauerten.

„Die Gesundheit des Königs!" rief jetzt eine kleine, blauäugige Dame in prachtvoller Toilette.

Sie ergriff das Glas, setzte es an den Mund und leerte es auf einen Zug.

„Süßer Engel!" hauchte der König, indem er den Arm um ihre Taille legte. „Dafür sollst du einen Kuß haben."

Die Dame sträubte sich.

—

„Herr Gott, wie spröde!“ lachte Jérôme. „Was fällt dir ein, Lili? Wir sind ja hier unter uns! Nicht wahr, Fürstenberg, unsere kleine Heberti braucht Euretwegen ihren Gefühlen keinen Zwang anzuthun?“

Die Gesellschaft kicherte.

„Unsere liebenswürdige Freundin,“ versetzte der Angeredete, „wäre im höchsten Grade thöricht, wenn sie sich aus irgend welcher äußern Rücksicht den schmeichelhaften Gunstbezeugungen Eurer Majestät widersetzen wollte.“

„Wir sind ja, Gott sei Dank, keine deutschen Philister,“ fügte der Graf Winzingerode hinzu.

„Da hörst du's, Lili. Fürstenberg, zeigen Sie der Kleinen, wie die Sache gemacht wird. Küssen Sie Ihre Melanie!“

Der Cavalier, der trotz des ihm aufgenöthigten deutschen Namens ein echter Pariser geblieben war, schlang den Arm ohne weiteres um den blendenden Nacken seiner Nachbarin, und küßte ihr die rothen Lippen, daß es laut durchs Gemach schallte.

„Ah, das ist Unrecht, lieber Fürstenberg,“ rief Pigault-Lebrun mit komischem Stirnrunzeln. „Sie machen unser Einem, der nicht so glücklich ist, wie Sie, das Herz schwer.“

„Es thut jeder, was er kann; nicht wahr, Melanie?“

„Eh bien, Lili?“ fragte der König.

„Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Sie zwei Tage lang auf schmale Kost setze,“ lautete die schnippische Antwort.

„Wie? was?“ erklang es im Chor. „Ein Zwist, ein Streit? Ich hätte bald gesagt, eine eheliche Differenz?“

„Unser Täubchen ist eigensinnig,“ rief Jérôme, ein Glas Schaumwein hinunterstürzend.

„Nein, nein, nur standhaft!“ entgegnete Fräulein Heberti.

„Erzählen Sie! Was ist vorgefallen?“

„Sehr einfach,“ sagte die kleine Dame. „Ich habe Seine Majestät um eine Gefälligkeit ersucht und bin abschlägig beschieden worden.“

„Ah, unerhört, Sire," lachte Winzingerode. „Wie können Sie einem solchen Engel was abschlagen?"

„Ein König, meine Herren," erwiderte Jérôme, „ist nicht in allen Dingen souverain! Es giebt gewisse Rücksichten . . ."

„Aber um was handelt es sich denn? Wir wissen ja noch gar nicht . . ."

„Eine Bagatelle," schmollte Lili. „Ich bat den König um die Entlassung des Grafen von Paderborn . . ."

„Ah, der Aumônier," sagte Fürstenberg; „eine unangenehme Persönlichkeit."

„Ein Spion," ergänzte Fräulein Heberti.

„Wo denkst du hin, Lili!" stotterte Jérôme.

„Ein Spion, sage ich. Unser Aller Interesse erfordert, daß Sie ihm schleunigst den Laufpaß geben."

„Das ist unmöglich."

„Unmöglich? Sind Sie nicht König . . .?"

„Das sagst du wohl . . . — aber . . ."

„Was ‚aber'! Es giebt kein aber!"

„Aber bedenke doch . . . Du weißt . . . Seine Majestät der Kaiser . . .!"

„Der Kaiser! Was hat Ihnen der Kaiser zu sagen?"

„Er hat . . . er ist . . . bedenke nur . . ."

„Ah, Sire!" rief das Mädchen mit einem Ausdruck des Stolzes, der ihre Züge wunderbar hob, „Sie scheinen nicht zu wissen, daß wir Frauen von dem Geliebten in erster Linie Entschlossenheit, Energie, Unabhängigkeit, Muth fordern, wenn unsere Neigung nicht wanken soll . . ."

Die Gäste blickten einander an, als wollten sie sich fragen, ob diese Rede der kleinen Ex-Tänzerin Scherz oder Ernst sei?

Es trat eine peinliche Pause ein. Der König war sichtlich unangenehm berührt. Niemand wollte das Schweigen brechen. Man fürchtete, den mißlichen Eindruck, den Lili's Strafpredigt hervorgebracht hatte, durch eine ungeschickte Bemerkung noch zu verschlimmern. —

„Fräulein Heberti," sagte endlich Jérôme, nicht ohne Bitterkeit, „ich hoffe Ihnen baldigst, vielleicht schon morgen, den Beweis zu liefern, daß Ihre Vorwürfe die Adresse verfehlt haben. Wenn ich in einzelnen wichtigen Angelegenheiten auf meinen kaiserlichen Bruder Rücksicht nehme, so geschieht dies aus freien Stücken. Daß ich im rechten Augenblick unabhängig, energisch, entschlossen zu sein verstehe, sollten Sie überhaupt niemals bezweifelt haben. Da Sie indeß solchen höchst seltsamen Zweifeln Raum geben, so gereicht es mir in der That zur Genugthuung, daß ich, wie gesagt, binnen wenigen Tagen in der Lage sein werde, Sie eines Bessern zu belehren. Merken Sie sich das, Fräulein Heberti!"

Der König hatte diesen langen Discurs mit voller Würde, und so laut und deutlich vom Stapel gelassen, daß Lili fast erschreckt die Augen niederschlug. Sie mochte fühlen, daß sie zu weit gegangen.

Jérôme warf seinem Bibliothekar einen selbstbewußten, verständnisinnigen Blick zu.

Dem guten Pigault fiel die Epistel, auf welche der König anspielte, heiß auf die Seele. Jeden Tag konnte die Antwort eintreffen; der Bibliothekar verhehlte sich nicht, daß diese Aussicht einen höchst beklemmenden Einfluß auf seine Lebensgeister ausübte.

In diesem Augenblick ertönte im Vorzimmer ein lebhafter Wortwechsel.

Befremdet horchte man auf.

„Ich habe die gemessensten Befehle . . ." sagte einer der königlichen Hofjäger.

„Und ich habe noch gemessenere," entgegnete eine kräftige Stimme. „Machen Sie keine Umstände! Im Namen Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen, lassen Sie mich vor!"

Jérôme erbleichte. Pigault-Lebrun griff nach dem Glase, um seine Verwirrung zu verbergen.

„So erlauben Sie wenigstens, daß ich Seine westphälische Majestät zuvor benachrichtige," stotterte der Kammerjäger. „Wen darf ich anmelden?"

„Den Gouverneur von Danzig!" lautete die Antwort.

Eine halbe Minute später öffnete sich die Thür des blauen Salons, und der Gouverneur, begleitet von einem Gardeofficier, betrat das Allerheiligste.

Alles war sprachlos.

Der Botschafter des Imperators verneigte sich voll ritterlicher Anmuth und wandte sich dann an den König.

„Sire," sagte er, „ich habe mich eines höchst unangenehmen Auftrags zu entledigen."

Jérôme ward fahl wie der Kalk an der Wand. Pigault-Lebrun saß da wie ein armer Sünder und nestelte an seinen Manschetten.

„Ich habe diesen Auftrag," fuhr der Gouverneur fort, „von Ihrem erhabenen Bruder, dem Kaiser der Franzosen. Ich verließ Seine Majestät in einem Zustande der Erregtheit und des Zornes, den ich nicht zu schildern vermag . . ."

„Aber ich bitte, mein Herr," rief Fürstenberg, indem er die Arme vor der Brust kreuzte, „dies ist weder die Zeit noch der Ort, solche Aufträge auszurichten."

„Ich bedaure," entgegnete der Angeredete kalt, „daß ich so unglücklich bin, Ihre geselligen Freuden zu unterbrechen, allein ich handle nach dem ausdrücklichen Befehl meines hohen Gebieters."

Der König war so vollständig außer Fassung gerathen, daß er vergaß dem Gouverneur einen Stuhl, geschweige denn ein Glas Wein anzubieten. Statt dessen hatte er selbst den Becher ergriffen und einen kräftigen Schluck der Verzweiflung gewagt.

Winzingerode schleuderte dem fremden Eindringling finstere Blicke zu.

Die kleine Heberti betrachtete bald den Gouverneur,

bald ihren königlichen Gönner. Ein spöttisches Lächeln zuckte um ihre rosigen Lippen.

„Sire," fuhr der Gesandte fort, „ich hoffe, Sie werden den Botschafter nicht die Unannehmlichkeiten der Botschaft entgelten lassen . . . und mir verzeihen, wenn ich Ihnen hier, laut den gestrengen Instructionen, die ich empfangen habe, folgenden eigenhändig geschriebenen Cabinetsbefehl des Kaisers vorlese . . ."

„O, durchaus nicht," stammelte Jérôme in höchster Seelenangst; „das heißt . . . Sie wissen . . . Könnten wir nicht dort in das Zimmer treten?"

„Ich bedaure, Sire . . . Die Anordnungen Seiner Majestät sind sehr formell. Sie müssen schon gestatten, daß diese Herrschaften unfreiwillige Zeugen einer Scene sind, die mir ebenso fatal ist, als Ihnen selbst, Sire."

Der König senkte das Haupt, wie Einer, der entschlossen ist, alles ohne Widerstand über sich ergehen zu lassen.

„Aber das ist unerhört," sagte Fürstenberg.

Der Gouverneur zuckte die Achseln. „Ich wiederhole Ihnen, es ist nicht meine Schuld," entgegnete er. „Das Decret lautet wie folgt:

„„Cabinetsbefehl des Kaisers. Unser Aide-de-Camp, der General Rapp, Gouverneur von Danzig, wird sofort nach Cassel abreisen und daselbst den Obersten Müller, Commandanten der königlichen Garden, zu sich citiren. Er wird mit besagtem Müller unverzüglich zum König gehen und Seine Majestät diesem Officier zur Bewachung übergeben. Der König wird achtundvierzig Stunden im Arrest bleiben. Pigault-Lebrun, der Verfasser des flegelhaften Briefes, den unser Bruder uns geschrieben hat, wird zwei Monate lang ins Gefängnis gesteckt und dann unter sicherer Bedeckung nach Frankreich transportirt werden. Wir ertheilen unserm Aide-de-Camp Generalvollmacht, die westphälischen Truppen in Anspruch zu nehmen, falls man

sich in wahnwitziger Verblendung der Ausführung unserer Befehle widersetzen sollte. Gezeichnet: Napoleon.'"

Jérôme sank vernichtet in seinen Fauteuil zurück. Pigault-Lebrun runzelte die Brauen und ballte die Fäuste. Fürstenberg und Winzingerode sperrten Mund und Nase auf. Melanie weinte. Die kleine Heberti warf einen Blick der grenzenlosesten Verachtung auf ihren Liebhaber und erhob sich stolz aus dem Sessel.

„So haben wir hier weiter nichts zu suchen!" sagte sie kalt. „Herr Commandant, thun Sie Ihre Pflicht."

Der Aide-de-Camp des Kaisers verabschiedete sich, und Jérôme schwankte in Begleitung des Obersten Müller nach seinen Gemächern, um sie erst nach abgebüßter Strafe wieder zu verlassen. Die Ermächtigung, die der Kaiser dem General Rapp ertheilt hatte, im Nothfalle Truppen zu requiriren, war eine überflüssige Maßregel. Der gute Jérôme parirte wie ein wohlerzogenes Kind; seine friedliche Seele war himmelweit entfernt von jener ‚wahnwitzigen Verblendung', die das allerhöchste Decret vorsehen zu müssen glaubte. Ah, hätten die ehrfurchtsvollen Unterthanen des Königs von dem unerhörten Schauspiele, dessen Theater der königliche Palast, dessen leidender Held ihr vielgeliebter Jérôme war, eine dämmernde Ahnung gehabt! Es ist doch gut, daß der Pöbel nicht in alle Geheimnisse der Diplomatie eingeweiht wird!

Pigault-Lebrun wurde in den Kerker geworfen. Eine nachträgliche Ordre des Kaisers verbot dem gesammten Hofpersonal, den Gefangenen zu besuchen. Der König schrieb seinem gestrengen Bruder einen demüthigen Brief, in welchem er hundertmal um Verzeihung bat und um die Freilassung seines Vertrauten flehte. Umsonst. Der Kaiser ließ ihm antworten, Pigault werde seine zwei Monate absitzen und alsdann unverzüglich das Land verlassen. Nach langem Betteln gestattete er dem König, den Bibliothekar bei sich zu behalten, falls derselbe gesonnen sei, einen

weitern Monat hindurch im Gefängnis zu schmachten. Pigault war mit Freuden bereit. Das Leben am westphälischen Hofe bedünkte ihm jedes Opfers werth.

Am 22. November 1810 war seine Marterzeit vorüber. Blaß und abgemagert trat er vor seinen Gebieter und lächelte ein schmerzliches Lächeln.

„Nicht wahr, Sire," sagte er, „künftighin besinnen wir uns zweimal, ehe wir einen Brief zur Post geben?"

Jérôme seufzte.

„Du hast schwer gebüßt, mein Freund," flüsterte er niedergeschlagen; „aber auch mich traf ein trübes Verhängnis . . ."

„Ah, Sire, die achtundvierzig Stunden . .?"

Der König schritt nach seinem Pulte und nahm ein rosenrothes Billet heraus.

„Da, lies!" sagte er. „Das schrieb mir die liebste, die reizendste, die treueste meiner Freundinnen am Tage nach deiner Verhaftung."

Pigault las. Das Billet lautete:

„Sire,

Ich verlasse Sie und Ihr Land für immer. Ich habe mich aufs Kläglichste in Ihnen getäuscht. Wenn ich die Pflichten, die uns die Selbstachtung und die Rücksicht auf das öffentliche Urtheil auferlegt, mit Füßen trat; wenn ich bei einem Ihrer Höflinge Sclavendienste that: so geschah dies nur, weil ich Sie liebte — so wahr und glühend wie nur ein Weib zu lieben vermag! Dies Bekenntnis wird mich in Ihren Augen, wenn nicht rechtfertigen, so doch entschuldigen. Aber ich kannte Sie nicht. Ich hielt Sie für edel, für stolz, für ritterlich. Ich habe mich vom Gegentheil überzeugt. Ich verachte Sie.

Elise Heberti."

Pigault-Lebrun versetzte kein Wort. Gesenkten Blickes gab er dem König das Schreiben zurück.

Jérôme schloß es wieder ein und sagte dann tonlos zu seinem Bibliothekar:

„Es läßt sich halt nicht gegen den Strom schwimmen! Dein Sprüchwort: ‚Wurst wider Wurst' mag für unsere hessischen Bauern passen, aber nicht für die Familie Bonaparte."

Sprach's, ging hin, und blieb ein gehorsamer Bruder.

Die Feuerſpritze.

Erſtes Kapitel.

Das Städtchen Clatou, einige Meilen von St. Quentin gelegen, erfreute ſich unter dem milden Scepter ſeines Bürgermeiſters ſeit undenklichen Zeiten eines blühenden Wohlſtandes und einer Höhe der geiſtigen Cultur, um die es von der Gemeinde Ulrichſtein im heſſiſchen Vogelsberge ohnſtreitig glühend beneidet worden wäre, wenn ſich der Ruf von ſeiner Exiſtenz überhaupt bis über die Grenzen des Departements verbreitet hätte. Aber die Clatouneſen waren von der Giltigkeit jener altgriechiſchen Theſe, die den Ruhm für eitel Wind erklärt, ſo aufrichtig überzeugt, daß ſie in keiner Weiſe nach irdiſchem Glanze haſchten, ſondern ſchlicht und recht in den Tag hinein lebten; wiewohl ihre Verhältniſſe ihnen reichlich geſtattet hätten, alle vier Wochen eine lobende Erwähnung im „Figaro" zu bezahlen. Still und zurückgezogen pflagen ſie ihrer Privatangelegenheiten und kümmerten ſich weder um die aufregenden Disputen des Pariſer Corps Législatif, noch um die politiſchen Schachzüge Beuſt's und Bismarck's. Der Name Jules Favre's war kaum jemals über die Lippen eines Clatouneſen gekommen, und von der Neugeſtaltung Deutſchlands hatte nur Herr Clamard, der Maire, eine chaotiſch dämmernde Vorſtellung. Kurz, Clatou, das weiſe und gerechte Städtchen unweit von St. Quentin, trug keine Schuld an dem ſchändlichen Friedensbruch, den Frankreich ſo theuer bezahlen ſollte . . .

Im Laufe der ſechziger Jahre zweigte ſich von Clatou eine kleine Colonie ab.

Die neue Gründung nannte ſich Greſſinet. Sie blieb zwar mit der Mutterſtadt in regem Wechſelverkehr, allein

schon nach kurzer Frist entwickelten sich im Schooße der Tochter jene Emancipationsgelüste, die vor einem Jahrhundert auf der westlichen Erdhälfte die Losreißung Nordamerika's von England zur Folge hatten . . .

Ahmte indessen Gressinet das glorreiche Beispiel der Union nach, so befolgte Clatou — und insbesondere Herr Clamard, der Bürgermeister — die Haltung Großbritanniens und verweigerte den Rebellen jegliches Zugeständnis.

Vor allem bestritt der Maire ihnen das Recht, sich eine Gemeinde zu nennen.

„Ihr gehört zu unsrer Gemeinde," hieß es in seinen amtlichen Manifesten, — „ihr seid mir zinspflichtig, und jede gegentheilige Bestrebung ist als ein Akt der Insurrection und des Hochverraths zu betrachten."

Die Gressineter protestirten. Einer der ihrigen, Jules Pierrot, der ein Jahr lang als Handlungsdiener in Paris gewesen, verfaßte ein Gegenmanifest, in welchem das Selbstbestimmungsrecht der Nationen nachdrücklich betont und das Axiom ausgesprochen war, daß man im neunzehnten Jahrhundert nach anderen Grundsätzen regieren müsse, als im fünfzehnten.

Diese Phrase vom neunzehnten Jahrhundert mußte den Maire in der tiefsten Tiefe seines amtlichen Bewußtseins verletzt haben, denn er antwortete in einem neuen Erlaß, es komme hier durchaus nicht auf den Unterschied zwischen dem Mittelalter und der Neuzeit an, wie von gewisser Seite heuchlerischer Weise behauptet werde, sondern auf die Frage, ob die Verfassung gehalten oder gebrochen werden solle. Er, der Maire, werde dem Gesetze die gebührende Achtung verschaffen und jedermann, der es übertrete, ohne Ansehen der Person vor die Schranken der Tribunale citiren.

Die Greffineter schäumten vor Wuth. Ließ sich von jetzt ab ein Clatouneſe in Gressinet blicken, so wurde er von den beleidigten Patrioten dergestalt mißhandelt, daß er für die nächsten drei Wochen arbeitsunfähig war. Zur

Revanche überfielen die Clatounesen eines schönen Tages den Haupträdelsführer der Gressineter, den Handlungsdiener Jules Pierrot, mit Steinwürfen. Pierrot rettete sich nur durch die schleunigste Flucht. Ganz außer Athem, von Schweiß triefend wie ein gehetzter Eber, mit Staub bedeckt und am Hinterhaupte nicht unbedeutend verletzt, langte er in Gressinet an, — eine lebendige Aufforderung zum Kreuzzug gegen die freveltrotzigen Clatounesen.

Sofort eilte er zu seinem Busenfreunde, dem Schulmeister . . .

Henri Jérôme Croquepeu, den die Gressineter — dem Maire von Clatou zum Trotz — aus eigenen Mitteln bezahlten, war nächst Pierrot der eifrigste und angesehenste Vertreter der Selbstständigkeitsidee.

Er empfing den Gesinnungsgenossen mit den Zeichen der höchsten Verwunderung.

„Ist's möglich, Jules? Sie haben es gewagt . . .? Aber das ist ja himmelschreiend, diabolisch, infernalisch, kymmerisch!"

„Croquepeu," erwiderte Jules mit halberstickter Stimme, indem er sich das Taschentuch auf die Wunde legte, „Croquepeu, — sieh her! Dieses Blut heischt eine furchtbare Rache! — Sprich, Schulmeister, hast du je geliebt . . .?"

„Wie so?"

„Hast du nie anbetend vor einem Wesen gekniet, dessen Lächeln . . . dessen Blicke . ."

„Ah, so! Jetzt erst begreife ich, was du sagen willst. Du meinst, ob niemals Eros mein Herz berührt . . . .? Du mußt dich deutlicher ausdrücken."

„Nun denn . . . antworte mir! Wenn deine Brust niemals in heiligen Flammen stand, so fehlt dir das Verständnis für den Schmerz, der mir siedend durch alle Adern geht . . . Sprich, Kindertyrann!"

„Ja, Jules! Ich war achtzehn Jahre alt, — da liebte ich Eugenien, die Tochter des Dorfschmieds . . . Ich darf

wohl ſagen: auch ich war ihr nicht gleichgiltig, — aber ach! Du weißt! Die Verhältniſſe ... Die Umſtände ... Sie hat einen anderen geheirathet ..."

„Gut! So wirſt du erfaſſen, welch ein wahnſinniger Zorn meine empfindſamen Nerven durchtobt. Höre mich an! Ich liebe ..."

„Nicht möglich? Seit wann ...?"

„Seit vier Wochen. Sie iſt ein Engel ...! Ach, Schulmeiſter, ich ſage dir, wenn ſie einen mit ihren großen, himmelblauen Augen ſo über die Achſel anſieht, — das Herz möchte einem zerſpringen wie eine reife Kaſtanienſchale! Aber leider, leider giebt es nichts Vollkommenes auf der Welt!"

„Schielt ſie?"

„Du biſt verrückt."

„So findeſt du keine Gegenliebe?"

„Croquepeu, du wirſt beleidigend ..."

„Je nun, ſo erkläre dich näher ... Überhaupt weiß ich nicht, was deine Liebe mit dem clatouneſiſchen Attentat zu thun hat."

„Schulmeiſter! Meine Geliebte vereinigt alle guten Eigenſchaften des Leibs und der Seele ... aber ſie iſt eine Clatouneſerin!"

„Heiliger Antonius Paduenſis! Das iſt allerdings ein bedenklicher Übelſtand! Und wer iſt's, Pierrot? Wohl gar Louiſon, die Tochter des Notars? Herr Braſſou iſt ein glühender Feind unſerer Autonomie; er haßt dich als den gefährlichſten Verfechter unſerer municipalen Rechte: nie und nimmer wird er einwilligen, daß ſeine Louiſon ..."

„So laß mich doch nur zum Worte kommen, geſchwätziger Ruthenfürſt! Louiſon iſt mir ſo gleichgiltig wie dem Heiden der Sonntag. Meine Angebetete heißt Marion Leclerc."

„Alle Götter der Ober- und Unterwelt! Die Mündel des Bürgermeiſters? Pierrot, biſt du bei Troſte? Da

wäre noch eher daran zu denken, daß der Notar dir seine Louison gäbe!"

„Vorläufig handelt es sich gar nicht um Geben oder Nichtgeben. Alles das wird sich später finden. Marion liebt mich. Im Nothfall entführe ich sie . . ."

„Himmel! Das wird einen saubern Skandal absetzen!"

„Mir gleich. Zunächst aber gilt es, meine Ehre wieder herzustellen. Denke dir, Croquepeu: die Geliebte meines Herzens war Zeuge des entsetzlichen Auftrittes! . . . Sie sah, wie ich fliehen mußte! O, ich hätte vor Wuth und Scham bersten mögen! — Aber die Steinwürfe ließen mir keine Wahl; sie würden mich zu Brei zermalmt haben. Begreifst du, Knaben-Despot, was es heißt, vor den Augen seiner Geliebten die Rolle eines Feiglings spielen zu müssen?"

„Ah, ich weiß es nur zu gut! Unter uns gesagt, Pierrot, — du erzählst es nicht weiter — ich bin überzeugt, Eugenie heirathete nur darum den Epicier, weil er mich einst vor ihren Blicken ohrfeigte, ohne daß ich meinerseits . . . Du verstehst! Es fehlt mir im allgemeinen nicht an Courage, aber Raoul war ein baumlanger Kerl, und so dachte ich, besser eine geringe Injurie einstecken, als sich einer tödtlichen Körperverletzung aussetzen. Aber, wie gesagt, das beklemmende Gefühl von damals ist mir noch sehr wohl erinnerlich . . . Haben sie dich auch geohrfeigt?"

„Das nicht. Allein ich mußte Fersengeld geben, wie ein Äpfeldieb, und das Hohngelächter der Clatouneserinnen verfolgte mich bis an die Grenze des Weichbildes. Man macht eine erbärmliche Figur, Croquepeu, wenn man so durch die Straßen sprengt und von den ungezogenen Gamins mit Pflaumen und Chausseesteinen geworfen wird! Ich bedarf einer glänzenden Genugthuung, sonst bin ich in den Augen Marion's für allezeit discreditirt. Willst du mir beistehen?"

„Was kann ich thun?"

„Berufe die angesehensten Bürger für heute Abend in die Scheune des alten Grimmont! Ich werde ihnen den Fall vortragen und ihre Unterstützung in Anspruch nehmen."

„Gut. Auf sieben Uhr."

„Und nun begleite mich in die Weinstube; ich verdurste bald. Um halb zwei muß ich ins Geschäft; also laß uns die Frist benutzen! Du wirst deine Einladungen dringlicher vorbringen, wenn du erst ein paar Tropfen Rebenblut in den Adern spürst."

„Sie gingen zur Schenke und leerten einige Gläser auf das Wohl Gressinet's. Dann verfügte sich Jules Pierrot, der Handlungsdiener, in sein bescheidenes Magazin, während Croquepeu von Haus zu Haus wanderte und die Bürger zu einer wichtigen Berathung nach der Scheune entbot.

Zweites Kapitel.

Fünf Minuten nach sieben war die Versammlung vollzählig.

Pierrot ergriff das Wort und schilderte in den lebhaftesten Farben die erlittene Unbill. Er forderte die Gressineter auf, diese blutige Beleidigung durch eine exemplarische Bestrafung der Mutterstadt glorreich zu sühnen.

Nach längeren Debatten faßte man den Beschluß, Clatou am nächsten Sonntag während der Kirche zu überfallen, dem Haupturheber des frevelhaften Attentates die Fenster einzuwerfen und einen etwaigen Widerstand mit bewaffneter Hand zu bewältigen . . .

Das war eine verwegene Idee. Ihre Annahme läßt sich nur aus der krankhaften Steigerung des intermunicipalen Hasses erklären, der bei den Gressinetern die Stimme der Vernunft völlig übertäubte. O, hättet ihr den Plan Jules Pierrot's verworfen! Ihr würdet ihm und euch viel Trauer und Herzeleid erspart haben!

Der verhängnisvolle Sonntag kam heran. Die Glocken

von Clatou hatten langsam ausgeläutet. Die gesammte Bürgerschaft — mit der einzigen Ausnahme eines liederlichen Zechkleeblatts und verschiedener Greise, Wöchnerinnen und Kranken — befand sich im Gotteshause. Herr Laloupon, der Geistliche, predigte über die Bibelstelle: „Selig sind die Friedfertigen —“ und erging sich in eifrigen Angriffen auf die Störer der öffentlichen Ordnung. Die Clatouneser schmunzelten, denn sie fühlten, daß Herr Laloupon auf die Gressineter stichelte.

Da zog aus den Thoren der rebellischen Colonie eine Schaar von fünfzig oder sechzig kräftigen Burschen — so ziemlich die ganze waffenfähige Mannschaft des Pflanzdorfes — und wandte sich in raschem Halbtrabe dem arglosen Clatou zu.

Nach fünf Minuten war die Mutterstadt erreicht. Jean, der alte stelzfüßige Polizist, wurde über den Haufen gerannt. Dann plötzlich klirrte ein Hagel von Steinen wider die Façade eines der stattlichsten Häuser der Hauptstraße, und ein lautes Hurrah des Rächercorps verkündete, daß die Salve von wunderbarster Wirkung gewesen.

Alsbald regte es sich in den Hallen der Kirche. Die Weiber und Kinder erhoben ein klägliches Angstgeschrei. Die Männer rüsteten sich zur Gegenwehr. Die clatounesische Übermacht gestattete keinen Zweifel über den Ausgang des Handgemenges. Jules P'errot, der unter den Vordersten war, wurde an der Kirchentreppe von einem gigantischen Schlossergesellen in Bearbeitung genommen. Zu seinem wahnwitzigsten Entsetzen bemerkte er unter den Damen, die sich nach der Pforte des Gotteshauses drängten, Marion Leclerc, die Geliebte seines Herzens. Sie sollte jetzt zum zweiten Male mit ansehen, wie ihr treuer Cavalier von pöbelhaften Fäusten mißhandelt wurde. Jules Pierrot rang wie ein Verzweifelter; aber der Schlossergeselle war ein Hercules, legte ihn über das Knie und ertheilte ihm eine Lection, wie sie Herr Croquepeu, der

Schulmeister, seinen Zöglingen nicht kunstgerechter hätte angedeih'n lassen können. Ähnlich wie dem Liebhaber Marion's erging es den meisten Gressineterns; nur Wenige schlugen sich rühmlich durch und erreichten die Colonie; die Übrigen wurden schauderhaft zerwalkt und dann in Masse nach der „Violine", das heißt nach der Wache gebracht.

Herr Clamard, der Maire, rieb sich die Hände. Die Gressineter knirschten vor Schmerz und Erbitterung. Herr Laloupon, der Pfarrer, ließ ein Tedeum anstimmen.

Drei Tage später wurden sämmtliche an dem Krawall betheiligten Colonisten mit mehreren Wochen Polizeigefängnis bestraft.

Drittes Kapitel.

Auch dieses Leid trug dazu bei, den Zorn der Gressineter zum Paroxysmus zu steigern.

Als die Gemaßregelten die Freiheit wieder erlangt hatten, berief Jules Pierrot die Bürgerschaft des unglücklichen Pflanzdorfes zu einer abermaligen Generalversammlung in die Scheune des ehrwürdigen Herrn Grimmont.

Die Eingeladenen erschienen mit mathematischer Pünktlichkeit. Drei oder vier der besiegten Sonntagskämpfer trugen noch die Spuren ihrer Niederlage in den finster blickenden Gesichtern. Über der ganzen corona civium lagerte eine düstere, unheilschwangere Stimmung.

Jules Pierrot ergriff das Wort.

„Mitbürger!" sagte er langsam und feierlich. „Die Würfel sind gefallen!"

Ein dumpfes Murmeln ging durch die Reihen der Zuhörer.

„Eine schamlose Vergewaltigung, wie wir sie in den Annalen unserer vaterländischen Geschichte nicht zum zweiten Male verzeichnet finden, hat die letzten Bande der Pietät, die uns an das verabscheuungswürdige Clatou knüpfen mochten, für alle Zeiten zerrissen!"

Lange anhaltender Applaus.

„Mitbürger!“ fuhr Pierrot fort, „wir müssen Clatou moralisch vernichten . . .“

Athemlose Spannung.

„Es genügt hinfür nicht mehr, daß sich Gressinet eine Gemeinde nennt: wir müssen eine Gemeinde werden! Setzen wir Gut und Blut an die Erreichung dieses glorreichen Zieles!“

„Hoch! hoch!“ schrieen die Gressineter in donnerndem Chorus.

„Patrioten! Suchen wir Clatou zu verdunkeln, zu überflügeln, zu zermalmen! Clatou besitzt eine Schule mit zwei Elementarlehrern: stellen wir, dem Tyrannen Clamard zum Hohne, drei Elementarlehrer mit je zweihundert Franken Gehalt und freiem Holz an!“

„Unterstützt! Unterstützt!“ riefen drei oder vier der eifrigsten Vaterlandsfreunde. „Ich zeichne zehn Franken!“ — „Ich zwölf!“ — „Ich fünfundzwanzig!“

„Aber nicht genug,“ fuhr Pierrot fort, „daß wir im Punkte der Intelligenz die Clatouneſen überholen müssen: es gilt auch die municipalen Institute dergestalt zu entwickeln, daß man höheren Ortes unsere Reife erkennt und, Herrn Clamard zum Trotz, unsere Berechtigung, als selbstständige Gemeinde aufzutreten, amtlich sanctionirt!“

„Sehr wahr! Hört, hört!“

„Bürger! Zu den wichtigsten Errungenschaften eines municipalen Gemeinwesens gehört unstreitig der Besitz einer unabhängigen Feuerspritze! Schaffen wir eine Feuerspritze an!“

„Hoch! hoch!“ schrieen die begeisterten Gressineter. „Es lebe Jules Pierrot! Hoch! hoch!“

„Aber eine Feuerspritze kostet ein Heidengeld!“ bemerkte einer der Versammelten.

„Das ist wahr!“ versetzte ein Zweiter.

„Sehr richtig!“ murmelte ein Dritter.

„Patrioten!“ schrie Pierrot . . . „Wo es die Ehre Gres-

sinet's gilt, da ist keine Ausgabe unerschwinglich! Denkt euch übrigens nur einmal folgenden Fall! Die Clatounesen, von dem leidenschaftlichen Drange ihres Hasses getrieben, nahen uns eines schönen Tages mit Fackeln und Pechkränzen! Sie zünden uns insgeheim das Haus über dem Kopfe an! . . . Bürger! Was soll aus uns werden, wenn wir unter sothanen Umständen keine Feuerspritze besitzen?"

„Er hat Recht! Wir sind es nicht nur unserer Ehre, sondern mehr noch unserer Sicherheit schuldig, nichts zu versäumen, was die schmachvollen Pläne der Clatounesen vereiteln kann! Vae victis, sagt der Lateiner! Schaffen wir eine Spritze an!"

Es war Croquepeu, der Schulmeister, der durch diesen pathetischen Mahnruf die Versammelten elektrisirte und einen neuen Sturm des Beifalls entfesselte.

„Ich bitte noch für einige Augenblicke um eure Aufmerksamkeit!"

„Reden Sie, reden Sie! Ruhe! Jules Pierrot hat das Wort! Wollt ihr still sein dahinten? Reden Sie!"

„Meine Freunde! Wir leben im neunzehnten Jahrhundert . . ."

„Sehr wahr! Bravo!"

„Ruhe! Ruhe!"

„Das neunzehnte Jahrhundert ist das Jahrhundert der Bildung, der Intelligenz, des allgemeinen Stimmrechts, der öffentlichen Meinung! Was aber ist der bedeutsamste Hebel der öffentlichen Meinung . . ."

„Die Weiber!" schrie im Hintergrund eine volltönende Baßstimme . . .

„Die Presse!" vollendete Jules Pierrot mit theatralischer Würde. „Ja, meine Mitbürger, die Journalistik ist heutzutag' eine Großmacht. In Paris, unsrer heiligen Metropole, habe ich ihren Einfluß kennen und achten gelernt. Männer von Gressinet! Gründen wir eine Zeitung!"

Lautlose Stille.

„Aha, ein Wochenblatt," meinte endlich Goguenard, der Weinwirth . . . „Ich bin dabei, lieber Herr Jules!"

„Ein Journal?" rief der Krämer Léon . . . „Das wird amüsant. Ich mache mit, lieber Pierrot!"

„Gründen wir eine Zeitung!" sagte jetzt auch Croquepeu, indem er sich nach Möglichkeit in die Brust warf. „Clatou besitzt seit einem Jahre den ‚Clatouneser Beobachter'! Schaffen wir ein Organ, das die schamlosen Verleumdungen dieses ‚Beobachters' energisch zurückweisen und der staunenden Welt zeigen kann, daß der alte glorreiche Sinn der Gressineter noch nicht ausgestorben ist, daß wir die Standarte der Wahrheit hochhalten, und die angestammten Rechte eines freien Volkes unbeugsam zu wahren wissen!"

Die Versammlung applaudirte begeistert. Man schritt zur Abstimmung. Sämmtliche Anträge Pierrot's wurden mit großer Majorität angenommen.

Goguenard, der Weinwirth, trat an die Spitze der Spritzencommission.

Léon, der Krämer, erklärte sich bereit, die Collecte für die Schulmeister zu leiten.

Das zu gründende Journal wurde dem Antragsteller persönlich überlassen.

Es sollte vorläufig dreimal monatlich erscheinen und in St. Quentin auf Gemeindekosten gedruckt werden.

Man setzte schließlich als Titel die geschmackvolle Bezeichnung: ‚Der unverzagte Streiter von Gressinet' fest und verpflichtete den Redacteur Pierrot, in jeder Nummer eine eclatante Schandthat der Clatouneser dem Urtheile Europa's Preis zu geben.

Hierauf erklärte Jules die Versammlung für aufgehoben. Jean-Baptiste Grimmont, der Älteste im Rathe, umarmte den kühnen Jüngling unter lautem Schluchzen, blickte zum Himmel auf und sprach:

„Ich danke dir, Herr, daß du mich aufbehalten hast,

diese Freude noch zu erleben! Ich werde jetzt, so du gebeutst, gern in die Grube fahren."

Jules Pierrot war sichtlich gerührt. Ein leises Zucken spielte wie Wetterleuchten um die sonst so mannhaften Lippen.

„Ehrwürdiger Freund!" sagte er mit tremulirender Stimme . . . „ich thue nur meine Pflicht! Nicht an mich dürfen Sie sich wenden, wenn Sie Ihren Gefühlen Ausdruck verleihen wollen, sondern an das Volk, an die gesammte Bürgerschaft. Wir alle sind ja von dem gleichen Gedanken beseelt, der in den heiligen Worten gipfelt: Vorwärts mit Gott für unser geliebtes, glorreiches Gressinet!"

Viertes Kapitel.

Die Angelegenheiten der jungen Gemeinde nahmen von dieser Stunde an in der That einen Aufschwung, der den Segen des Himmels deutlich erkennen ließ.

Die Schulmeister wurden engagirt, wiewohl man den vorgeschlagenen Gehalt nachträglich auf siebzig Franken jährlich verringerte.

Die Feuerspritze wurde gekauft und in der Scheuer Grimmont's sorgfältig untergebracht.

Die erste Nummer des ‚Unverzagten Streiters von Gressinet' erschien in Klein-Octav und erfreute sich des allgemeinsten Beifalls. Der Leitartikel, von Croquepeu verfaßt, behandelte das mehrfach erwähnte Steinwurf-Attentat der Clatounesen unter dem pittoresken Titel: ‚Wie man in Clatou das Recht freier Bürger achtet!'; — während Jules Pierrot unter der Rubrik: ‚Clatounesische Lügen' nachzuweisen suchte, daß in ganz Clatou kein vorurtheilsloser Ehrenmann lebe, und daß insbesondere die Justiz viel zu wünschen lasse.

Bereits wenige Tage nach erfolgtem Ankauf der Feuerspritze begann Gressinet mit den Übungen.

Es war ein feierlicher Moment, als die Bürgerschaft sich vor das roth und blau lackirte Instrument spannte

und vor das Dorf auf die „Gemeindewiese“ marschirte, wo das erste Probespritzen stattfinden sollte.

Croquepeu dichtete aus Anlaß dieses bedeutsamen Ereignisses eine Cantate, deren Refrain also lautete:

„So fürchten wir nie des Verrathes Brand:
Wir spritzen für Freiheit und Vaterland.“

Unter den weihevollen Klängen einer großen Harmonika wurden die ersten Stöße geleistet. Das Pumpwerk übertraf an Promptheit und Energie alle Erwartungen. Diese Spritze zu bedienen, war eine Lust, eine ideale Beschäftigung, die an das freie Schaffen des gottbegnadeten Künstlers erinnerte.

Die Gressineter waren just in der besten Arbeit, als unvorsichtiger Weise Herr Laloupon, der Pfarrer von Clatou, vorüberging. Alsbald erinnerte man sich des Tedeums, das dieser entartete Priester aus cynischer Freude über die Mißhandlung des Gressinetischen Rächercorps' hatte anstimmen lassen. Eine diabolische Wuth bemächtigte sich aller Gemüther. Croquepeu, der die Spitze des Schlauches hielt, wechselte mit Jules Pierrot einen Blick des Verständnisses, wartete, bis der Pfarrer etwa zehn Meter entfernt war, und richtete dann den straffen Strahl mit seiner vollen Vehemenz auf die unteren Rückenwirbel des Dahinwandelnden.

Die Wirkung war colossal. Der Diener der Kirche wurde nicht nur vollständig durchnäßt, sondern auch empfindlich contusionirt. Zornglühend hinkte er nach Hause und sandte alsbald dem Maire ein langes Klageschreiben, worin er um Genugthuung für die erlittene Injurie bat, Gott zum Zeugen für die fortschreitende Entartung des Menschengeschlechts anrief, und die Gressineter mit den Philistern und anderen heidnischen Völkerschaften verglich.

Des anderen Tages schickte der Bürgermeister zwei berittene Gensdarmen aus und ließ die Feuerspritze im Namen des Gesetzes confisciren.

Alle Reclamationen der Betroffenen blieben erfolglos. Der Maire gab zur Antwort, Gressinet gehöre zur Gemeinde Clatou, und sobald es in Gressinet brenne, werde er, Clamard, von Amtswegen für die erforderlichen Löschmaßregeln Sorge tragen. Eine eigene Spritze sei subordinationswidrig.

Der ‚Unverzagte Streiter von Gressinet' brachte in seiner nächsten Nummer einen Leitartikel, betitelt: ‚Wo soll das enden?' Herr Clamard war in besagtem Aufsatze auf's Leidenschaftlichste angegriffen. Croquepen schloß mit der bedeutsamen Wendung: „Und so werden wir, angesichts der obwaltenden Verhältnisse, höheren Ortes das Recht suchen, das uns von maßgebender Seite in einer so durchaus nicht näher zu qualificirenden Weise verweigert wird."

Diese Drohung des ‚Unverzagten Streiters von Gressinet' ward noch in derselben Woche verwirklicht.

Jules Pierrot verfaßte eine Adresse an den Sous-Préfet, die sich alsbald mit Unterschriften bedeckte.

Das ebenso klar als taktvoll gehaltene Document hob die Wichtigkeit einer municipalen Entwickelung Gressinets aufs Nachdrücklichste hervor und betonte die hohe culturgeschichtliche Bedeutung gut organisirter Lösch-Apparate. Dann ging die Adresse auf den speciellen Fall ein und erhärtete mit allen Mitteln der Logik, daß Herr Clamard, der Maire, sich eines Gewaltstreiches schuldig gemacht habe, um dessen geneigte Abstellung man um so dringender bitte, als bereits die Presse anfange, die Angelegenheit in unangenehmer Weise zu interpretiren. Die Ehre Gressinet's erheische eine schleunige und glänzende Satisfaction.

Leider hatte der Unterpräfect eine Nichte der Schwägerin des angeheiratheten Onkels des Bürgermeisters zur Frau.

Die Petition wurde zurückgewiesen.

Man wandte sich nun mit einer neuen Beschwerde an den Präfecten.

Leider war der Präfect ein Duzbruder des Unterpräfecten.

So machten denn die Gressineter abermals Fiasco.

Das journalistische Organ der jungen Gemeinde führte indeß nicht umsonst den Titel: ‚Der unverzagte Streiter'! Die wackern Bürger ließen sich durch das mehrmalige Fehlschlagen ihrer Hoffnungen nicht abschrecken.

Es war seit einiger Zeit das dunkle Gerücht nach Gressinet gedrungen, Napoleon III. und sein Gouvernement seien liberal geworden.

Die Gressineter wußten zwar nicht genau, was sie sich unter diesem ‚Liberalismus' zu denken hatten, aber eine instinctive Ahnung sagte ihnen, Liberalismus sei etwas Ähnliches wie Liberalität; und da überdies Jules Pierrot versicherte, in Paris sei jeder anständige Mensch liberal und der Kaiser folge nur dem Gebote der öffentlichen Meinung, wenn er sich gleichfalls zum Liberalismus bekehrt habe, so beschloß man, die Sache bis aufs Äußerste zu treiben und in Angelegenheiten der Feuerspritze eine Adresse an Se. Excellenz den Minister des Innern aufzusetzen.

Am 14. Juli 1870 ging also ein recommandirtes Sendschreiben nach Paris ab. Nachschriftlich war dem Document die Bitte um recht baldige Erledigung beigefügt, da es ja leicht einmal in Gressinet brennen könne, und die Bürgerschaft alsdann in die größte Verlegenheit gerathen würde, wenn keine Spritze zur Hand sei.

Die Patrioten warteten von Tag zu Tag, aber es kam keine Antwort. Wohl aber erschreckte sie eines schönen Morgens die Nachricht, daß der große Staatsmann Emil Ollivier an Preußen den Krieg erklärt habe.

„O weh," sprach Croquepeu, als er am Abend nach dieser verhängnisvollen Botschaft mit Jules Pierrot in der Weinschenke des würdigen Goguenard saß, „da sieht's schlecht aus mit unserer Petition! Die Herren in Paris werden jetzt an größere Dinge zu denken haben, als an Gressinet und die Feuerspritze."

„Pah," erwiderte Goguenard, „haben wir nicht aus-

drücklich um rasche Erledigung gebeten? Es ist ja doch wahrhaftig keine große Mühe, ein ‚Genehmigt' an den Rand zu schreiben, und das Ding auf die Post zu geben."

„Goguenard, Goguenard, ich verstehe mich besser auf diese Späße. Unsere Spritze ist für immer zu den Todten geworfen."

„Unsinn! Wie lange wird denn der Krieg dauern! Die paar Kosacken nehmen wir auf den kleinen Finger. Nun, und wenn sie erst wieder Frieden gemacht haben und die rothen Bänder vertheilen, hernach wird auch unsere Spritze erledigt. Man muß die Geduld nicht verlieren. Nicht wahr, Herr Jules?"

„Hm, hm," versetzte Jules Pierrot, — „ich glaube zwar auch, daß wir in höchstens vierzehn Tagen Preußen so ziemlich erobern werden, aber mit dem Friedenschließen geht's nicht immer so glatt, wie man denkt. Als ich in Paris war, da schlugen sich die Deutschen drüben über dem Rhein. Nun, die Geschichte hat auch nicht lange gedauert, was die eigentliche Kriegführung betraf; aber bis alles wieder im Reinen war, ist doch manches Quart die Seine hinuntergeflossen. Ich meinestheils wäre der Ansicht, wir warteten gar nicht ab, was das Ministerium beschließt, sondern holten uns die Spritze auf eigene Faust."

„Das ist ein Gedanke!" rief Croquepeu. „Weiß Gott, Jules, du hast mitunter prächtige Einfälle! Wo steht die Spritze?"

„Im Hinterhofe des Maire," versicherte Goguenard. „Aber schwer wird sie zu kriegen sein. Der Hof ist ummauert und vor der Thür liegt ein Schloß, das seine vier Kilogramme wiegt. Nein, Kameraden, so wird nichts ausgerichtet!"

„Nicht heute, nicht morgen, aber vielleicht in einigen Wochen," erwiderte Jules mit Würde. „Ich will euch was sagen. Es gilt hier vor allen Dingen, die richtige Gelegenheit auszukundschaften. Ich will spioniren."

„Aha!“ schmunzelte Croquepeu mit einem verständnißreichen Augenzwinkern.

„Goguenard,“ sagte Jules, „da Sie uns eigentlich auf diese Idee gebracht haben, so sollen auch Sie erfahren, was ich bis jetzt nur meinem vertrautesten Freunde, dem hier anwesenden Schulmeister Henri Jérôme Croquepeu mitgetheilt habe . . .“

Der Weinwirth horchte auf.

„Ja, Meister Goguenard,“ fuhr Jules mit geheimnisvoller Betonung fort, — „ich bin der Mann, der die Verhältnisse in dem Clamard'schen Hinterhofe gründlich in Augenschein nehmen und den geeigneten Moment der That mit Zuverlässigkeit berechnen kann. Sie sind discret, Goguenard . . .“

Der wackere Bürger legte zur Betheuerung seiner Verschwiegenheit die rechte Hand in die Herzgrube.

„Nun denn . . .“ flüsterte Jules, „ich bin der Verlobte der schönen Marion Leclerc . . .“

„Nicht möglich!“ rief Goguenard. „Sie, Herr Jules, der feurigste Patriot, der glühendste Gegner der Clatounesen, der . . . wie soll ich nur sagen . . . Sie, der Chef der ganzen Agitation . . . “

„Liebster Freund,“ versetzte Jules bedeutungsvoll, „es giebt Angelegenheiten, in denen die Parteiunterschiede aufhören. Nehmen sie z. B. einmal an, die Preußen trügen über unsere glorreichen Heere den Sieg davon . . .“

„Bah!“ lachte Goguenard.

„Nun natürlich, es ist nur eine Annahme! Aber gesetzt den Fall . . . die feindlichen Armeen überschwemmten unser Departement . . . Glauben Sie, daß im Angesicht des gemeinsamen Gegners der Zwist der Gressineter und Clatounesen fortbestehn würde? Goguenard! Ich bin Gressineter mit Leib und Seele! Sie kennen meine Thaten, — ich brauche daher keine überflüssigen Worte zu machen! Aber so unversöhnlich wir auch die verrätherischen Bewohner

von Clatou hassen — eins werden wir doch nie und nimmer vergessen: sie sind Franzosen! Gegen die Bajonnete der Preußen würden wir selbst die Clatounesen bis auf den letzten Mann vertheidigen. Habe ich Recht?"

„Ohnstreitig!" rief Croquepeu begeistert, während er das volle Glas zum Mund führte.

„Wenn's die beiden Herrn sagen, dann muß es wohl wahr sein," versetzte Goguenard nachdenklich . . .

„Nun, sehen Sie wohl: wie's im Krieg ist, so ist es auch mit der Liebe. Amor fragt nicht lange, ob sein Gegenstand diesseits oder jenseits der Gemarkung wohnt. Kurz und gut, Marion ist meine Braut . . ."

„Aber ihr Vormund?" fragte Goguenard mit hochgezogener Braue.

„Das ist's eben!" erwiderte Jules. „Just mit Rücksicht auf den Herrn Maire habe ich diese Gelegenheit benutzt, um Sie in mein Geheimniß einzuweihen . . ."

„Wie so?"

„Hören Sie mich an. Ich schleiche mich jeden Mittwoch und jeden Sonnabend als Fuhrknecht verkleidet nach der Mairie und verplaudere ein Stündchen mit meiner Herzallerliebsten. Der Alte ist dann nicht zu Hause, und Marion weiß es stets so einzurichten, daß mir auch im Treppenbau niemand begegnet. Von ihrem Fenster aus kann man den Hinterhof überblicken. Wenn ich mich bis jetzt gehütet habe, hinauszugaffen, so geschah dies aus leicht begreiflicher Vorsicht. Jetzt, da ich weiß, welche Interessen auf dem Spiele stehen, werde ich die Sache riskiren und die Verhältnisse auskundschaften. Die Feuerspritze von Gressinet wird gerettet werden, und Sie, Meister Goguenard, sollen die Lorbeeren des glorreichen Unternehmens unverkürzt einheimsen."

„Mit Vergnügen! Ich bin zu allem bereit. Gressinet geht mir über Leib und Leben."

„O, es ist keine Gefahr vorhanden," fuhr Jules fort.

„Wenn Sie sich an die Spitze von vier, fünf geriebenen Burschen stellen, so wird es Ihnen ein Leichtes sein, die Angelegenheit zum gewünschten Ziele zu führen. Ich meinestheils verzichte auf jeden Ruhm. Sie, lieber Goguenard, Sie allein werden den Gressinetern das geraubte Kleinod zurückerobert haben."

„Das läßt sich hören. Sie sind in der That ein großmüthiger Charakter, Herr Jules."

„Nicht wahr, Croquepeu," sagte Pierrot eifrig, „die Perspektive, die ich da unserem trefflichen Weinwirth eröffne, darf geradezu als glänzend bezeichnet werden?"

„Als kymmerisch, als phänomenal," bestätigte der dienstbeflissene Schulmeister.

„Das wäre denn abgemacht!" rief Jules. „Und nun, mein wackerer Goguenard, bitte ich Sie um einen Gegendienst!"

„Reden Sie!"

„Marion's Vormund, der Tyrann von Clatou, ist natürlich mir vor allen Gressinetern spinnefeind . . ."

„Das gereicht Ihnen nur zur Ehre, Herr Jules."

„Er wird mir das Mädchen nun und nimmer gutwillig zur Frau geben . . ."

„Das glaub' ich selbst."

„Aber Marion liebt mich, und mein Entschluß, sie zu heirathen, steht so felsenfest, daß kein Himmel und keine Hölle ihn erschüttern werden."

„Löblich, sehr löblich, Herr Jules."

„Da ich nun das Ziel meiner Wünsche auf dem gewöhnlichen Weg nicht erreichen kann, da eine friedliche Vereinbarung nicht möglich ist —"

„So machen Sie's wie der Kaiser und erklären den Krieg!"

„So ist's! Ich werde Marion entführen."

„Alle Wetter!"

„Ja, würdiger Weinverzapfer! Ich bin nicht gesonnen,

demüthig den Nacken zu beugen und zu entsagen, wo der Kampf mir die Krone verschaffen kann. Marion hat bereits eine Ahnung von meinem Vorhaben ... Ich zweifle nicht, daß sie mir folgen wird, — folgen — folgen — bis an das Ende der Welt."

Jules Pierrot streckte den rechten Arm aus, um anzudeuten, wie unendlich weit Marion ihm folgen würde. Goguenard nickte bedächtig mit dem röthlich schillernden Haupte, während Croquepeu von neuem das Glas zum Mund führte.

„Und was kann ich bei dieser Angelegenheit thun?" fragte der Weinwirth nach einer Pause.

„Hören Sie weiter," versetzte Jules. „Ich werde also Marion aus dem Kerker der Mairie mit Gewalt befreien, und zwar in derselben Nacht, in welcher Sie, an der Spitze Ihrer Getreuen, die Feuerspritze erobern . . ."

„Und da soll ich das Mädel wohl auf die Spritze setzen?" fragte Goguenard im Ton eines Mannes, dem eine bedeutsame Idee aufdämmert.

„Unsinn! Marion wird mit der Expedition, die Sie commandiren, nicht in die mindeste Berührung kommen. Ich besorge die Entführung meiner Geliebten auf eigene Faust. Nein! Sie sollen dem reizenden Kind ein Versteck gewähren. Ihre Frau ist klug und verschwiegen; es wird ihr ein Leichtes sein, die Kleine so lange zu verbergen, bis der Bürgermeister seine Einwilligung gegeben hat. Ist Marion erst in Sicherheit, dann werde ich Herrn Clamard schon auftrumpfen. Das Spiel ist dann so gut wie gewonnen."

„Mein Haus steht Ihnen und Ihrer Dame jederzeit zur Verfügung," erwiderte Goguenard, indem er Herrn Jules freundschaftlich die Hand reichte. „Sobald der Moment gekommen ist, winken Sie! Ich werde die Feuerspritze im Sturm nehmen und Fräulein Marion so meisterhaft verstecken, daß alle Häscher des Tyrannen von Clatou nicht im Stande sein sollen, das Geheimnis zu enträthseln."

„Ich danke Ihnen, Goguenard! Also es bleibt dabei! Vorwärts mit Gott für Freiheit und Gressinet!“

„Und Marion Leclerc!“ ergänzte der Wirth mit einem vielsagenden Lächeln. „Erst freilich kommt der Patriotismus — aber gleich dahinter folgt Amor! Nicht wahr, Verehrtester? Die Liebe glüht fast ebenso heiß wie das Pflichtgefühl?“

„Sie sind ein kleiner Schwerenöther!“ sagte Jules, indem er sich erhob. „Komm, Croquepeu, wir haben heute genug geleistet! Laß uns den Rest des Abends unserm Journal widmen!“

Croquepeu leerte sein Glas, hing seinen Arm in den des Handlungsdieners und verließ in bedenklichem Menuetschritt die Schenke des würdigen Goguenard, der artig sein Käppchen lüftete und seinen scheidenden Gästen und Gesinnungsgenossen ein lebhaftes „Auf Wiedersehn!“ nachrief.

Fünftes Kapitel.

Mehr als zwei Monate waren verflossen. Der große Tag von Sedan hatte das übermüthige Frankreich belehrt, daß man nicht ungestraft mit dem Glück einer friedlichen Nation spielt. Unaufhaltsam drangen die siegreichen Heere der Deutschen vorwärts. Paris, die Metropole, in deren Schooß das frevelhafte Unterfangen der Kriegserklärung herangereift war, Paris, die eigentliche Urheberin des fluchwürdigen Verbrechens, war bereits von dem ehernen Ringe der Belagerung vollständig umzingelt. Immer neue Heeresmassen wälzten sich von Osten her über das unglückliche Land, das seinen Übermuth nun so furchtbar zu büßen hatte. Fast jeder Tag brachte die Nachricht von einem neuen Erfolge der deutschen Waffen. Wo der Adler der Hohenzollern sich zeigte, da zerstoben die demoralisirten Schaaren der Gallier wie Spreu vor dem Winde und trugen die blasse Angst und das zitternde Entsetzen weiter in die Reihen

ihrer zagenden Brüder. Ganz Frankreich befand sich in einem Zustande der Aufregung, der Wuth, der Verzweiflung, dessen düstere Färbung nur mit der Feder eines Dante nachgemalt werden könnte.

Auch Gressinet fühlte sich zum ersten Male als Mitglied eines großen gemeinsamen Vaterlandes und schrie mit Jules Favre: „Keinen Fuß breit unseres Bodens! Keinen Stein unserer Festungen!" Der ‚Unverzagte Streiter von Gressinet' beschäftigte sich eifrig mit der Frage, was zu thun sei, wenn man die Preußen wieder über den Rhein getrieben habe, und verfocht die Ansicht, man müsse sich mit der Annexion der bayerischen Pfalz begnügen, da eine Eroberung preußischen Gebietes zu erneuten Kriegen Anlaß geben würde. Ja, Croquepen ging schließlich so weit, den Verzicht auf jede Grenz-Erweiterung zu empfehlen, und die Entrichtung einer Kriegsentschädigung von acht Milliarden als diejenige Bedingung zu bezeichnen, deren Erfüllung den besiegten Barbaren am leichtesten fallen würde. Dem bekannten Sprüchworte von den goldenen Brücken zufolge, müsse er als echter Patriot immer wieder auf diese acht Milliarden zurückkommen. „Frankreich," so schloß Croquepen eines Tags wörtlich, „ist das Land der Großmuth par excellence! Zeigen wir dem staunenden Europa, daß wir trotz der schmachvollen Übergriffe unserer Feinde diese unsere Nationaltugend nicht verlernt haben!"

Bildeten indeß die kriegerischen Ereignisse einen hochwichtigen Faktor in den Materien des ‚Unverzagten Streiters von Gressinet', so ward um dieser äußeren Angelegenheit willen das Innere des Gressineter Gemeinwesens keineswegs von der Tagesordnung verwiesen. Im Gegentheil. Die municipale Fehde mit Clatou wogte jetzt lebhafter denn je. Der ‚Unverzagte Streiter' behauptete, es sei ein evidenter Mangel an Vaterlandsliebe, wenn der Maire sogar im Angesichte des Feindes sich weigere, die Selbstständigkeit Gressinets anzuerkennen und die Feuer-

spritze herauszugeben; — während der ‚Clatouneser Beobachter' die Emancipationsbestrebungen der Gressineter unter den obwaltenden Verhältnissen zwiefach hochverrätherisch und unpatriotisch fand und die Einwohner der Colonie als „Spione Bismarck's" verdächtigte . . .

— — Jules Pierrot hatte bisher vergeblich auf eine günstige Gelegenheit zu der geplanten Doppel-Eroberung gelauert. Hundertmal fragte Goguenard, ob er noch nicht „marschiren" könne, und hundertmal erwiderte Jules achselzuckend: „Noch nicht, aber bald!"

Jetzt endlich schien der entscheidende Augenblick gekommen . . . .

Es war am 29. September, Abends neun Uhr. Herr Clamard, der Bürgermeister, war in Amtsangelegenheiten nach St. Quentin gereist; sein Adjunkt lag an einem Bronchialkatarrh ernstlich darnieder; der Schreiber war bei dem Notar Brassou zur Kindtaufe geladen; und der Bureaudiener konnte als taub und altersschwach nicht in Betracht kommen. Die Haupt-Persönlichkeit, die bis zur Stunde die Pläne der Gressineter vereitelt hatte, Fanchon, die pflichttreue Köchin, war des Tags zuvor ihres Amtes entlassen worden. An ihrer Stelle figurirte jetzt eine alte Bäuerin, Namens Marguérite, die sich vermittelst eines Hundert-Sousstücks überreden ließ, die Schlüssel zum Hinterhofe herauszugeben und die Expedition Goguenards gewähren zu lassen.

Die Glocken von Clatou hatten also, wie gesagt, die neunte Abendstunde verkündigt. Die Einwohnerschaft des Städtchens dachte allmählich an's Schlafengehen. Die Nacht war düster und wolkig. Über der ganzen Landschaft lagerte es wie die Vorahnung bedeutsamer Ereignisse.

Da traten aus der Weinschenke des Bürgers Goguenard sieben Männer ins Freie.

Sie trugen blaue Blousen und niedrige Mützen mit

kurzen Schildern aus grün lackirtem Leder. Ihre Züge athmeten eine unverkennbare Entschlossenheit.

Sie wandelten schweigend nach der „Gemeindewiese". Dort angelangt machten sie Halt und schüttelten sich, wie zur Erneuerung eines brüderlichen Bundes, die Hände.

„Patrioten," sagte Jules Pierrot, „ich überlasse euch jetzt dem Commando dieses trefflichen Weinwirths! Gressinet erwartet, daß Jedermann seine Pflicht thue!"

Ein beifälliges Murmeln flog durch die Reihen der Verschworenen.

„Ich gehe voran," fuhr Pierrot fort, „und sorge dafür, daß ihr die Pforte offen findet. Nach gelungener That treffen wir uns wieder hier auf der Gemeindewiese!"

„So sei es!" flüsterten die entschlossenen Blousenmänner.

„Also auf Wiedersehn!"

Jules eilte hastig von dannen.

„Es ist noch früh," sagte Goguenard, als der Handlungsdiener im Dunkel des Septembernebels verschwunden war. „Vor zehne dürfte es kaum rathsam erscheinen, ans Werk zu gehen."

„Wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf," versetzte Croquepeu, „so würde ich vorschlagen, die Sache auf Mitternacht zu verschieben. Unserm Pierrot wird bei seiner Marion die Zeit wohl nicht allzu lang werden, — und übertriebene Vorsicht ist stets besser als Leichtsinn."

„In der That," meinte ein Anderer, „es wäre äußerst fatal, wenn wir vorzeitig entdeckt würden. Haben wir die Spritze nur einmal aus Clatou heraus, dann wollen wir schon dafür sorgen, daß sie den Clatounesen nicht wiederum in die Hände fällt. Aber ein ungelegener Allarm, ehe die Eroberung vollbracht ist, — und alles ist unwiderruflich verloren. Bedenkt, Brüder, was auf dem Spiele steht!"

Nach langem Hin- und Herreden wurde dieser Antrag genehmigt. Da man indeß keine Lust verspürte, die Geisterstunde unter freiem Himmel zu erwarten, so kehrte man

in die Goguenard'ſche Weinſchenke zurück und becherte, bis die Kuckuksuhr über dem zinnbeſchlagenen Ecktiſche elf rief. Dann begaben ſich die Verſchworenen in Goguenards Privatgemächer, um nicht die Aufmerkſamkeit des von dem Clatouneſer Maire beſoldeten Polizeidieners zu erregen, und harrten daſelbſt unter begeiſterten Geſprächen des erſehnten Glockenſchlags.

Endlich! Zu je zweien ſchlichen ſie über die Schwelle und eilten dann geräuſchlos der Wieſe zu . . . Croquepeu hatte dieſen Modus befürwortet . . . Von der Wieſe aus nahm Goguenard mit zwei handfeſten Burſchen die Richtung nach dem ſüdlichen Thore von Clatou, wo die Mairie lag, während Croquepeu mit den Andern von Weſten her operirte.

Alles ging nach Wunſch. Die Bürgerſchaft von Clatou lag ahnungslos in den Federn. Die Straßen waren wie ausgeſtorben. Im Vorhofe der Mairie athmete keine Seele. Goguenard war mit den Seinen zuerſt am Platze. Zwei Minuten ſpäter kam Croquepeu. Die Pforte nach dem Hinterhofe ſtand offen. Die Verſchworenen drangen ein, packten die roth und blau lackirte Feuerſpritze mit einem halb unterdrückten Jubelruf bei der Deichſel und zogen ſie langſam ins Freie. Nach kurzer Friſt war das ſüdliche Thor erreicht. Niemand hatte den kühnen Griff der Greſſineter bemerkt. Jetzt, im offenen Felde angelangt, ſetzte ſich die Colonne in Trab. Etwa drei Minuten lang brauſte die wilde Jagd durch die neblige Dämmerung dahin, — unheimlich, geſpenſtiſch, wie eine Schaar von ruh'loſen Geiſtern. Dann machten ſie Halt.

„Triumph, Triumph!“ jauchzte Croquepeu. „Nicht fünfzig Franken nähme ich für dieſe beſeligende Wolluſt des Siegesbewußtſeins!“

„Bürger!“ ſagte Goguenard, „wir haben unſere Schuldigkeit gethan! Wir können ſtolz auf uns ſein!“

„Aber nun ſchafft die Beute in Sicherheit!“ mahnte

Croquepeu. „Die Geschichte kann schneller entdeckt werden, als wir uns träumen lassen, und es wäre doch bitter . . ."

„Herr Schullehrer," versetzte Goguenard mit Nachdruck, „jetzt, wo wir das Ding einmal haben, soll es uns eine Armee von Teufeln nicht wiederum aus den Händen reißen! Uebrigens bin ich ganz Ihrer Ansicht, daß wir das kostbare Kleinod sofort nach dem verabredeten Versteck bringen. Hier auf der Gemeindewiese können wir die Spritze nicht länger stehen lassen. He, Leute, — ihr Beiden da —, ihr könntet euch vorspannen und das Symbol unserer communalen Selbstständigkeit, wie der Herr Schullehrer sagt, hinüberfahren — ihr wißt ja, wohin."

Die beiden Vaterlandsfreunde nickten, griffen zu und verschwanden mit der Feuerspritze von Gressinet hinter dem Buschwerk.

„Aber wo bleibt unser Pierrot?" fragte Croquepeu, als das Knirschen der Räder in der Ferne verhallt war.

„Hier ist er, ihr Unglückseligen!" erwiderte eine athemlose Stimme.

Es war Jules selber, der querfeldein der Gemeindewiese zueilte.

Nach wenigen Secunden stand er mitten unter den Vorschworenen.

„Nein! daß ich so was erleben muß! Goguenard, Weinwirth, wo haben Sie Ihre fünf Sinne gehabt? Ich warte wie ein Narr eine, zwei, drei Stunden, aber kein Goguenard läßt sich blicken!"

„Sehr einfach . . ." versetzte der Angeredete.

Jules ließ ihn nicht zum Worte kommen.

„Sehr einfach!" wiederholte er in gereiztem Crescendo. „Eine schöne Einfachheit, die mir meinen ganzen Plan verpfuscht hat! Es ist unerhört!"

„Aber so erlauben Sie doch . . ."

„Und du, Croquepeu! Wahrhaftig, ich habe dich für einen zuverlässigen Menschen gehalten! Schnöde Verblen-

dung! Nichts ist diesem Jahrhundert mehr heilig! Wir leben in der Aera des Schwindels, des Betrugs und der Dummheit . . ."

„Aber was ist denn passirt? Die Spritze ist in sicherem Gewahrsam. Und wo hast du deine Marion?"

„Satanischer Schulmeister, das ist es ja!" wetterte Jules im höchsten Zorne. „Lautete unsere Verabredung nicht auf halb zehn? Solltet ihr nicht erst die Spritze holen? Wollte ich nicht alsbald mit Marion nachkommen?"

„Nun, und? — Ich wiederhole dir, die Spritze ist gerettet."

„Aber ihr habt mir durch eure himmelschreiende Unpünktlichkeit das ganze Spiel verdorben! Warum in Teufels Namen kommt ihr nicht rechtzeitig? Alles war in schönster Ordnung. Marion hatte Ja gesagt. Schluchzend lag sie in meinen Armen und schwur mir, sie werde mich bis ans Ende der Welt begleiten . . ."

„Nun, und . . .?"

„Nun, ich war selig und gewärtigte in jedem Augenblick eurer Ankunft. Ich konnte doch nicht vorher durchgehen. Eine derartige Verwegenheit hätte die Rettung der Feuerspritze compromittirt, denn die alte Marguérite war zwar mit der Entführung dieses Instrumentes, nicht aber mit der ihrer jungen Gebieterin einverstanden . . ."

„Aber ich verstehe immer noch nicht."

„O menschliche Beschränktheit! Wäret ihr nun gleich zur Stelle gewesen, so würde Alles wie am Schnürchen gegangen sein. Aber nein! Minute um Minute verrinnt. Ich horche: nichts! Ich lausche: nichts! Ich gucke: nichts! Absolut nichts! Nun, Marion konnte doch nicht von neun bis zwölf unausgesetzt in meinen Armen liegen und schluchzen. Sie geht also nach dem nächsten Fauteuil und nimmt Platz. Ich nehme auch Platz. Nun fängt mir das Mädel an, zu überlegen. Sie malt sich die Folgen ihrer Flucht immer lebhafter und bedenklicher aus. Sie blickt ernst

und ernſter . . . ‚Was fehlt dir, Marion?‘ frag' ich beſorgt. ‚Ach nichts, liebſter Jules!‘ ſtammelt ſie verlegen und ängſtlich. Immer ſchweigſamer ſtarrt ſie in die Ecke . . . Es ſchlägt zehn . . . Es ſchlägt elf . . . ‚Ach, Jules, . . . mir iſt ſo bange . . .!‘ ‚Warum denn?‘ — ‚Ach, Jules, was wird der Onkel ſagen?‘ . . . Und ſo ach-jüllt ſie mir weiter, bis ich im Hof eure Tritte höre . . . ‚Auf, Geliebte! Der Moment iſt da!‘ ruf' ich in unterdrücktem Jubeltone. Ja wohl! Hat ſich was zu jubeln! ‚Ach Jules,‘ ſagt ſie, ‚ach Gott, ach, ich getrau' mir's nicht . . . Ach Jules, es iſt Sünde! Ach, der Onkel bringt mich um . . . . . Nein, nein, ich thu's nicht, ich thu's nicht!‘ Vergeblich demonſtrir' ich ihr vor, daß Liebe kein Verbrechen ſei; daß es ſich ja nur um einen liſtigen Schachzug handle, der uns die Partie gewinnen ſolle . . . Sie bleibt bei ihrem ‚Nein, nein, ich thu's nicht!‘ — und damit Baſta!“

„O Weiber, Weiber!“ rief Croquepeu pathetiſch.

„Ja, jetzt haſt du gut über die Weiber ſchimpfen, du pflichtvergeſſener Kinderſuchtler! Wer iſt denn an der ganzen Geſchichte Schuld? Ihr! Ihr!“

„Aber wir dachten . . .“

„Ihr habt nichts zu denken! Ein Mann, ein Wort! Wer ſich verabredet, der hat ſeinem Verſprechen zu genügen, ſonſt iſt er nicht werth, Bürger von Greſſinet zu ſein.“

„Nun, da haſt du ſie alſo ſitzen laſſen?“ fragte der Schulmeiſter neugierig.

„Sitzen laſſen? Wie verſtehſt du das? Meiner Liebe thut das nicht Abbruch. Im Gegentheil! Ich weiß die Motive des Mädchens zu würdigen . . .“

„Aber ſagen Sie einmal, Herr Jules,“ rief jetzt einer der Umſtehenden, „das iſt ja das erſte Wort, das wir hören! Was? Sie haben mit einer Clatouneſerin zu ſchaffen?“

„Ja, Kameraden. Hat Goguenard euch nicht heute Nachmittag in dieſes Geheimniß eingeweiht? Ich autoriſirte ihn.“

„Ja, er hat uns davon erzählt, aber ich dachte, es wäre nur eine Finte, um uns deſto eifriger auf's Gelingen erpicht zu machen. Nein, Herr Jules, — eine Clatouneſerin! Das iſt ſtark für einen Patrioten."

„Bürger, Sie reden, wie Sie's verſtehen! Aber vergeuden wir nicht die Zeit mit unnöthigem Geſchwätz! Macht, daß ihr heim kommt! Der Maire iſt da!"

„Was? wie? wo? iſt's möglich?" klang es im Chore.

„Ja, nicht nur möglich, ſondern thatſächlich. Ihr laßt mich ja nicht ausreden. Aber wenden wir uns dem Dorfe zu. Der Tyrann könnte den Raub der Spritze noch in dieſer Nacht entdecken ... Es iſt beſſer, wir ſind vorſichtig ..."

Die Colonne ſetzte ſich in Marſch.

„Alſo," fuhr Pierrot fort — „ich will eben Marion noch einmal bei ihrer Liebe zu mir beſchwören ... da öffnete ſich die Thüre, und herein tritt Herr Clamard, der Bürgermeiſter von Clatou!"

„Ha! oh! ah!"

„Ja wohl! der Bürgermeiſter! Ich glaube, der Schlag ſoll mich rühren. Wie er mich erblickt, kreuzt er die Arme vor der Bruſt, runzelt die Stirne und fragt mit fürchterlicher Stimme: ‚Was thun Sie hier?' Ich ſtammle einige Worte der Erwiderung und platze endlich mit dem Bekenntnis heraus: ‚Ich liebe Marion Leclerc!'"

„Welcher Muth! Dem das ſo ins Geſicht zu ſagen!" unterbrach Croquepeu den Bericht ſeines Freundes.

„Es fehlt mir nie an Courage," verſetzte Jules Pierrot nachdrücklich.

„Das weiß der Himmel und Clatou!" rief Goguenard.

„Nun," fuhr Pierrot fort, „ich geſteh' alſo meine Neigung ... Da hättet ihr den Wütherich ſehn ſollen! — ‚Was?' ruft er ... ‚Sie lieben meine Nichte? Ei, ſo machen Sie doch ſo ſchnell als möglich, daß Sie die Treppe hinunter kommen, ſonſt laſſ' ich Sie vor die Thüre werfen, daß Ihnen alle Knochen im Leibe knacken!'"

„Im Leibe knacken!“ wiederholte Goguenard. „Das ist eine Injurie, wie sie im Buche steht. Sie müssen den Bürgermeister belangen. Unter vier Wochen darf er nicht wegkommen.“

„Eine Injurie!“ versetzte Pierrot eifrig. „Das hab' ich auch gesagt. ‚Herr Maire,‘ sagte ich, ‚Sie reden da in einem Tone . . .‘ — ‚Was?‘ schreit er, ‚ich rede in einem Tone . . .? Marion, du hast's gehört, der Spitzbube sagt, ich rede in einem Tone!‘ — ‚Aber Herr Maire!‘ rufe ich, ‚Ihre Nichte erwiedert meine Liebe.‘ — Umsonst! — ‚Hinaus!‘ donnert er in höchster Entrüstung. ‚Entweihen Sie nicht dieses Haus durch ihre unsaubere Gegenwart! Nie werde ich meine Marion an einen Gressineter wegwerfen; lieber stecke ich sie in's Kloster! Hinaus, wiederhole ich, oder ich lasse Sie arretiren!‘“

„So eine Unverschämtheit!“ bemerkte Goguenard heftig.

„Hat der Mensch denn kein Herz im Leibe?“ seufzte Croquepeu. „Einen Liebenden so vor der Geliebten zu verunglimpfen!“

„Das ist jetzt schon das dritte Mal!“ sagte Jules, indem er die Faust ballte. „Erst die Steinwurf-Affaire, dann der Schlossergeselle, und jetzt der Bürgermeister in eigenster Person! Aber warte, verdammtes Nest! Rache!“

„Und was geschah weiter?“ fragte Goguenard.

„Nun, was sollte ich thun? ‚Herr Maire,‘ sagte ich entschlossen, ‚hören Sie mich an! Wenn Sie mir in dieser unerhörten Manier auftrumpfen und mir in Gegenwart des Wesens, das ich mehr liebe, als Licht und Leben, so schroff die Thür weisen, und überhaupt in jeder Beziehung meine Ehre beleidigen, — wissen Sie was, Herr Maire, was ich dann thue? Dann überlass' ich Sie Ihrem Gewissen! Leben Sie wohl, Herr Maire!‘“

„Nun, und?“

„Und dann ging ich.“

„Armer Jules,“ ſagte Croquepeu. „Aber du haſt's ihm doch wenigſtens tüchtig heimgezahlt.“

„Nicht wahr?“

„Gründlich, auf Ehre! Leider wird dir das wenig helfen. Ich fürchte, du mußt deine Flamme aufgeben.“

Jules ſeufzte.

„Aufgeben, Croquepeu? Geh, du haſt nie geliebt! Ich geſtehe dir zwar, daß ich nicht mehr viel hoffe, — aber aufgeben? Nein, Croquepeu! So lange ein Pulsſchlag ...“

Sie waren in Greſſinet angelangt. Die Patrioten ſchüttelten ſich die Hände, um ſich zu trennen.

„Jules,“ ſagte der Schulmeiſter, „nicht wahr, du verzeihſt uns, daß wir dir, ohne es zu wollen, einen Strich durch die Rechnung gemacht haben?“

„Bürger,“ verſetzte Jules, indem er die Rechte ausſtreckte, „ich hege keinen Groll! So ſchwer ihr mich auch geſchädigt habt, — ich vergebe euch!“

Und ſomit eilte er um die Ecke.

Sechſtes Kapitel.

Des andern Tages las man an allen Mauern Clatou's und Greſſinet's folgendes Manifeſt:

„Einwohner!

„Ein ſchamloſer Diebſtahl iſt in der Nacht von geſtern auf heute innerhalb eures Weichbildes verübt worden. Die ſ. Z. den Greſſineter Inſurgenten confiscirte Feuerſpritze wurde, unter gewaltſamer Erbrechung der Pforten, aus dem Hinterhofe der Mairie entführt, ohne daß es bis jetzt gelungen wäre, der ruchloſen Thäter habhaft zu werden.

„Einwohner der Gemeinde Clatou-Greſſinet! Dieſes unerhörte Attentat auf die Geſellſchaft bildet einen unauslöſchlichen Schandfleck auf dem Ehrenſchilde unſerer geliebten Vaterſtadt! Ich fordere daher alle guten Bürger auf,

das Ihrige zur Entlarvung der Missethäter beizutragen. In einem Augenblicke, wo Frankreich von einer Prüfung heimgesucht wird, wie sie in den Annalen unserer glorreichen Geschichte ohne Beispiel sein dürfte, erscheint ein Verbrechen wie das vorliegende doppelt verwerflich. Soll dereinst die Chronik berichten, Clatou-Gressinet habe sich die durch die feindlichen Siege hervorgerufene Verwirrung zu Nutz gemacht, um dem Gesetze Hohn zu sprechen? Einwohner! Patrioten! Die Augen von ganz Europa sind auf euch gerichtet! Duldet nicht, daß man euren guten Namen ungestraft der Verachtung aller civilisirten Nationen Preis gebe! Frankreich ist, so tief es auch in diesem Augenblicke darniederliegt, das Land der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der echten Bürgertugend. Thut das Eurige, um diesen Ruf aufrecht zu erhalten!

„Der Weinwirth Goguenard, den der dringende Verdacht trifft, um das Attentat zu wissen, ist bereits in Haft genommen. Die unterzeichnete Behörde sieht weiteren Enthüllungen von zehn bis vier Uhr im Bureau der Bürgermeisterei entgegen.

Der Maire von Clatou-Gressinet.

C. Clamard. †*

Für die Ausfertigung: Coquerel, Adjunkt."

Die Clatouneser schäumten vor Wuth. Der desselbigen Abends erscheinende ‚Beobachter' verlangte im Namen Frankreichs eine „exemplarische Züchtigung dieser entarteten Söhne des Vaterlandes" und ließ ziemlich unverblümt durch die Zeilen blicken, wen er nach so mannigfachen Antecedentien für schuldig erachten müsse. . . .

Herr Clamard versäumte indessen nichts, was die aufgeregte öffentliche Meinung beruhigen konnte. Schon in aller Frühe hatte er, wie sein Manifest besagte, den Weinwirth Goguenard verhaften lassen. Seine zweite Maßnahme bezog sich auf den ‚Unverzagten Streiter von Gressinet',

der bereits vor mehreren Wochen unter dem Titel: „Wie löschen wir?“ einen höchst bedenklichen Artikel gebracht hatte. Damals war jener Aufsatz nicht ernstlich beachtet worden: jetzt gewann er angesichts des heimtückischen Attentats eine sehr compromittirende Färbung. Herr Clamard suspendirte den ‚Unverzagten Streiter‘ von Amtswegen, belegte das redactionelle Material — eine Schreibmappe, eine Scheere, ein Tintenfaß, vier Hefte Conceptpapier, drei Stahlfedern, vier Gänsekiele und ein zweiklingiges Federmesser — mit Beschlag und beauftragte die competenten Behörden mit der Einleitung eines Preßprocesses.

Nach Erledigung dieser von dem Publikum mit größter Befriedigung aufgenommenen Präliminarien ordnete Herr Clamard eine regelrechte Haussuchung bei sämmtlichen Bürgern von Gressinet an.

„Die Spritze soll und muß wiedergefunden werden!“ sprach er zu seinen Leuten ... „Bedenkt, daß nicht nur die Ehre Clatou's, sondern auch die Würde meines Amts auf dem Spiele steht! Ich werde Denjenigen, der mir die Spritze wiederbringt, zum Kreuz der Ehrenlegion vorschlagen.“

Die Leute gingen und suchten. Sie kehrten ganz Gressinet um und um. Jede Schublade wurde aufgezogen; keine Rocktasche blieb undurchstöbert; unter jede Bettlade ward geschnüffelt: umsonst! Die Spritze war nirgends aufzutreiben.

Herr Clamard erließ ein erneutes Manifest. Er sicherte Demjenigen, der über den Verbleib des vermißten Instruments irgend welche Anhaltspunkte zu geben vermöchte, eine Belohnung von 100 Francs zu. Aber unter den Patrioten Gressinet's fand sich kein Verräther. Die Spritze war und blieb verschwunden wie eine Stecknadel.

Was half es dem Herrn Bürgermeister, daß Jules Pierrot und Croquepeu wegen Aufreizung zu einer verbrecherischen Handlung je vierzehn Tage ins dunkle Verließ des städtischen Kerkers geworfen wurden?

Was half es, daß der ‚Unverzagte Streiter‘ verstummt war?

Die Spritze war fort, und aller officieller und officiöser Zorn des Pascha's war nicht im Stande, sie wieder herbeizuschaffen.

Siebentes Kapitel.

Wochen und Monate verstrichen. Der kühne Dictator Gambetta — getreu seinem Grundsatze, lieber sein Vaterland zu ruiniren, als die erlittenen Niederlagen einzugestehen — hatte den Krieg gegen die siegreichen deutschen Heere mit ebenso wenig Glück als Verstand fortgesetzt. In der Nähe von St. Quentin stand der General Faidherbe an der Spitze der sogenannten Nord-Armee den kampferprobten Truppen des General Göben gegenüber. Das ganze Departement, Clatou und Gressinet nicht ausgenommen, zitterte und bebte; denn Jedermann fühlte, daß es binnen kürzester Frist zu einem entscheidenden Schlag kommen mußte, und Frankreich hatte bereits zu oft die Wucht der deutschen Hiebe empfunden, als daß die siegesgewissen Phrasen der Delegation und ihrer Feldherren ernstlich hätten verfangen können.

Eine klare, frostige Winternacht breitete ihre sternbeglänzten Fittiche über den Erdball. Clatou und Gressinet hatten im Arme des Traumgottes ihre Zwistigkeiten und das Unglück ihres einst so übermüthigen Vaterlandes ziemlich vergessen. Nur zuweilen fuhr ein Clatounese jählings zusammen und stammelte schlaftrunken die heroischen Worte: „Keinen Stein unserer Festungen!“ Nur zuweilen entschlüpfte einem Gressineter der selbstzufriedene Ausruf: „Sie ist gerettet!“

Der Mond schien hell; die Eiszapfen des städtischen Brunnens flimmerten feenhaft; breit und leer lagen die hartgefrorenen Straßen, und an den Fensterscheiben malte die Kälte bereits in undurchsichtigen Schichten ihre phantastischen Blumen und Arabesken.

Vom Thurme Clatou's schlug es drei . . . Da horch!

Klang das nicht aus der Ferne wie das Grollen eines herannahenden Gewitters? Horch! Wieder und wieder erneut sich der dumpfe, unheimliche Schall; immer näher und näher wälzt sich das seltsame Dröhnen und Donnern!

Jetzt wird es in Clatou lebendig. Allenthalben blitzt Kerzenschein durch die eisbedeckten Scheiben. Hie und da öffnet sich ein Fenster, und lange, weißgekleidete Gestalten in wallenden Zipfelmützen strecken ängstlich schnuppernd die Nasen ins Freie. Man klappert vor Frost und Entsetzen. Wilde Flüche auf Ollivier und Napoleon III. mischen sich mit dem Schreckensrufe: „Die Preußen!“

Nach zehn Minuten ist die ganze Gemeinde Clatou auf den Beinen. Die Weiber stürzen mit fliegenden Haaren und gerungenen Händen auf die Straße. Die Männer stehen stirnrunzelnd vor den Hausthüren und gaffen in die mondhelle Nacht hinein. Jetzt naht der Wächter und bläst Alarm. Der Küster eilt nach der Kirche, um die Glocken zu läuten. Bleich wie der Tod tritt der Herr Maire auf den Balkon seines ‚Palastes‘ und starrt hinunter in das rath- und trostlose Gewühl. Zwei der beherztesten Patrioten eilen vor das südliche Thor, um die Situation auszukundschaften.

In Gressinet hat sich unterdessen die gleiche Comödie aufgespielt. Jules Pierrot und Croquepeu rennen in voller Nationalgarde-Uniform durch die Straßen und rufen die Bürger nach der Scheune des alten Grimmont. Die Weiber schreien ganz in derselben Tonart wie die Clatouneserinnen, und die Familienväter fluchen noch lauter als ihre Collegen in der Mutterstadt. Auch Gressinet sendet Kundschafter aus.

Inzwischen kommt das Gefecht näher und näher. Es ist eine versprengte Abtheilung französischer Truppen, die von einigen deutschen Bataillonen verfolgt und mit jeder Minute mehr in die Enge getrieben wird. Jetzt treffen die ersten Flüchtlinge in Clatou ein. Sie bringen die Schreckensnachricht, daß gestern eine große Schlacht stattgefunden, die General Faidherbe verloren habe. Kaum hat man ihnen

etwas Speise und Trank gereicht, als auch schon die ersten feindlichen Granaten aufs Straßenpflaster einschlagen. Alles rennt, rettet und flüchtet. Der Bürgermeister verkriecht sich in den untersten Keller der Mairie; das Verließ, in welchem der arme Goguenard noch immer von Amtswegen schmachtet, wird erbrochen, denn es ist bombenfest. Zehn, zwanzig, dreißig Bürger leisten mit einem Mal dem erstaunten Weinwirth Gesellschaft. Goguenard, nicht faul, benutzt die Gelegenheit zur Flucht und langt athemlos in Gressinet an, wo er zwar freundlich, aber ohne Enthusiasmus empfangen wird. Die Angst lähmt alle anderen Empfindungen.

Zitternd lauschen die Patrioten aus ihren Verstecken dem stets wachsenden Schlachtlärm. Die ganze Schaar der flüchtigen Franzosen hat sich auf Clatou geworfen. Der Feind überschüttet die Stadt mit einem furchtbaren Hagel von Projektilen. Die Franzosen suchen sich zu verschanzen: ein eitles Beginnen. Nach Verlauf einer halben Stunde sind sie zum westlichen Thore hinausgeworfen. Mit Hurrah dringen die Preußen nach. Die Soldaten Gambetta's erkennen ihr Schicksal... In Bericourt, eine Stunde westwärts von Gressinet, werden sie umzingelt. Sie capitu.iren.

Clatou athmet auf. Der Kampf ist vorübergebraust. Aber, o Entsetzen! Welcher Anblick bietet sich der erschütterten Bürgerschaft, als sie sich endlich aus den Kellern und Verließen hervorwagt! Clatou brennt! In der Mairie, im Spritzenhause und an drei anderen Stellen haben die feindlichen Granaten gezündet. Sprachlos begaffen die Patrioten das drohende und immer weiter um sich greifende Unheil. Keiner rührt sich, keiner legt Hand an, um der Flammen Herr zu werden. . . . .

„Bürger!" ruft endlich Herr Clamard, der sich in der Mitte des Marktplatzes auf einen Stuhl gestellt hat, — „Bürger! Ihr habt soeben einer dräuenden Gefahr mit einem Muthe, den die Geschichte anerkennen wird, ins Auge

geschaut! Auf! Laßt uns auch angesichts dieser noch schwereren Heimsuchung nicht verzagen! An die Spritzen!"

„Das Spritzenhaus brennt," erwidern die Bürger in zitternder Herzensangst.

„An die Spritzen, sage ich, im Namen des Gesetzes!"

Einige der Beherztesten eilen nach dem Spritzenhause. Wehklagend kehren sie zurück.

„Die Spritzen liegen beide in Trümmern!" rufen sie schon von Weitem. „Die Granaten haben alles kurz und klein geschlagen. Wir sind verloren."

„Man läute Sturm!" ruft Herr Clamard im Tone der höchsten Verzweiflung . . . „Gott wird uns nicht verlassen, Patrioten!"

„Wenn er nur löschen wollte! Nur Einen ordentlichen Wolkenbruch! Aber bei dieser Kälte kann selbst der liebe Gott nicht regnen lassen. O heilige Jungfrau, — wie sind wir geschlagen!"

Da rasselt etwas über das Straßenpflaster. Alles blickt auf. Ein Hurrah schallt den Angstbeklommenen entgegen. „Es lebe Frankreich!" tönt es von zwanzig vaterländisch gesinnten Lippen.

. . . Hatte Jules Pierrot nicht einst zu Croquepeu gesagt: „Den Preußen gegenüber sind wir alle Franzosen, alle Söhne einer großen, gemeinsamen Mutter!" —?

Die Gressineter bewiesen jetzt durch die That, daß dieses erhebende Wort ihres Stimmführers keine gehaltlose Phrase war.

„Die Feuerspritze von Gressinet!" jauchzten die Clatouneser . . . „Rasch, rasch, ihr Wackeren, eh' es zu spät wird!"

Majestätisch rollte die roth und blau lackirte Feuerspritze vor die Mairie. Im Nu war Wasser in Hülle und Fülle zur Hand. Die Gressineter hatten nicht umsonst den Pfarrer von Clatou zum Ziel ihres Strahles genommen! Mit derselben Accuratesse, die damals den Diener der Kirche verunglimpfte, richteten sie nun den rettenden Schlauch in die Flammen. Ha! wie zischte und knirschte das wüthende

Element unter den gewaltigen Fluthen des rastlosen Sprührohres! Wie prasselte das siegreiche Naß in die lodernden Sparren des Dachstuhls! Eimer um Eimer verschwand in dem bisgestrichenen Bauch der gebenedeiten Maschine, und Eimer um Eimer entlud sich in die immer schwächer werdende Glut. Ganz Clatou bildete eine einzige große Kette, die sich alle möglichen und unmöglichen Gefäße von Hand zu Hand reichte... Nach Verlauf einer Viertelstunde war die Mairie und ein daranstoßendes Wohnhaus — die am meisten gefährdeten Baulichkeiten des schwer geprüften Städtchens — glücklich gerettet.

Inzwischen hatte das Feuer freilich an den übrigen Punkten um sich gegriffen, aber das Schwierigste schien überwunden ... An dem isolirt stehenden Spritzenhause war wenig gelegen; die beiden Privathäuser stießen dicht aneinander und konnten abwechselnd mit erfrischenden Güssen bedacht werden. Überdies traf jetzt aus einem der benachbarten Dörfer Hilfe ein. Nach kurzer Frist arbeitete eine zweite Pumpe an der Seite der roth und blau lackirten Gressineterin, und ehe der metallene Mund der Glocken die sechste Morgenstunde verkündete, beschränkte sich der Brand auf einige qualmende Scheiter, die man vermittelst der städtischen Feuerhaken vom Firste eines der betroffenen Häuser heruntergerissen hatte. Der angerichtete Schaden belief sich auf eine verhältnismäßig unbedeutende Summe: Clatou konnte mit seinen Schutzgöttern zufrieden sein.

Als die Spritze von Gressinet ihren letzten Strahl entsandt hatte, als Jules Pierrot, vor Eifer und Anstrengung glühend, sein Taschentuch zog, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen, da trat Herr Clamard, der Maire, auf ihn zu, umarmte ihn im Angesicht des versammelten Volkes und sprach also:

„Bürger der Gemeinde Clatou! Bürger der Gemeinde Gressinet! Laßt uns alle Streitigkeiten, die uns bisher trennten, in diesem erhebenden Augenblicke zu Grabe tra-

gen! Ihr, wackere Gressineter, habt Anspruch auf unseren wärmsten, thatkräftigsten Dank. Ich erkläre euch hiermit feierlichst, daß ich mich an geeigneter Stelle verwenden werde, um eure communale Selbstständigkeit dauernd und in allen Punkten zu begründen. Ihr seid meiner väterlichen Obhut entwachsen. Gut denn! Wenn ihr nicht länger meine Kinder sein könnt, so laßt uns treue Freunde und engverbundene Nachbarn sein!"

Donnernder Applaus. Die Gressineter sanken sich unter Thränen der Rührung in die Arme und riefen: „Es lebe der Maire von Clatou! Es lebe Gressinet!"

„Bürger!" fuhr der Maire fort, „es ist Sitte, die Versöhnung zweier Völkerschaften durch das Weben zarter Privatbande so zu sagen symbolisch zu versinnlichen. Bürger! Seht diesen entschlossenen, charakterfesten, patriotischen jungen Mann! Ich bin Herrn Jules Pierrot in mehr als einer Beziehung eine Genugthuung schuldig. He, Marion, wo steckst du?"

Marion trat vor. Ein zierliches, pelzverbrämtes Mäntelchen umschloß die anmuthig-schlanke Gestalt mit vollendeter Grazie. Die Röthe der jungfräulichen Verwirrung lieh der ganzen Erscheinung etwas Berückendes.

„Bürger!" rief Monsieur Clamard mit immer steigendem Pathos, indem er mit der Linken die Hand seiner Nichte, mit der Rechten die des hochbeseligten Jules ergriff ... „Bürger! Die jungen Leute hier lieben sich ..."

„Ah!" klang es im Kreis der erstaunten Hörer.

„Seit lange verbindet sie eine ebenso innige, als tugendhafte Neigung ... Wohlan, meine Kinder, im Namen des Gesetzes, ich verlobe euch!"

Jules schwamm in überschwänglichen Wonnefluten. Marion reichte ihm die Rechte und flüsterte ihm bebend vor Glück und Entzücken die Worte ins Ohr:

„Nicht wahr, Jules, ich hatte doch Recht, als ich nicht mit dir durchgehen wollte? Ist's nicht so besser, mein Geliebter?"

Jules Pierrot antwortete nicht. Sein Herz war voll zum Zerspringen.

Der Bürgermeister hatte indessen noch nicht geendet.

„Es versteht sich von selbst, meine wackeren Gressineter," sagte er nachdrücklich, — „daß diese ruhmreiche Feuerspritze von jetzt ab euer unbestrittenes, rechtsgültiges Eigenthum bleibt. Wir unsererseits werden Sorge tragen, daß unsere zerstörten Maschinen binnen kürzester Frist durch neue ersetzt werden, damit wir auf alle Fälle gerüstet sind. Möchte es recht bald einmal bei euch brennen, damit wir euren heroischen Opfermuth wett machen und den Liebesdienst, den ihr uns geleistet habt, nach Würden vergelten können!"

„Hoch! hoch!" schrieen die begeisterten Bürgerschaaren.

„Hoch! hoch!" jauchzten die Frauen und Jungfrauen.

Der Wächter blies einen Tusch, und die Straßenjungen pfiffen auf den Fingern, daß dem Bürgermeister die Ohren gellten.

Seitdem lebt Clatou mit Gressinet in der rührendsten Eintracht. Marion ist die glückliche Gattin Pierrot's. Herr Laloupon, der einst so übel mitgenommene Priester, hat die Ehe des liebenswürdigen Paares eingesegnet und mit Zugrundelegung des ehedem in anti-gressinetischem Sinne ausgedeuteten Bibelwortes: „Selig sind die Friedfertigen!" eine ebenso ergreifende als wohlwollende Rede gehalten.

Oft noch erinnern sich die Bürger von Clatou und Gressinet jener frostigen Schreckensnacht und der schauderhaften Attake der Preußen. Wenn sie dann alles durchgesprochen und recapitulirt haben, dann nicken sie bedächtig mit den würdigen Häuptern und murmeln das altbekannte Sprüchwort, dessen Wahrheit ihnen früher nicht so recht einleuchten wollte:

„A quelque chose malheur est bon!"

Möchte es ihnen gleichwohl erspart bleiben, die deutschen Granaten zum zweiten Mal kennen zu lernen!

Eine Abendwanderung.

Da ſchlägt die Wanduhr auf meinem Corridor ſechs ... Schon ſeit mehr als einer Stunde ſitze ich hier bei dem wuchtigen Quartband, ohne über die erſte Seite hinauszukommen. Die Wahrheit geredet, es iſt eine polizeiwidrige Thorheit, ſich ſo gegen Laune und Behagen zum Studium zu zwingen. Dieſe ewigen Theorien! Dieſe unabläſſigen Philoſopheme! Man verliert ſchließlich vor lauter äſthetiſcher Fachbildung den unbefangenen Blick und den naturwüchſigen Geſchmack. Eine Stunde vor der Danaë Tizian's iſt, alles in allem, fruchtbarer, als hundert Erwägungen über die Geſetze der Farbengebung; und wer die Schönheit nicht in den lebendigen Originalen bewundern kann, dem frommt kein Speculiren und Grübeln: ſein Urtheil bleibt ewig laienhaft.

Iſt ein wahrhaft äſthetiſch angelegtes Naturell überhaupt mit dem Joch der Ehe vereinbar? Ich bin jetzt ſeit elf Monaten verheirathet. Meine Joſephine iſt die Liebenswürdigkeit ſelber ... und doch trage ich das unbeſtimmte Bewußtſein mit mir herum, daß ich vom Standpunkt des rein Menſchlichen etwas eingebüßt habe. Ich bin ſo häuslich, ſo philiſtröſ ſolide geworden, daß die Muſen mich gewiß ſchon halb und halb zu den verlorenen Söhnen rechnen. Wenn ich bedenke ... ehedem ... die burſchikoſe Ungebundenheit, die Friſche der Weltanſchauung, die genialiſche Luſt an Abenteuern ... und jetzt ...! Bei Gott, ich glaube, es vergehen manchmal drei, vier Wochen, ohne daß ich einer einzigen gediegenen Kneiperei anwohne. Und nun läßt ſie mich ſeit einigen Tagen überdem noch allein, anſtatt, wie ſonſt, drüben in der Ecke auf der kleinen

Ottomane zu sitzen und meine Studien mit einer Handarbeit zu begleiten. Mein Geburtstag ist in der Nähe, und da es eine Überraschung gilt, so verbleibt sie in ihrem Boudoir und hält eine strenge Clausur ein. Die gute Seele! Sie meint es so ehrlich, und es ist eigentlich undankbar, daß ich mich in dieser misanthropischen Stimmung befinde, aber die Thatsache ist nicht zu ändern, und alle Gefühle der Zuneigung können mich nicht abhalten, diese ehrsame Monotonie des bürgerlichen Daseins hin und wieder ein wenig farblos zu finden.

Warum bin ich eigentlich so gutmüthig, mir diese aufgezwungene Einsamkeit gefallen zu lassen? Das Wetter ist herrlich, drei Grad Kälte und mondhell . . . Bis zum Thee habe ich noch zwei Stunden Zeit. Wer weiß, ob mir da draußen nicht irgend etwas begegnet, was mich aus dem Cirkel meiner Alltagsempfindungen herausreißt. Apollo ist mein Zeuge, daß ich nur aus rein künstlerischen Gesichtspunkten, nur um diese schlichte Existenz etwas effectvoller zu coloriren, nur um der ästhetischen Anregung willen . . . Doch ich thue gerade als bedürfte ich vor mir selber einer Entschuldigung! Lächerlich! Ich kenne meine Pflichten, aber auch meine Rechte.

Langsam richte ich mich empor, lege die Opera omnia meines Theoretikers bei Seite und fahre in meinen Überzieher. Den Hut setze ich ein wenig nach links auf's Ohr; das verleiht der ganzen Erscheinung etwas Keckes und Selbstbewußtes und wirkt indirect auf die Gemüthsverfassung.

So, und nun den Stock — nicht jenes biedere, wuchtige Olivenholz mit der familienväterlichen Krücke, das ich gewöhnlich zu tragen pflege, sondern dieses elegante Bambusrohr, mit dem ich einst in den goldenen Tagen der süßen Jugendeselei den alten Seligmann abgefuchtelt, als er mir in gar zu dringlicher Weise ein unangenehmes Papier präsentirte.

An der Gasflamme der Hausflur zünde ich mir im Vorbeigehen eine Cigarre an, qualme ein paar bedeutungsvolle Rauchwolken wider die Decke und ſchreite dann elaſtiſchen Wandels durch die mächtige Bogenpforte ins Freie.

Ein herrlicher Abend! Friedlich kräuſelt ſich der Rauch über den Dachfirſten, wie verſilberte Wölkchen, die unter dem Kuſſe des Mondſcheins im Azur zerfließen. Die Façaden der Südſeite liegen faſt in tagheller Beleuchtung: nur in den kleinen Vorgärten flimmert eine ſanfte bläuliche Dämmerung. Es iſt ſtill hier draußen in dem einſamen Parkviertel, ſtill wie in dem Daſein eines chriſtlichen Ehemanns. Nur ſelten wandelt ein Ereignis in Geſtalt eines ſorgfältig friſirten Livréebedienten oder eines Dienſtmädchens über den hart geſtampften Bürgerſteig. Alles athmet eine behäbige Ruhe, eine zahlungsfähige Sicherheit. Selbſt das Rollen der Equipagen beſchränkt ſich hier auf beſtimmte Stunden des Tages, und jetzt, um ſechs Uhr, iſt in dem ganzen Quartier keine Achſe in Bewegung. Das Theater beginnt erſt um ſieben, und die Spazierfahrten endigen mit hereinſinkender Dämmerung.

Allmählich führt mich der Weg in belebtere Stadtviertel. Rechts und links tauchen Magazine und Läden auf. Die Zahl der Fußgänger vermehrt ſich: auf dem Damm kreuzen ſich die Droſchken und Laſtwagen. Noch zehn Minuten, und ich befinde mich mitten im Herzen des großſtädtiſchen Verkehrs. Hinter den glänzend erleuchteten Spiegelſcheiben winken mir alle Schätze Europa's in geſchmackvoller Anordnung. Ein wahres Chaos von Fuhrwerken nimmt die ganze Länge und Breite der Straße ein. Die Schaaren der Fußgänger ſchieben ſich in buntem Gewimmel an den blitzenden Etalagen vorüber. Die ganze Atmoſphäre ſummt und dröhnt von jenem unentwirrbaren Ineinanderklang hundert verſchiedener Geräuſche, deren Enſemble auf die Nerven des Großſtädters ebenſo wohlthätig wirkt, wie die Landluft auf das Naturell eines Dorfpaſtors.

Von allen Seiten bestürmen mich neue, bewegende Eindrücke. Nahezu sechs Wochen sind verflossen, seit ich zum letzten Mal eine abendliche Flanade über diese Trottoirs unternahm, und es war damals obendrein eine äußere Veranlassung, die mich hierher führte, ein specieller Zweck — was dem eigentlichen Esprit des Bummelns bekanntermaßen zuwiderläuft. Nein, ich begreife mich nicht! Sechs Wochen halte ich's aus da drüben in meiner beschaulichen Einsamkeit, und hier wogt und brandet ein Ocean von Bildern und Stimmungen, wie ihn die Seele farbenprächtiger nicht wünschen kann.

Ich setze meinen Hut noch um eine Nüance schiefer auf's Ohr, fasse den Stock in der Mitte und runzle die Stirn wie ein übermüthiger Dandy, der im nächsten Augenblick eine Welt zu erobern gedenkt.

Jetzt begegnet mir eine Mutter mit zwei Töchtern. Wohlgebaute Blondinen im Stile Paolo Veronese's. Wahrhaftig, die eine hat ein ganz allerliebstes Gesichtchen: etwas geistlos, das ist wahr: aber du lieber Gott, am Ende ist der Geist nur ein Vorurtheil, und von der Leinwand wirkt das üppige Incarnat eines blühenden Nackens jedenfalls energischer, als der seelische Duft einer feingeschnittenen Lippe. Beim Himmel, wenn ich ebensoviel Technik als Verständnis besäße, ich möchte diese saftige Blondine malen, wie Tizian seine Catarina Cornari gemalt hat, als schlichtes Porträt ohne irgend welche artistische Zuthat ... Und jetzt diese büßende Magdalena ... So wahr ich lebe, das Original in optima forma zu dem famosen Gemälde Murillo's! Es ist eine wahre Schande, daß ich mir seit Monaten eine so peinvolle Reserve auferlege, und lediglich aus Rücksicht ... Alle Vorzüge können sich doch nun einmal unmöglich in einer und derselben Person vereinigen. Josephine ist hübsch, freundlich, aufmerksam, zärtlich, liebenswerth, — kurz, vom Standpunkt eines christlich germanischen Alltaglebens betrachtet, das Ideal einer jungen Frau. Aber in

rein künstlerischer Beziehung, mit dem Auge eines Rafael oder eines Correggio gesehen ... Pah, man wird nothgedrungen einseitig, wenn man sich jeder anderweitigen Bewunderung enthalten will ...

Nachdenklich setze ich meine Wanderung fort. Ein gelinder Groll gegen unsere sociale Ordnung spinnt seinen Nebelschleier um meine pessimistisch angekränkelte Seele. Warum nehmen es die Frauen auch nur so heillos übel, wenn man gelegentlich eine ihrer Mitschwestern hübsch findet! Ich erinnere mich noch des seltsamen Blickes, den mir Josephine zuwarf, als ich im verwichenen Herbst jene dunkeläugige Unbekannte im Foyer des Victoriatheaters mit dem Lorgnon fixirte. Für etwas Romantisches haben diese Töchter aus guter Familie absolut keinen Sinn. Als ob meine Neigung unter einer derartigen praktischen Studie im mindesten leiden könnte. Ein künstlerisch angelegtes Herz verlangt mehr als die bloße häusliche Glückseligkeit, und schließlich — der Teufel weiß, wie es zugeht, aber das Factum bleibt unanfechtbar — schließlich haben diese Unbekannten immer ein gewisses Etwas, das den uns so wohlbekannten Gattinnen abgeht, ein nescio quid von poetischem Zauber, einen Hauch von geheimnisvoller Novellistik, dessen nähere Definition ebenso unmöglich ist, wie die Analyse des Schönen überhaupt.

Was ist das zum Beispiel für eine reizende, graziöse Gestalt, die da quer über die Straße kommt und jetzt in den Galanterieladen eintritt! Ein Füßchen zum Entzücken, und eine Anmuth in jeder Bewegung, wie man sie eben nur bei Unbekannten findet.

Ich trete an das Schaufenster. Ein Seufzer entringt sich meiner Brust, lang und gepreßt, wie ein Passus aus Schopenhauer's Kapitel über das Leiden der Welt. Zwischen den Fächern und Schmuckkästchen hindurch dringt mein Blick in das Innere des Gewölbes. Die schöne Unbekannte kehrt mir den Rücken. Jetzt beugt sie sich über den Laden-

tisch, um eine Waare in Augenschein zu nehmen ... Wie pittoresk war diese Wendung des Armes! Und wie geschmackvoll sie gekleidet ist! Hier erkennt man so recht den Unterschied zwischen dem Schlicht-Bürgerlichen und dem Classisch-Poetischen. Mich dünkt, ich habe eine ähnliche Jacke auch bei Josephinen gesehen: aber wie ganz anders war der Effect! Hier eine gewisse Genialität im Faltenwurf, dort eine nüchterne Accuratesse, eine ruhige Einfachheit, die für gewisse Charaktere ihren Reiz haben mag, aber auf die Dauer eine ästhetische Lücke läßt. Kleider machen Leute, sagt das Sprüchwort; mit der gleichen Berechtigung kann man die These umkehren. Dasselbe Gewand von verschiedenen Personen getragen ist nicht mehr dasselbe. Die Individualität haucht dem Kleidungsstück ihr ganzes Wesen ein. Ich glaube, Aspasia wäre im Stande einen Zwillichkittel so zu drapiren, daß er einen königlichen Purpur beschämte.

Und diese reizende Robe! Einfach und anspruchslos, und doch bedeutsam und charakteristisch. Diese stahlfarbene Nüance hat etwas Aristokratisches. Warum Josephine einen derartigen Stoff nicht gewählt hat? Aber es ist nun einmal nicht zu ändern. Gewisse Dinge existiren nicht für die normale deutsche Hausfrau: man entdeckt sie nur fernab von dem Weichbilde des heimischen Herdes.

Wie lange sie wählt und prüft! Auch hierin offenbart sich ein distinguirter Charakterzug. Da ... da ... um ein Haar hätte ich ihr Gesicht zu sehen bekommen. Das Stückchen Wange, das mir in duftiger Verklärung entgegengeleuchtet hat, erweckt eine unwiderstehliche Sehnsucht in mir, das ganze ambrosische Angesicht aus der nächsten Nähe zu schauen. Ich interessire mich jetzt so glühend für diese schöne Käuferin, daß es mich bereits nach ihrer Biographie gelüstet. Wo mag sie wohnen? Wie mag sie heißen? Das beste ist, ich lasse sie hier vorbeipassiren und gehe ihr dann nach, sittsam und in bescheidener Entfernung,

wie es einem verheiratheten Ästhetiker geziemt ... oder nein ... ich sehe nicht ein, weshalb ich so übermäßig bescheiden sein sollte. Mein Naturell steht mit einem solchen Vorsatz in diametralem Widerspruch.... Nun, wir werden ja sehen.

Ah, da kommt mein trefflicher Freund Leo. Schon von fern lacht er mich mit dem ganzen Vollmond seines biederen Kneipgesichts an, als wollte er sagen: „Trifft man dich auch endlich wieder einmal unter den Lebenden?"

Auch ich bin erfreut, dich zu sehen, wackerer Genosse meiner akademischen Ausschweifungen, unvergleichliches Danaidenfaß, in dessen bodenlosem Schlunde so manches Quart Lagerbier und so manche Punschbowle ein ruhmloses Ende gefunden.

Er schüttelt mir mit der grübchenreichen Herkulesfaust die Rechte und brummt im tiefsten Basse eine Phrase freundschaftlichen Entzückens.

„Wie jammerschade," fügt er nach einer Weile hinzu, „daß ich gerade jetzt nicht Herr meiner Zeit bin."

Er sieht auf die Uhr.

„Ich muß meine Tante ins Concert führen," seufzt er stirnrunzelnd, „und gewahre mit Schrecken, daß ich bereits eine Viertelstunde Verspätung habe."

„Ah, die Hofräthin! Nun, sie molestirt dich selten genug, und als Erbtante verdient sie einige Rücksicht. Ich will dich bei Leibe nicht abhalten."

Noch einmal schüttelt er mir die Hand und poltert dann fürbaß über das Pflaster.

Verflucht! In der Zwischenzeit ist mir meine schöne Unbekannte entwischt. Hole der Henker alle Kneipkameraden und Hofräthinnen. Doch halt, dort biegt die Holdselige um die Ecke. Das war noch gerade Zeit, sonst hätte ich den Engel für immer verloren. Auf und ihr nach!

In weniger als einer Viertelminute habe ich mich ihr auf fünfzehn Schritte genähert. Es hält schwer, sie bei

dem dichten Menschengewühl im Auge zu behalten. Dabei schreitet sie tüchtig zu. ... Ja, ja, solche novellistische Naturen sind stets gute Fußgängerinnen. Im Sommer begegnet man ihnen auf dem Gipfel des Pilatus oder auf den Gletschern des Chamounithals. Ich kenne die Sorte. ...

Jetzt schwenkt sie seitwärts ab. Aha, sie nimmt den Weg nach der Gertraudenstraße quer über den Markt. Nun, um so besser; auf diese Weise entferne ich mich nicht von dem Parkviertel. Es ist sieben, ich habe also vollauf Muße, mein peripatetisches Abenteuer bis auf die Hefe auszukosten. Ich muß jetzt erfahren, welche Göttin in dieser reizenden Hülle wandelt, oder meine Mißstimmung erklärt sich in Permanenz!

Wie seltsam doch mitunter der Zufall spielt! Da biegt sie richtig in die neue Anlage ein! Ich kann ihr also unter allen Umständen ohne Zeitverlust bis an ihre Wohnung folgen, und wenn sie am äußersten Ende der Stadt residirte. Wirklich, Fortuna ist mir hold. Es hätte sich doch ebensogut treffen können, daß die kleine Zauberin mich nach dem Ludwigshain oder den Bernstädter Linden gelockt hätte!

Jetzt scheint sie bemerkt zu haben, daß ich ihr auf den Fersen bin. Sie hat leise den Kopf gewendet, sie beschleunigt ihre Schritte. Das ist entweder ein Zeichen von hohem sittlichem Ernst, oder von reizender Koketterie. Aber Gott sei Dank! Noch bin ich nicht so sehr zum Philister geworden, daß ich nicht im Stande wäre, eine solche Parforcepromenade auszuhalten. Noch habe ich mich von dem Embonpoint deutscher Familienväter freizuhalten gewußt. Bei den Göttern, diese Eilfertigkeit steht ihr entzückend. Wie fest und doch wie schmiegsam sie auftritt. Das ist eine Poesie des Wandels, an der sich ein Apollo berauschen könnte.

Jetzt beginnt die Sache in der That humoristisch zu werden. Das räthselhafte Geschöpf schlägt immer ent-

schiedener dieselbe Route ein, die ich wählen müßte, wenn ich direct nach meiner heimischen Wilhelminenstraße eilen wollte. Wäre ich ein gläubiger Romantiker aus der alten Schule, so dächte ich jetzt an eine moralisch gesinnte Fee, an eine ideale Personificirung meines ehelichen Gewissens. Die schöne Huldin wäre etwa Titania, die, von heiligem Schmerz erfüllt, ihren Liebling auf Irrwegen zu sehen, die Gestalt einer bestrickenden Sirene angenommen hätte und mich nun, ohne daß ich es ahnte, zu den Laren des häuslichen Herdes zurückführte.

So wahr ich selig werden will, da sind wir an der Ecke der Wilhelminenstraße, und jetzt wendet sie sich nach links, — ganz der Weg, den die alltägliche Moral mir vorzeichnen müßte. Am Ende ist sie eine von den schönen Engländerinnen in Nummer 20, die ich bereits drei- oder viermal durch mein Taschenteleskop zu bewundern die Ehre hatte. Das wäre in der That ein höchst pikantes Zusammentreffen! Wenn sie nur nicht so verteufelt liefe, — daß ich ihr einmal en passant ins Gesicht sehen könnte. Aber sie scheint instinktiv zu fühlen, wie sehr sie mein Herz entzündet hat, und so scheut sie sich wohl vor einem Rencontre. Verdammt, daß der Weg an meiner Wohnung vorüberführt. Es wäre mir doch unangenehm, wenn Josephine ... und wer garantirt mir dafür? Bei Mondschein sitzt sie oft stundenlang am Fenster und vertieft sich in die wundersamen Lichtspiele ... Heute freilich ist sie beschäftigt ...

Aber was sehe ich? Bin ich von Sinnen? Da hüpft mein bezauberndes Räthsel in meine Hausflur und eilt meine Treppe hinan. Um aller Heiligen willen, was habe ich angestellt? Gewiß eine gute Freundin Josephinens, die mich erkannt hat und mich nun in flagranti verklagen will. Soll ich ihr folgen? Oder ist es rationeller, so schnell als möglich umzukehren? Aber nein, das wäre eine Schwäche, die den Edlen entwürdigt. Was kann sie überdies sagen?

Es ist nur zu begreiflich, daß ich den nächsten und bequemsten Weg nach meiner Wohnung einschlage, und die Straße ist Gemeingut. Nein, sie würde sich mit der geringsten Andeutung nur lächerlich machen; sie muß etwas anderes in Petto haben; also vorwärts!

Ich stürme ihr nach. Die Corridorthüre hat sich inzwischen bereits geschlossen. Ich klingle. Man öffnet mir. Und wer öffnet mir? Vor mir steht, in dem malerisch drapirten Tuchpaletot, in dem stahlblauen Promenadenkleide, das kleine Packet in der Hand, das sie auf der Straße getragen — meine Frau!

Sie schaut mir mit einem unbeschreiblich schelmischen Ausdruck ihrer dunkelbraunen Augen ins Angesicht, wünscht mir „Guten Abend", und eilt dann, mir nochmals herzlich zunickend, in ihr Zimmer.

Keines Wortes mächtig, starre ich ihr nach; dann entledige ich mich stumm und geräuschlos meines Überziehers, schleiche in mein Gemach und werfe mich in den Lehnstuhl. Die Hände über der Brust gefaltet, suche ich mir meine lehrreichen Erlebnisse zurecht zu legen. Nur ungern gestehe ich mir's, aber die Wahrheit bricht schließlich durch: ich bin wüthend, wüthend auf mich, wüthend auf Josephine, wüthend auf meine künstlerischen und nicht künstlerischen Bestrebungen, wüthend auf alles Bekannte und Unbekannte. Ich habe mich vor meiner eigenen reinen Vernunft so colossal blamirt, daß ich nicht weiß, ob ich jemals wieder in der Lage sein werde, mir die volle ursprüngliche Hochachtung zu zollen. Mein ganzes Ich verfällt in einen Zustand moralischer Zerrissenheit; ich möchte mich ohrfeigen.

Da legt sich ein Arm um meinen Nacken, zwei frische blühende Lippen senken sich auf die meinen, und eine weiche Hand streichelt mir wie beschwichtigend über die Stirne.

Der seltsame Bann ist gelöst. Noch immer verlegen, gewinne ich doch allgemach mein seelisches Gleichgewicht wieder. Josephine erwähnt das Vorgefallene mit keiner

Silbe, aber ich sehe es ihrem schalkhaften Lächeln an, daß sie meine ganze Thorheit durchschaut hat.

Zwei Tage später überrascht sie mich mit den Früchten ihres improvisirten Abendganges. Ein reizendes Geburtstagsgeschenk, viel sinniger und liebenswürdiger, als es ein Mann verdient, der die poetischen Anregungen außer dem Hause sucht. Ich schließe Josephine an mein Herz und schwöre mir insgeheim, mich nie wieder von den Launen einer selbstbetrügerischen Verstimmung gängeln zu lassen. Der erste Versuch einer unerlaubten Romantik ist zu schmachvoll mißglückt, als daß ich Lust verspürte, mich zum zweiten Male auf's Glatteis zu wagen.

Der alte Schreiber.

Eine Studie nach der Natur.

Mein Onkel Feodor war Rechtsanwalt in einer mitteldeutschen Provinzialstadt. In den letzten Jahren seines Lebens, als die einst so blühende Advocatur merklich zur Neige ging, beschäftigte er einen Scribenten mit Namen Trendler. Ich weiß nicht, ob der würdige Federheld noch lebt. Sollte er indeß die folgenden Zeilen zu Gesicht bekommen, so wird er gewiß einem strebsamen Collegen, der bei seinen indiscreten Studien die edelsten Zwecke verfolgt, die scheinbare Profanation zu Gute halten und lächelnd vor sich hinmurmeln: „Ja, ja, das bin ich!“

Also in medias res!

Über den Dachfirsten der Provinzialstadt leuchtet ein kalter, klarer Wintermorgen. In den beschneiten Straßen erblickt man nur hin und wieder einen eilfertigen, theatralisch vermummten Barbier oder eine blaugefrorene Köchin.

Es schlägt neun. Mein Onkel sitzt bereits seit einer Stunde bei der Arbeit. Der lodernde Ofen verbreitet eine erquickliche Wärme. Die lange Pfeife läßt ihre blauen Rauchkringel, wie Opferdüfte, zur angegrauten Decke emporsteigen. Auf dem eichengeschnitzten Schreibtisch herrscht eine gemüthliche Unordnung. Da prangt die chemische Zündmaschine neben dem Petschaftkasten; die Wasserflasche neben dem gestickten Hausköppchen; die goldene Repetiruhr neben dem bunten Fidibusbecher. Die halbgeleerte Tasse steht dem Arbeitenden zur Linken. Eifrig raschelt die Feder über das dicke Conceptpapier.

Da öffnet sich die Thüre. Ein röthliches Antlitz, dessen Züge etwas vom Geier haben, erscheint in der Spalte. Es ist Herr Trendler. Mit gekniffenen Äuglein mustert

er das Zimmer. Dann tritt er zwei Schritte vor und spricht mit klangloser Stimme:

„Guten Morgen, Herr Justizrath!“

Mein Onkel wendet den Kopf.

„Sie kommen wieder eine halbe Stunde zu spät, Trendler. Wie oft soll ich Ihnen sagen, daß ich die Pünktlichkeit liebe?“

„Entschuldigen Sie, Herr Justizrath, ich hatte mich gestern etwas später zu Bett gelegt, weil ich noch den Bericht an das königliche Obertribunal erledigen wollte ...“

Trendler beginnt nun seinen Paletot auszuziehen. Er versucht es zunächst mit dem linken Ärmel. Auf der Hälfte des Weges erfaßt ihn die Reue. Er tritt auf der linken Seite den Rückweg an, und wirft sich auf die rechte. Nach einigem Zögern kommt er mit der Entkleidung zu Stande, und verfügt sich nun, den Überzieher sorgfältig an der Schlinge haltend, nach dem Nagel, wo er ihn langsam aufhängt, — nicht ohne zuvor einige imaginäre Stäubchen von dem schadhaften Sammetkragen hinweg zu blasen. Der aufgehängte Paletot wird mit zärtlicher Hingebung drapirt ... Die Außenseite muß nach innen gekehrt und vor jeder Berührung mit der atmosphärischen Luft aufs Peinlichste geschützt und geschirmt sein ...

Nach befriedigender Lösung der Paletot-Frage kommt die Reihe an den Rock. Unter den nämlichen Manövern, die wir beim Überzieher wahrnahmen, vertauscht Herr Trendler dieses Unter-Kleidungsstück mit seinem sturmerprobten Amt- und Dienstkittel. Ist auch diese Metamorphose beendet, so hustet er dreimal mit steigender Heftigkeit und zieht das Taschentuch, um sich zu schneuzen.

„Nun, Trendler, wird's bald?“ fragt mein Onkel stirnrunzelnd.

„Entschuldigen Sie, Herr Justizrath, ich wollte mich nur schneuzen, mit Respect zu vermelden. Ich habe einen starken Stockschnupfen, seit letzthin das Wetter so umgeschlagen hat!“

Mein Onkel arbeitet weiter.

Trendler begiebt ſich in gemeſſenem Menuettſchritt nach dem Ofen, ergreift die Feuerzange, und wühlt in den Bränden.

„Donnerwetter, machen Sie doch keinen ſolchen Rauch!“ ruft mein Onkel ärgerlich. „Das Feuer brennt, — was haben Sie alſo dran herumzuſtochern?“

„Verzeihen Sie, Herr Juſtizrath, ich dachte nur, wenn man das Feuer nicht rechtzeitig ſchürt, ſo könnte es ausgehen. Erlauben Sie vielleicht, daß ich ſo ein kleines Klötzchen auflege?“

„Gut, ſo legen Sie auf, aber ſchnell! Sie haben da Ihren ganzen Tiſch voll Arbeit!“

„O, damit wollen wir ſchon fertig werden, was das anbelangt ...“

Er bläſt in die Flammen. Der Qualm ſchlägt ihm ins Geſicht. Er ſchließt die Ofenthür und tritt an den Spiegel.

„Nun, was giebt's?“ fragt mein Onkel.

„Ach, Herr Juſtizrath, nehmen Sie's nicht übel, es iſt mir was ins Auge gekommen ... Gleich hab' ich's .. ſo ... Wie das einen genirt, man ſollt's nicht glauben! ... Au, au ...! Das ganze Auge iſt roth davon ...!“

„Trendler! Der Teufel holt Sie, wenn Sie jetzt nicht an die Arbeit gehen! Wenn Sie was am Ofen auszuſetzen haben, ſo rufen Sie die Magd!“

„Schön, Herr Juſtizrath.“

Er öffnet die Stubenthüre.

„Thereſe! Thereſe!“

„Das zieht ja zum Tollwerden!“ zürnt der alte Herr in wachſendem Mißmuth. „Wollen Sie augenblicklich zumachen! ...“

„Die Magd ſcheint nicht da zu ſein,“ verſetzt der Schreiber. „Ich will mal nachſehen!“

Er begiebt ſich nach der Küche. Drei, vier, fünf Minuten

verstreichen. Endlich erscheint die rothe Physiognomie wieder auf der Schwelle.

„Die Magd ist nach dem Wochenmarkt gegangen," stammelt er mit einem Lächeln der Genugthuung. „Da muß ich wohl selbst Hand anlegen, Herr Justizrath."

Mein Onkel antwortet nicht.

Trendler verfügt sich wieder an den Ofen. Er klappert und rasselt, und rasselt und klappert, bis das Feuer glücklich verloschen ist.

„Ich komme doch nicht so recht zu Stande damit, wenn man's bei Licht betrachtet. Wir müssen warten, bis die Therese vom Markt zurückkommt."

„Sie sind der größte Esel, der mir jemals in meiner Praxis aufgestoßen."

„Aber, Herr Justizrath ..."

„Setzen Sie sich! Ich habe keine Lust, mit Ihnen zu discutiren."

Schmollend faßt er auf seinem Stuhle Posto. Noch einmal muß das Schnupftuch für die Unbilden der Witterung büßen. Hierauf durchsucht er sämmtliche Taschen der Weste, des Rocks und der Beinkleider. In der letzten findet er den Schlüssel zur Schublade seines Schreibtisches.

Er betrachtet das eiserne Instrument von allen Seiten. Dann bläst er einige Sonnenstäubchen aus dem Loch über dem Kamme und veranlaßt dadurch einen gellen Pfiff.

„Was fällt Ihnen bei, Trendler? Wiederholt sich denn bei Ihnen jeden Tag dasselbe Possenspiel?"

„Um Vergebung, Herr Justizrath, aber diesmal thun Sie mir Unrecht. Wenn sich nämlich das Loch am Kamme verstopft, so geht mehrstentheils das Schloß nicht."

Langsam öffnet er die Schublade und nimmt zwei tintenbeklexte Schreibärmel, zehn Gänsekiele und ein doppelklingiges Federmesser heraus. Sämmtliche Gegenstände breitet er sorgfältig vor sich hin. Er befolgt dabei die Regeln der Symmetrie und des goldnen Schnitts.

Plötzlich springt er vom Sitz empor und eilt nach der Thüre.

„Was giebt's?“

„Ich will einmal sehen, ob die Friederike heimgekommen ist. Mir war's, als hätte ich klingeln hören.“

„Dummes Zeug! Bleiben Sie bei der Arbeit!“

Trendler setzt sich nieder und ergreift einen der beiden Schreibärmel. Er nestelt am Zuge. Die Schnur will nicht weichen. Nach einer ausdauernden Bemühung von fünf Minuten gelingt es ihm, den Knoten zu lösen. Die Schiene rutscht knisternd über den Arm und wird mit vieler Accurateſſe befestigt.

Der zweite Ärmel erfordert eine geringere Anstrengung. Schon nach drei Minuten sitzt er wie angegossen.

Es schlägt halb zehn.

Trendler reibt sich im Bewußtsein, sehr glücklich debütirt zu haben, die Hände und zieht die Tabaksdose hervor. Sechs- oder achtmal schlägt er geräuschvoll auf den Deckel. Dann öffnet er, schüttelt den Inhalt von einer Seite nach der andern und spitzt die Finger zur Prise. Plötzlich besinnt er sich eines Besseren. Er muß im Heiligthum der Dose einen fremden Gegenstand entdeckt haben. Das rothe Geiergesicht beugt sich vor; die kurzsichtigen Äuglein beblinzeln den Tabak aus allen Richtungen der Windrose. Eine Minute verrinnt in prüfender Beschaulichkeit. Er nickt, als habe er den mikroskopischen Eindringling erkannt, setzt die Dose bedächtig auf den Tisch nieder und ergreift mit siegesgewisser Miene das zweiklingige Federmesser. Die Klinge springt auf und wird, wie um ihre Elasticität zu erproben, zwei-, dreimal auf die Tischplatte gedrückt. Dann stöbert das Metall zwei Minuten lang in der gepulverten Nießwurz herum und spießt endlich eine todte Fliege, die nach genauer Inspection unter den Stuhl geworfen wird. Jetzt erst hält sich Trendler für berechtigt, eine Prise zu nehmen; vorher wischt er indeß die Klinge des Messers mit sorglicher Peinlichkeit am Ärmel ab.

Die Dose wird wieder geschlossen und neben das Tintenfaß gestellt.

Trendlers Blick gleitet nun nach dem Fenster. Die Scheiben sind stark beschlagen. Er erachtet es für geboten, das auf der Rampe liegende Tuch zu benutzen. Die Klärung gelingt.

Aber es zieht! Das Fenster scheint heute wieder gar nicht zu schließen. Auch hier muß das Wischtuch abhelfen. Es wird der Länge nach unten vor die Ritze gelegt.

„So!"

Es schlägt drei Viertel.

Trendler wendet sich nunmehr seinen Federn zu. Er dreht sie zehn- bis zwölfmal hin und her und wählt dann eine graue, großfasrige, starkposige Prachtfeder.

Das zweiklingige Messer wird abermals betreffs seiner Elasticität geprobt. Dann beginnt die Procedur des Schneidens.

Zunächst wird der Kiel der Länge nach geschabt. Dann zimmert der blanke Stahl nach streng-architektonischen Gesetzen den Rohbau der Spitze. Diese unvollendete Spitze wird fünfzigmal befühlt und betrachtet und schließlich auf dem Nagel des linken Daumens gespalten.

Ist die Spalte gelungen, so ruht sich Trendler ein wenig aus: denn jetzt fängt erst die eigentliche künstlerische Aufgabe an, und zu jeder vollkommenen Leistung bedarf man der Sammlung.

Neu gekräftigt geht der wackre Scribent an die Krönung des Gebäudes. Hundertmal hält er den Kiel gegen das Licht; hundertmal probirt er mit der Zungenspitze, ob der gewünschte Grad der Vollendung erreicht ist. Er schnitzelt und raspelt und kratzt und glättet, als handle es sich um die Darstellung eines Prototyps, einer „Feder an sich", wie der Philosoph sagen würde. Die immer fester zusammengekniffenen Augenlider verleihen seinem Antlitz etwas Denkerhaftes! Wüßte ich nicht, daß es der

Schreiber meines Onkels ist, den ich da vor mir sehe, so würde ich ihn für einen Professor der Metaphysik halten.

Endlich! Ein breites Lächeln übergießt die Geierphysiognomie wie mit den Fluten eines rosigen Sonnenscheins! Verstünde er Griechisch, er würde „Heureka!“ ausrufen! Schwer aber glücklich!

Noch achtmal wiederholt sich diese umständliche Comödie. Dann ordnet Trendler die Geschnittenen nach dem Grundsatze der Anciennität, und legt das Messer neben die Schnupftabaksdose.

Es schlägt halb elf.

Trendler wendet sich nunmehr dem Papier zu. Er sucht und blättert in den unbeschriebenen Folioheften herum, als forsche er nach einer hochwichtigen Stelle im Corpus Juris. Die Wahl scheint ihm Qual zu machen. Er schließt bald das eine Auge, bald das andere, — nach Art raffinirter Kunstfreunde, die ein Gemälde betrachten. Dann kehrt er die Mappe um, als müsse ihm die endgiltige Entscheidung so besser gelingen. Er streichelt die Bogen, wie der Kenner ein Pferd streichelt. Gott weiß, was ihn schließlich veranlaßt, eines der Hefte an die Nase zu führen und es nachdenklich zu beschnüffeln. Nach fünf Minuten ist er mit sich und dem Papier einig ... Die Mappe wird schreibgerecht ausgebreitet, die Bogen erhalten ein paar Daumenstriche ... Trendler ist Meister in der kunstgemäßen Anwendung dieses natürlichen Falzbeins ... So!

Es ist inzwischen empfindlich kalt geworden. Der alte Herr beginnt zu frieren.

„Trendler,“ sagt er unwillig, „Sie haben richtig das Feuer ausgemacht! Rufen Sie die Magd!“

„Schön, Herr Justizrath. Therese, Therese!“

Die Dienerin erscheint in der Pforte, und beeilt sich die verglimmenden Kohlen wieder anzufachen.

Trendler schaut ihren Bemühungen andächtig zu.

„Was gaffen Sie da? Ich wette, Sie kommen auch

heute nicht mit der vermaledeiten Klage zu Stande. Drei Tage kauen Sie jetzt schon an den paar Bogen."

„Um Vergebung, Herr Justizrath; ich wollte mich nur überzeugen ..."

„Schweigen Sie und setzen Sie sich!"

Die Magd verläßt das Zimmer. Trendler faßt wieder Posto. Er holt das Concept hervor, das er zu copiren gedenkt. Es währt geraume Zeit, bis er enträthselt hat, wo er gestern stehen geblieben. Endlich kommt er auch über diesen Punkt ins Klare ... Er bezeichnete die betreffende Stelle durch das daraufgelegte Federmesser, und holt den letzten Bogen der in Arbeit befindlichen Reinschrift aus der Mappe ...

Jetzt könnte Herr Trendler mit Gottes Hilfe ans Werk gehen! So spricht der leichtsinnige Leser! Sein ungründliches Gemüth vergißt, daß zur gedeihlichen Handhabung der Feder eine tadellos gebraute und gereinigte Tinte erforderlich ist! Ehe sich Herr Trendler vergewissert hat, daß in dieser Beziehung alles in Ordnung ist, kann die eigentliche Arbeit nicht ihren Anfang nehmen. Ist es nicht etliche Mal vorgekommen, daß des Herrn Justizrath böswilliger Neffe dem armen Herrn Trendler Sand, Oblaten, oder leichten Canaster No. 5 in das Tintenfaß geworfen? Vorsicht ist also nirgends mehr am Platze, als Angesichts dieses mehrfach mißhandelten Tintenfasses. Soll die musterhafte Spitze der „grauen, starkposigen Prachtfeder" gleich beim ersten Einstippen ruinirt werden?

Trendler nimmt sein Rühr- und Probirhölzchen und taucht es hinab in die dunkle Tiefe. Es geht glatt. Von Sand keine Spur, ebensowenig von Tabak oder Oblaten. Trendler läßt die schwarzen Tropfen langsam vom Stäbchen niederträufeln. Die Tinte ist klar. Vielleicht ein bischen zu dicklich ...

Er nimmt eine seiner frischgeschnittenen Federn, leckt sie, füllt sie und schreibt zur Probe zwei Zeilen auf den Linienbogen.

„Hm! Ein wenig Waſſer könnte nicht ſchaden!“ murmelte er vor ſich hin, und erhebt ſich, um die Caraffe zu holen.

Vorſichtig gießt er ein. Dann rührt er von neuem mit dem zierlichen Hölzchen, und macht einen zweiten Verſuch auf dem Linienbogen.

„Viel zu blaß!“ ſagte er kopfſchüttelnd.

„Was?“ fragt mein Onkel.

„Ach, entſchuldigen Sie, Herr Juſtizrath, die Tinte iſt zu blaß. Wollten Sie mir nicht gefälligſt den Schlüſſel zur Tintenflaſche geben?“

„Ich weiß nicht, was Sie an der Tinte auszuſetzen haben. Der Schlüſſel liegt drüben auf dem Büchergeſtell rechts.“

Trendler geht nach dem Büchergeſtell und ſucht.

Nach zwei Minuten:

„Herr Juſtizrath, der Schlüſſel iſt nicht da!“

„Rechts auf dem Brett! Thun Sie die Augen auf!“

Abermals verſtreicht eine längere Friſt.

„Da liegt ein Schlüſſel, Herr Juſtizrath, aber es will mich bedünken, als wär' das nicht der Schlüſſel zum Eckſchrank, wo die Tintenflaſche ſteht!“

„Eſel!“

„Was meinen Sie, Herr Juſtizrath?“

„Heilige Kreuzſchockmillionendonnerwetter, laſſen Sie Ihr ewiges ‚Herr Juſtizrath‘, und beeilen Sie ſich!“

„Wenn Sie meinen, das wär' der Schlüſſel . . .“

„Freilich iſt er's!“

„Er kam mir nur ſo vor, als ob der Kamm größer wäre. Er wird's aber wohl ſein, Herr Juſtizrath.“

Er wandert nach dem Eckſchrank, öffnet und nimmt mit zögernder Bedächtigkeit die Flaſche heraus.

Das Tintenfaß wird vollgeſchüttet, die Flaſche wieder eingeſchloſſen, der Schlüſſel aufs Bücherbrett gelegt. Abermals arbeitet das Probirhölzchen, abermals ſtellt die Feder

ihr Examen an. Diesmal lautet der Urtheilsspruch des würdigen Scribenten auf genügend.

Er rückt nochmals die Mappe zurecht, berührt alle Gegenstände, die vor ihm ausgebreitet liegen, drei- oder viermal mit der flachen Hand, und taucht dann den Kiel frisch und fröhlich in die dunkle Flut.

Trendler hat nicht bedacht, daß er das Faß bis zum Rande gefüllt. Die Feder, anderthalb Zoll weit mit Tinte getränkt, weint auf das jungfräuliche Papier einen großen, rundlichen Klex.

Trendler ist nicht der Mann, sich durch eine solche Kleinigkeit aus der Fassung bringen zu lassen. Mit philosophischem Gleichmuth ergreift er das Sandfaß, bestreut die Lache mit einer mächtigen Trockenschicht, und hebt so den ganzen Klex bis auf einen grauschwarzen Fleck vom Bogen ab. Dann erfaßt die Rechte das mehrfach genannte Messer, läßt die Radirklinge herausspringen, und beginnt in sanftem Adagio zu schaben. Allgemach wird die Musculatur Trendler's lebhafter. Das Adagio verwandelt sich in ein sehr taktfestes Allegro. Deutlich unterscheiden wir die Melodie des bekannten Volksliedes:

„Mädele, ruck, ruck, ruck an meine grüne Seite ..."

Mein Onkel wird aufmerksam. Prüfend hebt er das kluge, graue Auge. Eine Minute lang sieht er dem musikalischen Radirkünstler ruhig zu. Ein Lächeln fliegt über seine sonst so ernsten Züge.

„Trendler," sagt er mit fast väterlicher Milde, „Sie sind ein Kindskopf! ..."

Der Scribent fährt aus seinen Träumen empor.

„Was befehlen der Herr Justizrath?"

„Ich wünsche, daß Sie Ihre Spielereien lassen!"

„Aber, entschuldigen Sie, ich spiele nicht, ich radire. Die Tinte fleckt so."

Mein Onkel wendet sich kopfschüttelnd zu seinen Akten.

„Es geht nicht länger mit dem Menschen," murmelt er

vor sich hin. „So leid mir der arme Teufel thut, ich muß ihm den Laufpaß geben!“

Dieser Monolog fließt nicht heute zum ersten Mal über die Lippen des alten Herrn. Zehnmal war er bereits entschlossen, Herrn Trendler zu verabschieden, und zehnmal hat die wohlwollende Gutmüthigkeit seines Herzens den Sieg davon getragen.

Trendler hat inzwischen den Bogen glücklich durchradirt. Er läßt sich jedoch auch durch dieses Mißgeschick nicht aus dem Gleichgewicht werfen. Freilich hat er jetzt noch anderthalb Seiten mehr zu copiren, aber das thut nichts. Trendler erhält seine monatliche Gage von vierzig Gulden eben so pünktlich, wenn er hundert Bogen zu Stande bringt, als wenn er deren zwölfe liefert! Er hat ja Zeit!

In diesem Augenblick ertönt Musik von der Straße. Trendler ist, wie oben bemerkt, musikalisch. Schmunzelnd horcht er auf. Leise wiegt er das Haupt nach den Klängen des rauschenden Marsches. Es ist das siebzehnte Jägerregiment, das nach dem Bahnhofe zieht. Die Stadt erwartet irgend eine hoch- oder höchstgestellte Persönlichkeit zum Besuch, ich glaube einen Schwarzburg-Rudolstädtischen Prinzen. Trendler kann es nicht über sich gewinnen, — er muß durch das Fenster blinzeln. Schmucke Gesellen, diese Jäger! Wie die blanken Waffen in der Sonne blitzen! So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage ...

Das Regiment ist vorbeimarschirt; die Musik hallt nur noch, wie ein ersterbendes Echo, aus der Ferne. Trendler geht wieder an sein Manuscript.

Gott sei Dank! Der erste Federstrich! Trendler fühlt sichtlich die Bedeutsamkeit dieses Momentes, denn er belohnt sich alsbald durch ein frisches Glas Wasser und eine stoffreiche Prise.

Weiter, weiter! Der Kiel malt langsam die fingerlangen Buchstaben. Zwei Zeilen sind leserlich zu Papier gebracht.

Da klopft es an die Thüre.

Es ist ein Client, ein Bauer aus dem benachbarten Hochlande ...

Trendler springt auf, um dem Eintretenden einen Stuhl herbeizuschleppen.

„Bleiben Sie nur bei Ihrer Arbeit!“ sagt der alte Herr, indem er den Gruß des Bauern erwidert ... „Was bringen Sie?“

Der Client setzt sein Anliegen auseinander. Trendler hört mit gespannter Aufmerksamkeit zu und kaut an der großpostigen Prachtfeder.

„Warum schreiben Sie nicht?“

„Ich besann mich nur, ob ... ob ‚competent‘ mit einem harten oder weichen T geschrieben wird. Es ist nicht recht zu erkennen im Concept.“

„Mit T wird's geschrieben! Und jetzt stören Sie mich nicht! Sie sind unausstehlich, Trendler!“

Der Scribent beugt sich über die Mappe und schreibt etwa eine Seite. Dann legt er plötzlich die Feder über das Tintenfaß und reibt sich heftig die linke Kniekehle. Der Tisch wackelt. Ein Bleistift und ein Lineal fallen zu Boden.

„Was ist denn nun wieder los?“ fragt der Justizrath.

„O, bitte sehr,“ stammelt der Schreiber, ... „ein Privatverhältnis ... das Bein war mir nur ein bischen eingeschlafen.“

Nach einigen Minuten scheint der Schläfer erwacht zu sein. Trendler schreibt weiter. Mein Onkel verhandelt mit dem Bauern über den noch unverständlichen Rechtsfall und explicirt ihm eben, daß er vor allen Dingen die und die Beweisstücke beibringen müsse, als Trendler abermals aufspringt, und, das Concept in der Linken, den Zeigefinger der Rechten fest auf einen lateinischen Passus gepreßt, auf den alten Herrn eindringt und mit zwinkernden Äuglein fragt:

„Verzeihen Sie gütigst, Herr Justizrath, wie soll das heißen ...? Judex a ... a ...?"

„A quo," ergänzt mein Onkel. „Hundertmal haben Sie das Wort schon geschrieben! ..."

Es schlägt halb zwölf. Der Bauer verabschiedet sich. Trendler trinkt ein weiteres Glas Wasser und beendet glücklich die dritte Seite. Dann streicht er sich das Haar aus der Stirn, räuspert sich und beginnt also:

„Nichts für ungut, Herr Justizrath, aber wenn Sie heute ausnahmsweise für den speciellen Fall einmal freundlichst gestatten wollten, ein wenig früher aufzuhören, so hätte ich heute nämlich einmal gerade ausnahmsweise Besuch, indem meiner Schwester Sohn aus Hirzenheim zufällig gestern Abend hier eingetroffen ist und nur bis morgen da bleibt, wegen des Schweinemarktes, und sonst könnt' ich ja auch die Klage da heut' Nachmittag fertig schreiben, wenn Sie freundlichst erlauben."

„Meinetwegen! Machen Sie, daß Sie fortkommen!"

Trendler zieht die Schreibärmel aus, packt ein, hängt den Kittel an den Nagel und wirft sich in Rock und Paletot.

„Wenn Sie sonst noch was zu befehlen haben, Herr Justizrath," sagt er, den Hut in der linken Hand, den Stock in der rechten.

„Nein, nein, nein! Lassen Sie mich nur jetzt ungeschoren, ich bin beschäftigt!"

„So wünsch' ich recht guten Appetit, und bedanke mich! Herr Justizrath, auf Wiedersehn!"

Er verschwindet mit devotem Bückling. Nach anderthalb Minuten erscheint er von Neuem.

„Um Vergebung, ich hatte den Schlüssel stecken lassen. Sie wissen ja, Herr Justizrath, — es ist von wegen Ihren werthen Herren Neffen. Nichts für ungut, und somit empfehl' ich mich!"

„Einfältiger Schwätzer, geh' zum Teufel!" brummt der alte Herr im Tone des höchsten Verdrusses. Trendler aber

geht zu seiner Schwester Sohn, der ihn im „Adler" beim Bier erwartet.

Seitdem habe ich manchen Trendler bei der Arbeit gesehn, — und stets mußte ich des Schreibers meines guten Onkels gedenken. ...

Und dann las ich allerlei fulminante Artikel über die sociale Frage, über das Verbrechen des Capitals und die offenen und geheimen Schäden der modernen Weltordnung.

Meisterhaft! raunte mein Genius. ... Der Gedanke, die Gesellschaft zu reorganisiren, ist unsterblich, und des Schweißes der Edlen werth. Aber die Edlen versäumen die unerläßlichste Vorarbeit; eine statistisch-philosophische Studie über den Einfluß Trendler's auf die materielle Lage der Arbeiter. ...

Mein Onkel war ein durchaus liberaler, fortschrittlich gesinnter Mann.

Als Trendler ihn jedoch eines Tages um Lohnerhöhung anging, da warf er ihn vor die Thüre. Stand diese Handlungsweise mit dem Geiste des neunzehnten Jahrhunderts im Widerspruch? Die Leute vom Fach werden antworten!

Ende.

Von demselben Verfasser ist früher erschienen:

Die Claudier.

Roman aus der römischen Kaiserzeit.

3 Bände.

Dritte Auflage.

Stimmen der Presse:

„Pester Lloyd“: Mit einem Schlage hat sich Eckstein, der Humorist, in die Reihe der bedeutendsten Romanschriftsteller Deutschlands emporgeschwungen. Die „Claudier“ sind ein geschlossenes Kunstwerk, das jeder Analyse Stand hält, ein literarisches Product voll Belehrung und Anregung, voll plastischer Gestaltung und reich an packendstem Stimmungswechsel.

. . . Ein wundervoller dreibändiger Roman mit einer Fülle von Figuren und überraschenden Scenerien.

„Neue freie Presse“: Eckstein steht auf starken Füßen, und mancher Kranz dürfte ihm in Zukunft noch gewunden werden. Er malt mit prächtigen Farben und führt von Extrem zu Extrem. Mehr als die Nothwendigkeit verlangt, durchschütteln den Leser Entsetzen, Furcht und Angst um die Schicksale all' derer, die in das Leben des jungen Claudiers eingreifen. Der Hang für das Bizarre, Groteske tritt nicht selten hervor; aber eine gewisse sittliche Kraft des Dichters versöhnt hiermit . . .

„Grazer Tagespost“: . . . Sein Meisterstück leistet der Dichter in den imposanten Schlußkapiteln . . .

Erfindung, Durchführung, Gruppirung und Contrastirung der Charaktere zeigen den Autor auch in dieser Beziehung seiner großen Aufgabe gewachsen.

Großes Lob verdient der Dialog.

. . . Der Glanz eines im weiteren Sinne schriftstellerischen Könnens, welchem nicht leicht etwas mißlingt, charakterisirt nach dieser entscheidenden Leistung unseren Autor.

Die „Claudier“ haben nach Form und Inhalt so viel Bestechendes, daß an einem großen Erfolge beim Lesepublikum nicht gezweifelt werden kann. Und doch sind die besten Vorzüge des Werkes keine oberflächlichen: es sind solche, die man nicht hoch genug anschlagen kann: ein schönes, echt künstlerisches Ebenmaß der Darstellung, Reichthum und Lebendigkeit der Erfindung . . . Robert Hamerling.

„Neues Wiener Tageblatt“: Ein kühner Griff, den der Autor gemacht, und er ist glücklich gelungen. Es ist ein guter Roman, den er der deutschen Lesewelt bietet. Man ist zuerst überrascht, den formvollendeten Dichter humoristischer Epen und den lustigen Erzähler kleiner Geschichten, den Liebling des Salons, in schwerer historischer Gewandung einherschreiten zu sehen; aber die Ueberraschung weicht zauberhaft schnell, sowie man bemerkt, er meistere seinen Stoff mit fester Hand und beherrsche ihn durchaus. Das Aufsteigen des Christenthums am

Horizonte der römischen Welt ist geradezu unübertrefflich zur Darstellung gebracht.

„Wiener Abendpost“: „Der humoristische Epiker und Novellist Eckstein hat nun auch einen historischen Roman geschrieben. Den Stoff holte er sich aus der römischen Kaiserzeit. Wollte er blos sein historisches Wissen productiv verwerthen? Nein, ein dichterisches Problem war es, das er lösen wollte, ein Problem, daran merkwürdiger Weise in jüngster Zeit der Antiquitäten-Poet Ebers jämmerlich gescheitert ist. Der ‚Kaiser‘ und die ‚Claudier‘, beide Romane haben dieselbe Tendenz: das Aufkeimen des jungen Christenthums im unterwühlten Römer-Reich. Aber die Durchführung! ... Ueber die Einkleidung und Ausführung mag der Leser selber urtheilen. Er wird seine Freude haben.“

„Frankfurter Zeitung“: Eckstein's „Claudier“ sind des Autors erste Leistung auf diesem Gebiete, sie sind jedoch das Werk eines Meisters.

„Deutsches Montagsblatt“: ... Hier wie in vielen anderen Stellen des großartigen Werkes steht Eckstein auf dem Höhepunkte seines dichterischen Schaffens, der kaum noch überschritten werden kann. Wir kennen kaum einen Roman der neueren Zeit, der uns eine solche Menge plastischer, interessanter und herzbewegender Charaktere gebracht hätte, wie das dichterische Füllhorn dieser „Claudier“.

„Neues Pester Journal“: Ein prachtvolles Werk!

„Deutsche Zeitung“: ..... Ein harmonisch abgerundetes Kunstwerk!

„Breslauer Zeitung“: ... „Die Claudier“ stellen Eckstein unter die hervorragendsten Romanschriftsteller der Gegenwart.

„Vossische Zeitung“: Der Aufbau der Erzählung ist wohlberechnet, alle Fäden der Handlung treffen in einem Knotenpunkt zusammen, nirgend wird sie durch zu breite Ausmalung des Zuständlichen beeinträchtigt, im Gegentheil schreitet sie ständig und energisch fort, und die Zeichnung der Charaktere ist als treffend anzuerkennen.

„Der Bazar“: Das Alles ist klar und schön und mit ergreifender Folgerichtigkeit erzählt. Ein Gesammtbild des römischen Lebens um den Ausgang des ersten Jahrhunderts nach dem Erscheinen des Heils rollt sich vor unseren Blicken auf, naturgetreu im Localen und Landschaftlichen, reich an lebenswahren, aus innerster Nothwendigkeit handelnden Personen.

„Beilage zur Augsburg. Allgem. Zeitung“: ..... Als die Perlen dieser Begabung betrachten wir die plastische Kraft, mit der er lebendige Menschen und sinnfällige Situationen gestaltet, die psychologische Meisterschaft, mit der er jene reden, handeln, leiden, und die dramatische Kunst, mit der er diese vor unseren Augen sich vollziehen läßt.

„Das Magazin für die Literatur“: Er hat — um es nur gleich zu sagen — Ebers sofort den Vorrang abgelaufen. Ernst Eckstein ist es, der durch seinen dreibändigen römischen Roman „Die Claudier“ dermalen der literarische Held des Tages geworden ist.

„National-Zeitung“: ... Sicher sind „Die Claudier“ die Bethätigung einer hervorragenden dichterischen Begabung, die uns hier in all' ihren mannigfachen und bestrickenden Vorzügen entgegentritt.

Der Beſuch im Carcer.

Carcer.

Der

Beſuch im Carcer.

Humoreske

von

Ernſt Eckſtein.

Mit 6 Original-Illuſtrationen von G. Sundblad.

Leipzig,

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

[1887]

Alle Rechte vorbehalten.

Aus dem

Vorwort zur vierundfünfzigsten Auflage.

. . . Als ich in meiner stillen, traulichen Stube zu Rom, im Angesichte des Pantheons, die Gestalt Samuel Heinzerlings aus dem Dunkel beschwor, da ahnte ich nicht, wie rasch dieser würdige Mann die Rundreise um die bewohnte Erde zurücklegen sollte. Ich überließ mich dem vollen Behagen an seiner Erscheinung. Ich ergötzte mich königlich, aber ich hielt meine Freude für subjektiv. Ich gestaltete ohne jeden Hinblick aufs Publikum. Ich war mein dankbarster und eifrigster Leser. Schon diese Genesis überhebt mich der Mühe, auf die Anfeindungen beschränkter Seelen, insbesondere einzelner verunglückter Schulmeister zu antworten, die den Streich „Wälhelm Rompfs“ minder angenehm auffassen, als unser trefflicher Samuel. Ich habe den „Besuch im Carcer“ geschrieben, weil das Ding mir Vergnügen machte — nicht aus diesem oder jenem abseits gelegenen „Motiv“. Das freilich kann ein trübseliger Pedant, dem die spontane Wirksamkeit einer fröhlichen Laune unbekannt ist, mit all seiner Gelehrsamkeit nicht begreifen. Mögen die Herren ungeniert fortfahren, ihrem Ärger in der gewohnten „pädagogischen“ Weise Luft zu machen! Unsere vierundfünfzigste Auflage wird deshalb ebensowenig ins Wasser fallen, wie die bisherigen.

E. E.

Der Beſuch im Carcer.

Humoreske.

Es ſchlug Zwei. Der Direktor des ſtädtiſchen Gymnaſiums, Dr. Samuel Heinzerling, wandelte mit der ihm eignen Würde in den Schulhof und erklomm langſam die Stiege.

Auf der Treppe begegnete ihm der Pedell, der eben geläutet hatte und ſich nun in ſeine Privatgemächer verfügen wollte, wo es allerlei häusliche Arbeiten zu erledigen gab.

„Äſt nächts vorgefallen, Quaddler?“ fragte der Direktor, — den devoten Gruß des Vaſallen durch ein ſouveränes Kopfnicken erwidernd.

„Nein, Herr Direktor.“

„Hat der Herr Bibläothäkar noch nächt öber die bewußten Bände reſolvärt?“

„Nein, Herr Direktor.“

„Goot, ſo gähen Sä noch heute hinöber und erkondigen Sä ſäch, wä ſäch däſe Angelägenheit verhält. . . Noch Eins. Der Prämaner Rompf fehlt ſeit einigen Tagen. Verfögen Sä ſäch doch einmal in ſeine Wohnung und öberzeugen Sä

säch, ob er wärklich krank äst! Ich zweifle fast . . ."

„Entschuldigen Sie, Herr Direktor, der Rumpf ist wieder da; ich sah ihn vorhin über den Hof kommen."

„Non, om so bässer!"

Der geneigte Leser verzeihe die eigentümliche Orthographie, mit der wir die geflügelten Worte des Gymnasialherrschers zu Papier bringen. Herr Dr. Samuel Heinzerling sprach allerdings nicht ganz so abnorm, als unsre Schreibweise vermuten lassen könnte: allein das deutsche Lautsystem giebt uns kein Mittel an die Hand, die spezifisch Heinzerlingsche Klangfarbe genauer zu versinnlichen. Ich, der bescheidene Erzähler, habe selber hundertmal den Vorträgen des Herrn Direktors in stummer Andacht gelauscht und den Heinzerlingschen Vokalismus sozusagen zu meinem Lieblingsstudium erhoben. So lange unser armseliges Alphabet nicht eigene Zeichen für Zwitterlaute zwischen i und e, zwischen u und o u. s. w. besitzt, so lange wird der Historiograph, der sich mit Herrn Dr. Samuel Heinzerling beschäftigt, die von uns vorgeschlagene Rechtschreibung adoptieren müssen.

Der Herr Direktor ſagte alſo: „Non, om ſo bäſſer!“ und ſchritt über den langen Korridor den Pforten ſeiner Prima zu.

Samuel war heute ungewöhnlich frühe gekommen. In der Regel hielt er an der Theorie des akademiſchen Viertels feſt. Diesmal hatte ihn ein häuslicher Zwiſt, über den wir aus begreiflicher Delikateſſe den Schleier der Verſchwiegenheit breiten, ſchon vor der Zeit aus dem behaglichen Sorgenſtuhle getrieben, in welchem er ſeinen nachmittäglichen Kaffee zu ſchlürfen pflegte. Nur ſo erklärt es ſich, daß die Primaner noch nicht daran gedacht hatten, nach Art der Gemſen ihre übliche Wache auszuſtellen.

Der Herr Direktor vernahm bereits auf dem Korridor einen Heidenlärm. Vierzig dröhnende Kehlen ſchrieen „Bravo!“ und „Da capo!“

Samuel runzelte die Stirne.

Jetzt verſtummte das Chorgebrüll und eine klare, ſchneidige Stimme begann in komiſchem Pathos:

„Non, wär wollen's för diesmal goot ſein laſſen. Sä haben ſäch wäder einmal nächt gehärig vorbereitet, Heppenheimer! Ach bän ſähr onzofräden mit Ähnen! Sätzen Sä ſäch!“

Donnernder Applaus.

Der Direktor ſtand wie verſteinert.

Bei den Göttern Griechenlands, — das war er ſelbſt, wie er leibte und lebte . . .! Ein wenig karrikiert, — aber doch ſo täuſchend ähnlich, daß nur ein Kenner den Unterſchied herauszufühlen vermochte! Eine ſolche Blasphemie war denn doch, — dem Sprichwort zum Trotze, — noch nicht dageweſen! Ein Schüler erfrechte ſich, ihn, den ſouveränen Beherrſcher aller Gymnaſialangelegenheiten, ihn, den Verfaſſer der „Lateiniſchen Grammatik für den Schulgebrauch, mit beſonderer Rückſicht auf die oberen Klaſſen", ihn, den renommierten Pädagogen, Äſthetiker und Kantianer, von der geweihten Höhe ſeines eigenen Katheders aus lächerlich zu machen! Proh pudor! Honos sit auribus! Das war ein Streich, wie er nur in der Seele des Erz-Spitzbuben Wilhelm Rumpf zur Reife gelangen konnte!

„Wollen Sä einmal etwas nähmen, Möricke," fuhr die Stimme des pflichtvergeſſenen Schülers fort . . . „Was, Sä fänd ontwohl? Gott, wenn mär jonge Leute in Ährem Alter ſagen, ſä fänd ontwohl, ſo macht das einen fähr öblen Eindruck. Knebel, ſchreiben Sä einmal än's Tageboch:

—

‚Möricke, zom Öberſätzen aufgefordert, war on-wohl‘ . . .“

Jetzt vermochte der Direktor ſeine Entrüſtung nicht länger zu bemeiſtern.

Mit einem energiſchen Ruck öffnete er die Thüre, und trat unter die erſchrockenen Zöglinge, wie der Leu unter die Gazellenherde.

Er hatte ſich nicht getäuſcht.

Es war in der That Wilhelm Rumpf, der größte Taugenichts der Klaſſe, der ſich ſo frevelhaft an der Majeſtät vergangen hatte. Erſt ſeit vier Wochen zählte dieſer Menſch zu Samuel Heinzerlings Schülern, und ſchon gebührte ihm vor allen Bengeln vom Primus bis zum Ultimus die Krone! Mit hochgezogenen Vatermördern, auf der Naſe eine große papierene Brille, in der Linken ein Buch, in der Rechten das traditionelle Bleiſtiftchen haltend, — ſo ſtand er auf dem Katheder, und wollte eben eine neue Gottesläſterung ausſtoßen, als der tiefbeleidigte Direktor auf der Schwelle erſchien.

„Rompf!“ ſagte Samuel mit Faſſung, — „Rompf! Sä gähen mär zwei Tage än den Carcer. Knebel, ſchreiben Sä einmal än’s Tagebuch: — Rompf, wegen kändiſchen, onwördigen

Benähmens mät zwei Tagen Carcer beſtraft. — Heppenheimer, roſen Sä den Pedellen!"

„Aber Herr Direktor . . .!" ſtammelte Rumpf, indem er die Papierbrille in die Taſche ſteckte und auf ſeinen Platz zuſchritt.

„Keine Wäderrede!"

„Ich wollte ja nur . . . ich dachte . . ."

„Seien Sä ſtäll, ſag' äch Ähnen!"

„Aber erlauben Sie gütigſt . . ."

„Knebel, ſchreiben Sä ein: — Rompf wägen wäderſetzlichen Betragens mät einem weiteren Tage Carcer belegt. — Äch bän's möde, mäch ätwig mät Ähnen heromzoſchlagen. Schämen ſollten Sä ſäch in den Grond Ährer Sääle hänein! Pfoi ond abermals pfoi!"

„Audiatur et altera pars, Herr Direktor. Haben Sie uns dieſe Lehre nicht ſtets ans Herz gelegt . . .?"

„Goot! Sä ſollen nächt ſagen, daß äch meinen Pränzäpien ontreu wärde. Was haben Sä zo Ährer Entſcholdigong anzoföhren?"

„Ich kann nur verſichern, Herr Direktor, daß ich durchaus nichts Unziemliches beabſichtigte. Ich gedachte mich lediglich ein wenig in der Mimik zu üben."

„Öben Sä Ähren lateiniſchen Stäl und Ähre grächiſche Grammatäk!“

„Das thu' ich, Herr Direktor. Aber neben der Wiſſenſchaft hat doch auch die Kunſt ihre Berechtigung.“

„Das habe äch nä in meinem Läben geläugnet. Wollen Sä ätwa Ähre Albernheiten för Konſt ausgeben? Jädenfalls äſt däſe Konſt fähr brotlos.“

„O bitte, Herr Direktor!“

„Seien Sä ſtäll! Wenn Sä ſo fortfahren, ſo würden Sä öber korz oder lang Schäffbroch leiden. Knipcke, ſeh'n Sä einmal nach, wo der Heppenheimer mit dem Pedellen bleibt.“

„Ach, für diesmal, Herr Direktor,“ flüſterte Rumpf ſchmeichleriſch, — „für diesmal könnten Sie mir die Strafe noch erlaſſen.“

„Nächts da! Sä gäh'n än den Carcer. Doch wär wollen ons dorch däſen Zwäſchenfall än onſrer Arbeit nächt ſtären laſſen. Hutzler, repetären Sä einmal . . .“

„Herr Direktor, ich war beim Vorüberſetzen nicht zugegen. Hier iſt mein Zeugnis.“

„So! Sä waren wäder einmal krank. Wäſſen

Sä, Hutzler, Sä ſänd auch öfter krank als geſond . . ."

„Leider, Herr Direktor. Meine ſchwächliche Konſtitution . . ."

„Schwächläch? Sä ſchwächläch? Non, hären Sä einmal, Hutzler, äch wollte, jäder Mänſch onter der Sonne wäre ſo ſchwächläch wä Sä! Faul ſänd Sä, aber nächt ſchwächläch . . ."

„Faul? Aber ich kann doch nicht während eines Fieberanfalls . . ."

„Äch känne das! Sä würden wäder einmal zo väl Bär getronken haben. Repetären Sä einmal, Gildemeiſter."

„Fehlt!" riefen ſechs Stimmen zugleich.

Samuel ſchüttelte mißmutig das Haupt.

„Weiß keiner, warom der Gildemeiſter fehlt?"

„Er hat Katarrh!" antwortete einer der ſechſe.

„Katarrh! Wä äch ſo alt war, hatte äch nämals Katarrh. Aber wo bleibt denn der Knipcke und der Heppenheimer? Schwarz, gehn Sä einmal hinaus, kommen Sä aber gleich wäder!"

Schwarz ging, und kam nach zehn Minuten mit dem Pedellen und den beiden Kommilitonen zurück.

„Herr Quaddler war mit Tapezieren beſchäftigt,“ ſagte Heppenheimer in achtungsvollem Tone; „er mußte ſich erſt ein wenig umkleiden.“

„So! Ond dazo brauchen Sä eine halbe Stonde? Quaddler, äch fände, Sä würden nachläſſig äm Dänſte!“

„Sie entſchuldigen ganz gehorſamſt, Herr Direktor, aber die Herren ſind erſt vor zwei Minuten an meine Thüre gekommen.“

„Oh!“ riefen die drei Primaner wie aus einem Munde.

„Non, äch wäll das nächt weiter onterſochen! Här, nähmen Sä einmal da den Rompf, ond föhren Sä ähn auf den Carcer. Rompf, Sä würden ſäch anſtändig betragen und nächt alle Augenbläcke nach dem Pedellen roſen, wä das vor acht Tagen geſchehn äſt. Quaddler, Sä laſſen ſäch dorch nächts beſtämmen, den Rompf auf die Vorflur zo laſſen! Wenn ähm wäder ſchlächt wärd, ſo mag er das Fänſter öffnen. Am bäſten äſt's, Sä ſätzen ähm alles Nötige hinein än die Zälle, und laſſen die Thöre ein för allemal verſchloſſen. Freitag Abend kömmt er wäder heronter.“

„Schön, Herr Direktor.“

„Das Ässen können Sä säch dorch einen Ährer Freunde besorgen lassen. Verstanden?"

Rumpf nickte.

„So! Ond non fort mät Ähnen!"

„Es ist also wirklich Ihr Ernst, Herr Direktor, mich für eine künstlerische Leistung . . ."

Samuel Heinzerling lachte mit männlich-pädagogischer Würde.

„Sä sänd ein drolliger Kauz, trotz aller Ährer Ongezogenheiten. Aber helfen kann äch Ähnen nächt. So lange Sä mär nächt darthun, was Ähre angäbliche könstlerische Leistung notzt und frommt, — ganz abgesehn von ährer onziemlichen Tendenz, — so lange wärden Sä säch ins Onabänderliche fögen mössen. Machen Sä jetzt, daß Sä hänauf kommen!"

Wilhelm Rumpf biß die Lippen aufeinander, machte Kehrt, und verschwand mit Quaddler in der Dämmerung des Korridors.

„Was haben Sie eigentlich verbrochen, Herr Rumpf?" fragte der Pedell, als sie die Treppe hinanschritten.

„Nichts."

„Aber verzeihen Sie gütigst, Sie müssen doch was gemacht haben?"

„Ich habe nur das gethan, was der Direktor beständig thut.“

„Wo so?“

„Nun, geben Sie einmal wohl acht: Sähen Sä, mein läber Quaddler, der Rompf ist ein Taugenächts und verdänt eine exemplarische Zächtigong.“

„Herr Gott meines Lebens!“ stammelte der Pedell, beide Hände über dem Kopf zusammenschlagend. „Nein, wer mir gesagt hätte, daß so etwas möglich sei . . . Aber das ist ja ordentlich graulich, Herr Rumpf! Weiß der ewige Himmel, wenn ich Sie nicht mit meinen eigenen Augen vor mir sähe, ich würde schwören, des gestrengen Herrn Direktors persönliche Stimme gehört zu haben! Tausend noch 'mal, daß muß ich sagen! Sie können's noch weit bringen in der Welt! Wissen Sie, da war ich mal drüben bei Lotz in der Bierstube, da war auch so ein Zauberkünstler, der machte Ihnen alles nach, was Sie wollten, Vogelgezwitscher und Pferdewiehern, Hundegebell und Hochzeitspredigten. Aber so wie Sie hat er mich doch nicht aus Rand und Band gebracht!“

„Glaub's, glaub's, läber Quaddler!“ ver-

setzte Rumpf, immer noch den Direktor imitierend.

„Und das haben Sie in seiner Gegenwart aufgeführt? Nein, hören Sie einmal, nichts für ungut, Herr Rumpf, aber alles am rechten Ort. So was geziemt sich nicht, und der Herr Direktor haben alle Ursache, im höchsten Grade ungehalten zu sein."

„Meinen Sä?"

„Ich muß Sie recht schön bitten, Ihr Spiel jetzt sein zu lassen. Es verträgt sich nicht mit dem Ernst meines Amtes. Wollen Sie gefälligst hier hinein spazieren!"

„Mät Vergnögen . . .!"

„Herr Rumpf, ich werde dem Herrn Direktor sagen, Sie hätten noch nicht genug an der Ihnen diktierten Strafe . . ."

„Was gäht Sä meine Strafe an, Sä alter, närrischer Quaddler!"

„Was mich Ihre Strafe angeht? Nichts! Aber es geht mich viel, sehr viel an, ob Sie fortfahren, den Herrn Direktor in respektwidriger Weise zu verspotten."

„Ich kann machen, was ich will."

„Das können Sie nicht."

„Doch, Quaddler. Ich kann ſprechen, wä mär's paßt, und wäm's nächt gefällt, der dröckt ſäch, oder hält ſäch die Ohren zo.“

„Nun, warten Sie!“

„Worauf?“

„Ich werde dem Herrn Direktor Bericht erſtatten.“

„Sagen Sie einen ſchönen Gruß von mir.“

„Sie werden ſich wundern.“

Quaddler drehte den Schlüſſel um und tappte langſam die Treppe hinunter.

Im Saale der Prima ward inzwiſchen eifrig Sophokles interpretiert. Heppenheimer verdeutſchte gerade zum größten Jubel der übermütigen Sippe das Wehgeſchrei des unglücklichen Philoktetes:

„Ai, Ai, Ai, Ai . . .“

Der Direktor Samuel Heinzerling fiel ihm in die Rede.

„Sagen Sä ‚Au, Au, Au, Au‘. Das ‚Ai‘ als Interjektion des Schmerzes äſt ſprachwädrig.“

„Ich dachte, ‚Au‘ ſei bloß bei körperlichen Schmerzen gebräuchlich,“ bemerkte Heppenheimer.

„Non, dänken Sä välleicht, Philoktet habe bloß geiſtig gelätten? Sä ſcheinen mär den

Gäng der Tragödie ohne sonderliche Aufmerksamkeit verfolgt zo haben."

„Herr Direktor, es klopft!" sagte Knebel.

„Sähn Sä einmal nach, Knipcke!"

Knipcke eilte zu öffnen.

„Was? Sä, Quaddler? Warom stären Sä ons schon wäder? Fassen Sä säch korz!"

„Ich wollte mir gütigst erlauben, ergebenst zu vermerken, der Primaner Rumpf spricht noch immer so, wie von wegen weshalb Sie ihn bestraft haben."

„Was? Er sätzt die Komödie fort? Non, äch würde die erforderlichen Maßregeln zo ergreifen wässen! Knebel, schreiben Sä einmal ein, — oder nein, lassen Sä's läber! Es äst goot, Quaddler. Heppenheimer, fahren Sä fort! Also: Au, au, au, au, nächt: Ai, ai, ai, ai. Das folgende können Sä etwa mät: ‚Ach, ähr ämigen Götter!' oder mät: ‚Allmächtiger Hämmel!' wädergeben."

Heppenheimer erledigte sein Pensum zu des Direktors leidlicher „Zofrädenheit". Nach ihm übersetzte Schwarz „ongenögend". Dann erscholl Quaddlers Klingel. Der Verfasser der „Lateinischen Grammatik für den Schulgebrauch" er-

klärte den Unterricht für geschlossen. In der Thüre erschien Doktor Klufenbrecher, der Mathematiklehrer, der die Prima von drei bis vier über die Geheimnisse der analytischen Geometrie zu unterhalten hatte. Samuel Heinzerling reichte dem „geschätzten Herrn Kollegen" herablassend, aber nicht ohne ein gewisses humanes Wohlwollen, die grübchenreiche Rechte und verfügte sich dann nach dem Direktorialzimmer, wo er sich nachdenklich auf seinem Amts- und Dienstsessel niederließ.

Quaddler ging inzwischen ans Werk, die freie Stunde gehörig auszunützen. Rüstig stülpte er den Pinsel in den Kleistertopf und bestrich eine Tapetenbreite nach der andern mit duftender Klebematerie.

Wilhelm Rumpf aber saß gähnend auf der Pritsche und versicherte im Selbstgespräch, er sei das Gymnasium mit seinen unmotivierten Freiheitsbeschränkungen bis über die Ohren müde.

Herr Samuel Heinzerling kraute sich jetzt in den Locken, rückte die große Brille mit den runden Gläsern zurecht und schüttelte zwei, drei, vier mal das pädagogische Haupt.

„Ein mäserabler Jonge, däser Rompf!" mur-

melte er vor sich hin ... „Aber ach glaube fast, auf dem Weg der Güte äst mähr bei ihm auszurichten, als mit Gewalt und Strenge. Ach wäll ähm einmal ärnst-nachdrockſamſt ins Gewässen räden! Schade om ähn! Er gehört zo meinen begabteſten Schölern!"

Er klingelte.

Nach drei Minuten erſchien Anny, Quaddlers ſechzehnjährige Tochter. Sie war augenſcheinlich im Begriff, einen Ausgang zu machen; dafür ſprach das kokette Federhütchen, das ſich anmutig auf ihren dunklen Locken wiegte, und das bunte Shawltuch, das ihre vollen Schultern umfing.

„Sie befehlen, Herr Direktor?" fragte ſie mit einer graziöſen Verbeugung.

„Wo iſt Ihr Vater?" flüſterte Samuel mit einer für ſeine Verhältniſſe außerordentlich reinen Ausſprache des „i".

„Er kleiſtert. Haben Sie etwas zu beſorgen, Herr Direktor?"

„So, er kleiſtert. Na, dann wäll ach ähn nächt ſtören in ſeiner Kleiſterei. Es äſt nächts Beſondres, Anny. Der Carcerſchlöſſel ſtäckt ja?"

„Ich werde gleich einmal fragen, Herr Direktor."

Wie ein Reh eilte das Mädchen die Treppe hinunter. Nach wenigen Sekunden war ſie wieder zur Stelle.

„Ja wohl, Herr Direktor, die Schlüſſel ſtecken, ſowohl der zur Vorflur wie der zur Zelle. Befehlen Sie ſonſt etwas?“

„Nein, äch danke.“

Anny verabſchiedete ſich. Lächelnd blickte Samuel ihr nach.

„Ein reizendes Känd!“ murmelte er vor ſich hin. „Ich gäbe väl darom, wenn meine Winfriede nur halb ſo väl savoir vävre beſäße, — von Ismenen ganz zo geſchweigen. Däſer Quaddler äſt ein paganus, ein homo incultus, und deſſenohngeachtet verſtäht er es, eine Charitin großzuzähen, während äch, der feingebäldete Kenner des klaſſiſchen Altertoms, äch, der homo, coi näl homani alienom äst, nächt ämſtande bän, eine meines Bäldongsgrades wördige Nachkommenſchaft zo erzielen.“

Er ſtrich ſich einigemal über das glattraſierte Kinn, nahm dann ſeinen Hut vom Tiſch und klomm die Stiege zum Carcer hinan.

Wilhelm Rumpf war höchlich überraſcht, als ſich ſchon nach ſo kurzer Gefangenſchaft die Thür

in den Angeln drehte. Sein Staunen erreichte jedoch den Zenithpunkt, als er in dem unerwarteten Beſucher den Direktor Samuel Heinzerling erkannte.

„Non, Rompf?“ ſagte der ehrenfeſte Pädagoge.

„Was wünſchen Sie, Herr Direktor?“ entgegnete der Schüler im Tone einer reſoluten Verſtocktheit.

„Ach wollte mäch einmal erkondigen, ob Sä in ſäch gehn, und einſähn, daß ſolche Puerilitäten der Aufgabe des Gymnaſiums und dem in däſen Mauern herrſchenden Geiſte vollſtändig zowäder laufen . . .“

„Ich bin mir nicht bewußt . . .“

„Was, Rompf? Sä wollen ſäch noch auf die Hänterbeine ſtellen? Sehn Sä einmal, was wörden Sä wohl ſagen, wenn Sä an meiner Stelle wären! Wörden Sä nächt däſen onartigen, übermötigen Wälhelm Rompf aus Gamsweiler noch ganz anders bei den Ohren nähmen. Hä?“

„Herr Direktor . . .“

„Das ſänd doch Kändereien, wä man ſä einem anſtändigen jongen Mann aus gooter Famälie nächt zotraut! Wäſſen Sä was? Beim

nächſten dommen Streich würde äch Sä relegären!"

„Relegieren . . .?"

„Ja, Rompf! Relegären! Drom gähn Sä än ſäch und laſſen Sä dä Ongezogenheiten, die Ähnen wahrhaftig keine Ehre machen . . . Äch wäderhole Ähnen: ſätzen Sä ſäch einmal an meine Stelle!"

Wilhelm Rumpf ließ das Haupt nachdenklich auf die Bruſt ſinken. Er fühlte, daß die angedrohte Relegation nur noch eine Frage der Zeit ſei. Mit einemmale zuckte ein diaboliſcher Gedanke durch ſein Gehirn.

„Wenn ich denn einmal fortgejagt werden ſoll," ſprach er zu ſich ſelbſt, „ſo mag es denn auch mit Eklat geſchehen!"

Er lächelte wie der verbrecheriſche Held eines Senſationsromans nach gelungener Miſſethat zu lächeln pflegt und ſagte im Tone einer beginnenden Zerknirſchung:

„Sie meinen, Herr Direktor, ich ſolle mich an Ihre Stelle verſetzen . . .?"

„Ja, Rompf, das meine äch."

„Gut, wenn Sie's denn nicht anders haben wollen, ſo wünſche ich viel Vergnügen!"

Und damit ſprang er zur Thüre hinaus, drehte den Schlüſſel um und überließ den armen Direktor ſeinem unverhofften Schickſale.

„Rompf! Was fällt Ähnen ein! Ach relegäre Sä noch heute! Wollen Sä augenbläckläch öffnen! Augenbläckläch, ſage äch!“

„Ach gäbe Ähnen härmät zwei Stonden Carcer,“ antwortete Rumpf mit Würde. „Sä haben ſälbſt geſagt, äch ſolle mäch an Ähre Stelle verſätzen.“

„Rompf! Es geſchäht ein Onglöck! Ein Onglöck, ſage äch! Öffnen Sä! Äch befähle es Ähnen!“

„Sä haben nächts mähr zo befählen! Äch bän gägenwärtig där Därektor! Sä ſänd der Prämaner Rompf! Seien Sä ſtäll! Äch dolde keine Wäderräde!“

„Läber Rompf! Äch wäll's Ähnen för däsmal noch verzeihen. Bitte, machen Sä höbſch auf. Sä ſollen mät einer gelinden Strafe durchkommen. Sä ſollen nächt relegärt werden. Äch verſpreche es Ähnen! Hären Sä?“

Der „läbe Rompf“ hörte nicht. Er hatte ſich leiſe über die Vorflur geſchlichen und eilte jetzt die Treppe hinab, um ſiegreich zu entweichen.

Als er an der Thüre des Pedellen vorüberkam, packte ihn eine prickelnde Idee.

Er legte das Auge ans Schlüſſelloch. Quaddler ſtand juſt auf der Leiter, den Rücken nach der Pforte gekehrt, und mühte ſich, einen ſchwer bekleiſterten Tapetenſtreifen an die Wand zu kleben. Wilhelm Rumpf klinkte ein wenig auf und rief mit dem ſchönſten Heinzerlingſchen Accent, der ihm zu Gebote ſtand, in's Zimmer:

„Ach gehe jetzt, Quaddler. Beobachten Sä mär den Rompf. Der Mänſch beträgt ſäch wä onſännäg. Er erfrächt ſäch noch ämmer, ſeine ämpärtänenten Spälereien zo treiben. Bleiben Sä jetzt nor rohig auf Ährer Leiter. Ach wollte Ähnen nor noch ſagen, daß Sä ähm onter keiner Bedängong öffnen! Der Vorſche wäre ämſtande, Sä öber den Haufen zo rennen und — märnächts-där-nächts — dorchzogehn! Hären Sä, Quaddler?“

„Wie Sie befehlen, Herr Direktor. Entſchuldigen Sie nur gütigſt, daß ich hier oben . . .“

„Sä ſollen rohig bleiben, wo Sä ſänd, ond Ähre Kleiſterei erſt fertig machen. Adiö!“

„Ganz gehorſamſter Diener, Herr Direktor.“

Wilhelm Rumpf stieg nunmehr die Treppe wieder hinan und betrat die Regionen des Carcers.

Samuel Heinzerling tobte fürchterlich. Jetzt schien er auch die Klingel zu entdecken, denn in demselben Augenblicke, da Rumpf sich hinter einem gewaltigen Kleiderschranke der Pedellenfamilie barg, erscholl ein wütendes Geläute, gell und schrill, wie das Kreischen empörter Wald- und Wasserteufel.

„Zo Hölfe!" stöhnte der Schulmann, — „zo Hölfe! Quaddler, äch bränge Sä von Amt ond Brot, wänn Sä nächt augenblächläch heraufkommen! Zo Hölfe! Foier! Foier! Mord! Gewaltthat! Zo Hölfe!"

Der Pedell, durch das unausgesetzte Geklingel an seinen Beruf gemahnt, verließ seine Privatbeschäftigung und erschien auf der Vorflur des Gefängnisses. Der heimtückische Primaner schmiegte sich fester in sein Versteck. Samuel Heinzerling hatte sich erschöpft auf die Pritsche gesetzt. Sein Busen keuchte; seine Nasenflügel arbeiteten im Tempo eines rüstigen Blasebalgs.

„Herr Rumpf," sagte Quaddler, indem er wie warnend wider die Thüre der Zelle pochte, „es wird alles notiert!"

„Gott sei Dank, Quaddler, daß Sä da sänd! Öffnen Sä mär! Däser mäserable Kärl sperrt mäch här ein . . . Es äst hämmelschreiend!"

„Ich sage Ihnen, Herr Rumpf, die Späße werden Ihnen schlecht bekommen! Und daß Sie den Herrn Direktor einen miserablen Kerl nennen, das werd' ich mir besonders vermerken!"

„Aber Quaddler, sänd Sä denn verröckt?" eiferte Samuel im Tone der höchsten Entrüstung. „Zom Henker, äch sage Ähnen ja, daß der Rompf, der elende Gesälle, mäch här eingespärrt hat, als äch ähn besochen und ähm äns Gewässen räden wollte! Machen Sä jätzt keine Omstände. Öffnen Sä!"

„Sie müssen mich für sehr dumm halten, Herr Rumpf. Der Herr Direktor hat eben noch mit mir gesprochen und mir strengstens anbefohlen, Sie unter keiner Bedingung herauszulassen. Und nun betragen Sie sich anständig, und lassen Sie das Klingeln, sonst häng' ich die Schelle ab."

„Quaddler, äch bränge Sä äns Zochthaus wägen wäderrechtlicher Freiheitsberaubong!"

„Hören Sie einmal, wissen Sie, wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf, so ist das ewige Nachahmen des Herrn Direktors recht

kindiſch, nehmen Sie mir's nicht übel. Es iſt wahr, der Herr Direktor ſprechen ein wenig durch die Naſe, aber ſo ein dummes Geklöne, wie Sie's da zuſammenquatſchen, ſo machen's der Herr Direktor noch lange nicht. Und nun ſag' ich Ihnen zum letztenmal, verhalten Sie ſich ruhig und benehmen Sie ſich, wie es ſich geziemt . . ."

„Aber äch wäderhole Ähnen auf Ähre ond Sälägkeit, der ſchändläche, näderträchtäge Borſche hat den Schlöſſel hänter mär heromgedreht, ähe äch noch woßte, was er vorhatte! Quaddler! Mänſch! Äſel! Sä möſſen mäch doch erkännen! Thun Sä doch Ähre Ohren auf!"

„Was? Eſel nennen Sie mich? Menſch nennen Sie mich? Ei, wiſſen Sie was, da fragt ſich's doch noch ſehr, wer von uns beiden der größte Menſch und der größte Eſel iſt. So was lebt nicht! Nennt ſo ein grüner Junge einen alten, ehrlichen Mann einen Eſel! Selbſt Eſel! . . . Verſtehen Sie mich? Aber warten Sie nur!"

„Ein Äſel fänd Sä ond ein Ochſe dazo!" ſtöhnte Heinzerling verzweifelnd. „Sä wollen alſo nächt öffnen?"

„Ich denke nicht daran."

„Goot! Sehr goot!“ ächzte der Schulmann mit verlöſchender Stimme. „Sehr goot! Äch bleibe alſo äm Carcer! Hären Sä, Quaddler? Äch bleibe äm Carcer!“

„Es ſoll mich freuen, wenn Sie zur Vernunft kommen. Aber nun laſſen Sie mich ungeſchoren. Ich habe mehr zu thun, als Ihre Poſſen mit anzuhören!“

„Quaddler!“ rief Samuel wieder heftiger. „Äch ſitze rohig Stonde för Stonde ab! Verſtähen Sä? Stonde för Stonde! Wä ein ongezogener Jonge erdolde äch däſe empörende Schmach! Hären Sä, Quaddler?“

„Ich gehe jetzt. Arbeiten Sie was.“

„Heiliger Hämmel, mär ſchwändelt der Verſtand! Bän äch denn wärkläch toll geworden! Mänſch, ſo gocken Sä doch wänägſtens einmal dorch's Schlöſſelloch! Dann wärden Sä ja ſähen . . .“

„Ja wohl, damit Sie mir in die Augen blaſen, wie neulich! Das fehlte mir noch! . . .“

„Non denn, ſo gehn Sä zom Teufel. Mät der Dommheit kämpfen Götter ſälbſt vergäbens! Aber komm' äch Ähnen heraus! komm' äch Ähnen

heraus! Ach gäb's Ähnen schräftläch: Sä fänd zom längsten Pädäll gewäsen!"

Quaddler tappte ärgerlich die Stiege hinunter. Dieser Rumpf war wirklich ein Ausbund von Impertinenz! Esel hatte er ihn genannt! Donner und Doria! Seit Frau Kathinka Quaddler das Zeitliche gesegnet, war dergleichen nicht vorgekommen . . .!

Ja, ja, die Herren Primaner!

Samuel Heinzerling maß inzwischen mit großen Schritten die Zelle. Seine ganze Erscheinung gemahnte an den afrikanischen Löwen, den menschliche Gewinnsucht in den Käfig gebannt, ohne die stolze, urwüchsige Kraft seiner edlen Natur brechen zu können. Die Hände auf dem Rücken, das Haupt mit der grauen Mähne wehmütig auf die rechte Schulter geneigt, die Lippen fest aufeinander gepreßt, — so wandelte er auf und nieder, auf und nieder, — die düstersten, menschenfeindlichsten Gedanken im Gemüte wälzend.

Plötzlich spielte ein breites Vollmondslächeln über sein Antlitz.

„Es äst ond bleibt doch komäsch!" murmelte er vor sich hin. „Wahrhaftig! Wenn äch nächt

ſo onmättelbar bei der Geſchächte beteiligt wäre, ächh könnte ſä amöſant fänden . . .“

Er blieb ſtehen . . .

„Gereicht mär däſe Öberliſtung eigentlich zor Schande? Pröfe däch, Samoël! Hat nächt ein bekannter Könäg dem Diebe, der ihm eine Uhr ſtehlen wollte, eigenhändig dä Leiter gehalten? Äſt nächt ſelbſt Förſt Bäsmarck von boshafter Hand ränkevoller Weiſe eingerägelt worden? Hondert andrer Fälle nächt zo gedänken! Ond doch begägnet dä Wältgeſchächte beſagtem König mät Hochachtong! Ond doch gilt Förſt Bäsmarck nach wä vor för den bedeutendſten Däplomaten Europa's! Nein, nein, Samoël! Deine Wörde als Scholmann, als Börger, als gebäldeter Denker leidet nächt äm Geräng ſten onter däſer peinlichen Sätoation! Berohige däch, Samoël . . .“

Er ſetzte ſeine Promenade in befriedigter Stimmung fort. Bald aber unterbrach er ſich von neuem.

„Aber meine Prämaner!“ ſtammelte er erbleichend. „Wenn meine Prämaner erfahren, daß ächh auf dem Carcer geſäſſen habe! Onerträglächer Gedanke! Meine Autorität wäre ein för allemal dahän! Ond ſä wärden es erfahren!

Sä möſſen es erfahren! Äch bän ein för allemal däskredätärt! O ähr Götter, warom habt ähr mär das gethan!“

„Herr Direktor,“ flüſterte jetzt eine wohlbekannte Stimme an der Zellenthüre . . . „Sie ſind noch lange nicht diskreditiert! Ihre Autorität ſteht noch in vollem Flore . . .“

„Rompf!“ ſtammelte Samuel — „Schändlicher, gottvergeßner Mänſch! Öffnen Sä! Augenbläckläch! Betrachten Sä ſäch als moraliſch geohrfeigt! Sähen Sä ſäch för dreifach relegärt an!“

„Herr Direktor, ich komme, um Sie zu retten! Beleidigen Sie mich nicht!“

„Zo rätten? Welche Onverſchämtheit! Aufmachen ſollen Sä, oder . . .“

„Wollen Sie mich ruhig anhören, Herr Direktor? Ich verſichere Sie, alles wird ſich ausgleichen.“

Samuel überlegte.

„Goot,“ ſagte er endlich. „Äch wäll mäch herablaſſen . . . Räden Sä . . .“

„Sehen Sie, ich wollte Ihnen nur zeigen, daß meine Kunſt doch nicht ſo ganz ohne praktiſche Bedeutung iſt . . . Verzeihen Sie, wenn ich

dabei ſcheinbar die vorzügliche Hochachtung und Verehrung verletzen mußte, die ich Ihnen aus vollſtem Herzen zu zollen mir freudig bewußt bin.“

„Sä ſänd ein Schelm, Rompf!“

„Herr Direktor . . . Wie wär's, wenn Sie mir die Carcerſtrafe erließen, die Drohung betreffs der Relegation zurücknähmen und mir erlaubten, über alles Vorgefallne das ſtrengſte Stillſchweigen zu beobachten . . .?“

„Das gäht nächt! . . . Ähre Strafe möſſen Sä abſitzen . . .“

„So? Na, dann leben Sie wohl, Herr Direktor! Klingeln Sie nicht zu viel!“

„Rompf! Hären Sä doch! Äch wäll Ähnen was ſagen . . . Rompf!“

„Bitte . . .!“

„Sä ſänd än välen Bezähongen ein ongewöhnlächer Mänſch, Rompf . . . ond da wäll äch einmal eine Ausnahme machen . . . Öffnen Sä nor!“

„Erlaſſen Sie mir die Carcerſtrafe?“

„Ja.“

„Werden Sie mich relegieren?“

„Nein, än Teufels Namen.“

„Geben Sie mir Ihr väterliches Wort, Herr Direktor!“

„Rompf, was onterstähn Sä säch . . .“

„Ihr väterliches Wort, Herr Direktor!“

„Goot! Sä haben's!“

„Jupiter Ultor ist Zeuge.“

„Was?“

„Ich rufe die Götter zu Zeugen an.“

„Machen Sä auf!“

„Gleich, Herr Direktor. Sie tragen mir's aber auch ganz gewiß nicht nach?“

„Nein, nein, nein! Wärden Sä mäch non bald herauslassen?“

„Sie erteilen mir volle Absolution?“

„Ja, onter der Bedängong, daß Sä nämandem erzählen, wä schwär Sä säch vergangen haben. Äch habe Ähnen ja gesagt, äch halte Sä för einen ongewöhnlächen Mänschen, Rompf . . .“

„Ich danke Ihnen für die gute Meinung. Also mein Ehrenwort: so lange Sie Direktor des städtischen Gymnasiums und Ordinarius der Prima sein werden, soll keine verräterische Silbe über meine Lippen gleiten!“

Und damit drehte er den Schlüssel um und öffnete . . .

Carcer

Wie der Uhlandsche König aus dem Turme, so stieg Samuel Heinzerling an die freie Himmelsluft. Tief holte er Atem. Dann strich er sich mit der Rechten über die Stirne, als ob er sich auf etwas besinne . . .

„Rompf," sagte er, „ach verstähe Spaß . . . Aber . . . nächt wahr, Sä thon mär den Gefallen, mäch nächt wäder mimisch zu kopären? Sä . . . Sä machen dä Geschächte zo ähnläch!"

„Ihr Wunsch ist mir Befehl!"

„Goot! Ond non machen Sä, daß Sä hinonter kommen! Es äst noch nächt drei Värtel. Sä können noch am Onterrächt teilnehmen!"

„Aber würde man nicht stutzen, Herr Direktor? Jedermann weiß, daß Sie mir drei Tage Carcer diktiert haben . . .!"

„Goot! Ach gähe mät Ähnen."

So eilten sie selbander die Treppe hinab.

„Quaddler!" rief der Direktor ins Erdgeschoß.

Der Pedell erschien an der untersten Windung und fragte dienstbeflissen, was der Gebieter zu verlangen geruhe.

„Ach habe dem Rompf aus verschädnen Gründen die drei Tage geschänkt," sagte Samuel.

„Ah . . .! Drum sind der Herr Direktor noch einmal zurückgekommen . . . Hm . . . Ja, aber was ich sagen wollte, der Herr Rumpf war gar nicht ruhig in seiner Zelle. Nichts für ungut, Herr Direktor, aber er hat geschimpft, wie ein Rohrspatz . . ."

„Lassen Sä's goot sein, Quaddler! Ach wäll däßmal aus ganz besondren Motäven Gnade för Recht ergehen lassen. Sä können den Carcerschlöffel abzähen."

Quaddler schüttelte befremdet das Haupt.

„So!" sagte Samuel. „Ond non kommen Sä mät nach der Präma, Rompf!"

Sie wandelten über den Korridor dem Schulsaale zu. Der Direktor klopfte.

„Entscholdigen Sä, Herr Kollege," flüsterte er eintretend im weichsten Moll, dessen sein würdevolles Organ fähig war, — „äch bringe da den Rompf wäder! Knebel . . . Sä erlauben doch, läber Herr Klofenbräcker . . .? Knebel! Schreiben Sä äns Tageboch: Man sah säch bewogen, dem Rompf in anbetracht seines aufrächtäg reuigen Benähmens die in der vorigen Stonde däktärte Carcerstrafe zo erlassen . . . So! Ond non wäll äch nächt weiter stären, verehrter Herr Kollege . . .

Second

Haben Sä's, Knebel? . . . däktärte Carcerstrafe zo erlassen . . ."

„Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Direktor?" fragte der höfliche Mathematiker.

„Ach danke verbändlächst; ach habe för heute genog gesässen . . . Rompf, ach erwarte, daß Sä das Gelöbnis der Bässerung in jäder Hänsicht erföllen. Adieu, Herr Kollege!"

Sprach's und verschwand in den labyrinthischen Gängen des Schulgebäudes. — — — — —

— — Wilhelm Rumpf hielt sein Versprechen aufs Gewissenhafteste.

Er kopierte von jetzt ab nur noch die übrigen Lehrer: Samuel Heinzerlings geweihte Persönlichkeit war ihm heilig und unverletzlich.

Auch bewahrte er das unverbrüchlichste Stillschweigen, bis der Direktor im Herbste desselbigen Jahres auf wiederholtes Ansuchen in den Ruhestand versetzt wurde.

Erst dann erfuhr die jauchzende Prima den Hergang jener unerwarteten Versöhnung.

Rumpfs „aufrächtäge Reue" war für die lachlustige Bevölkerung des Städtchens eine Quelle unendlicher Heiterkeit. Unter denen, die sich am meisten über den Schwank amüsierten, befand sich

der joviale Direktor Samuel Heinzerling, der treffliche Autor der lateiniſchen Schulgrammatik.

Möge es ihm vergönnt ſein, noch recht oft beim ſchäumenden Glaſe zu erzählen, wie er den gottloſen Schelm „Wälhälm Rompf“ auf dem Carcer beſuchte . . . „Rompf“ ſeinerſeits wird jenes ſchöne Renkontre im Gebiete Quaddlers nie vergeſſen, und ſollte er ſo alt werden wie Grillparzer.

Ende.

Schriften desſelben Verfaſſers:

Die Claudier.

Roman aus der römiſchen Kaiſerzeit.

Zehnte Auflage.

1. Bd. Mk. 7. Geb. Mk. 8.

Stimmen der Preſſe:

„Peſter Lloyd“: Mit einem Schlage hat ſich Eckſtein in die Reihe der bedeutendſten Romanſchriftſteller Deutſchlands emporgeſchwungen. Die „Claudier“ ſind ein geſchloſſenes Kunſtwerk . . . . . Ein wundervoller dreibändiger Roman mit einer Fülle von Figuren und überraſchenden Scenerien.

„Neue freie Preſſe“: Eckſtein ſteht auf ſtarken Füßen, und mancher Kranz dürfte ihm in Zukunft noch gewunden werden.

„Grazer Tagespoſt“: . . . Der Glanz eines ſchriftſtelleriſchen Könnens, welchem nicht leicht etwas mißlingt, charakteriſiert nach dieſer entſcheidenden Leiſtung unſeren Autor . . . Die „Claudier“ haben nach Form und Inhalt ſo viel Beſtechendes, daß an einem großen Erfolge beim Leſepublikum nicht gezweifelt werden kann. Und doch ſind die beſten Vorzüge des Werkes keine oberflächlichen; es ſind ſolche, die man nicht hoch genug anſchlagen kann: ein ſchönes, echt künſtleriſches Ebenmaß der Darſtellung, Reichtum und Lebendigkeit der Erfindung . . .

Robert Hamerling.

„Neues Wiener Tageblatt“: Man iſt zuerſt überraſcht, den formvollendeten Dichter humoriſtiſcher Epen in ſchwerer hiſtoriſcher Gewandung einherſchreiten zu ſehen: aber die Überraſchung weicht zauberhaft ſchnell, ſowie man bemerkt, er meiſtere ſeinen Stoff mit feſter Hand und beherrſche ihn durchaus.

„Frankfurter Zeitung“: Eckſteins „Claudier“ ſind des Autors erſte Leiſtung auf dieſem Gebiete, ſie ſind jedoch das Werk eines Meiſters.

„Deutſches Montagsblatt“: . . . Hier wie in vielen anderen Stellen des großartigen Werkes ſteht Eckſtein auf dem Höhepunkte ſeines dichteriſchen Schaffens, der kaum noch überſchritten werden kann. Wir kennen kaum einen Roman der neueren Zeit, der uns eine ſolche Menge plaſtiſcher, intereſſanter und herzbewegender Charaktere gebracht hätte, wie das dichteriſche Füllhorn dieſer „Claudier“.

„Neues Peſter Journal“: Ein prachtvolles Werk!

„Deutſche Zeitung“: . . . Ein harmoniſch abgerundetes Kunſtwerk!

„Breslauer Zeitung“: . . . Die „Claudier“ ſtellen Eckſtein unter die hervorragendſten Romanſchriftſteller der Gegenwart.

„Beilage zur Augsburger Allgem. Zeitung“: . . . Als die Perlen dieſer Begabung betrachten wir die plaſtiſche Kraft, mit der er lebendige Menſchen und ſinnfällige Situationen geſtaltet, die pſychologiſche Meiſterſchaft, mit der er jene reden, handeln, leiden, und die dramatiſche Kunſt, mit der er dieſe vor unſeren Augen ſich vollziehen läßt.

„Das Magazin für die Litteratur“: Ernſt Eckſtein iſt es, der durch ſeinen dreibändigen römiſchen Roman „Die Claudier“ dermalen der litterariſche Held des Tages geworden iſt.

„Chicago Tribune“ (28. Dec. 1882). A fascinating, a powerful romance. (Ein bezauberndes, ein gewaltiges Werk.)

Ferner:

Pruſias.

Roman aus dem letzten Jahrhundert der römiſchen Republik.

Vierte Auflage.

3 Bände. Mk. 12. Geb. Mk. 15

Ferner:

Das Vermächtnis.

Roman aus der Gegenwart.

Vierte Auflage.

3 Bde. Mk. 12. Geb. Mk. 15.

Stimmen der englischen und amerikanischen Presse über „Das Vermächtnis“:

. . . Seit dem Erscheinen von „Soll und Haben“ ist uns kein deutscher Roman zu Gesicht gekommen, der — auf dem gleichen Gebiete — mit dem „Vermächtnis“ von Ernst Eckstein rivalisieren könnte. Es ist ein packendes Gemälde großstädtischen Lebens, und die Charaktere, mögen sie nun behaglich, komisch, tragisch sein, oder ein Gemisch dieser drei Gattungen repräsentieren, sind bewunderungswürdig gezeichnet. Echt deutsche Sorgfalt und Gediegenheit verbindet sich in Ecksteins Werk mit einem Gefunkel und einer Verve, die durchaus französisch erscheint, und zwar französisch im besten Sinne des Wortes . . . **Mirror, Baltimore.**

. . . Der spezifische Wert des Buches besteht in den mustergültigen, scharf umrissenen Bildern deutschen Lebens . . . **Sunday Star.**

Ernst Eckstein, bis dahin bekannt als der Verfasser altklassischer Romane, hat hier ein Genrebild deutschen Lebens geliefert . . . Nach unsrer Ansicht ist dieses Werk sein am meisten vollendetes . . .
San Francisco Bulletin.

. . . Das neueste uns vorliegende Werk ist betitelt: „Vermächtnis“. Sein Verfasser ist Ernst Eckstein, der Autor des brillanten historischen Romans „Die Claudier“. Die Erzählung entwickelt sich mit der vollendetsten dramatischen Kraft . . . **Boston Herald.**

Das „Vermächtnis“ von Eckstein ist das neuste und beste Werk des Verfassers. Die Personen, die Ereignisse der Erzählung sind originell, die Verwicklung ist ingeniös, die Handlung rasch und so packend, daß sie selbst den blasiertesten Romanleser reizen muß. Der Charakter des Schulmeisters Heinzius würde allein ausreichen, um den Ruf eines selbst bis dahin unbekannten Schriftstellers zu begründen, und das Werk enthält noch andere ähnliche Genrebilder von nicht geringerer Meisterschaft. Ernst Eckstein glänzt namentlich in der Zeichnung seiner weiblichen Charaktere. Das Buch enthält deren mehrere, die in ihrer klaren, farbenprächtigen Zeichnung um die Erwerbung unsrer Sympathie wetteifern.
Journal of Commerce.

Ferner:

Aphrodite.

Roman aus Alt-Hellas.

Fünfte Auflage. Mk. 6. Geb. Mk. 7.

Pia.

Roman aus dem dreizehnten Jahrhundert.

Dritte Auflage. Mk. 6. Geb. Mk. 7.

Jorinde.

Zweite Auflage. Mk. 6. Geb. Mk. 7.

Doña Lucrecia.

Novellen.

Zweite Auflage. Mk. 3. Geb. Mk. 4.

Eingeschneit.

Novelle.

Mk. 2.50. Geb. Mk. 3.

Venus Urania.

Humoristisches Epos.

Fünfte Auflage.

Mk. 2. In Liebhaber-Einband Mk. 3.

Murillo.

Ein Lied vom Guadalquivir.

Zweite Auflage.

Miniatur-Ausgabe in Originalband Mk. 3.

Die vier Lebensalter.

Studien und Beiträge zu ihrer Charakteristik.

Mk. 2. Geb. Mk. 3.

Schulhumoresken.

Preis eines jeden Bändchens Mk. 1.

Humoriſtiſche Werke

aus

Philipp Reclam's Univerſal-Bibliothek.

Blumauer, Aloïs, Virgils Aeneis. Traveſtie. 40 Pf. — In elegantem Leinenband 80 Pf.

Bögh, Erik, Humoriſtiſche Vorleſungen. Aus dem Däniſchen von Wilhelm Lange. 2 Bände. à 20 Pf.

Inhalt. 1. Bd.: Ueber Tanten. Wie man ein prächtiger Menſch wird. Die vier Temperamente. Die Kehrſeite der Couliſſen. Ueber Verlobungen. — 2. Bd.: Ueber das Verlieben. Herr Sörenſen. Ueber die Dichter. Frauenemancipation. Ueber die Kritik.

Brentano, Fritz, Heitere Geſchichten. Preis: 20 Pf.

Inhalt. Van Bock und meine erſte Liebe. Taps. Die Brillanten des Studenten. Herr Schnorps und ſein Frack. Der Herr Baurat.

Bürger, G. A., Des Freiherrn von Münchhauſen wunderbare Reiſen und Abenteuer zu Waſſer und zu Lande, wie er dieſelben bei einer Flaſche im Zirkel ſeiner Freunde zu erzählen pflegte. Preis: 20 Pf. — In Leinenband 60 Pf.

Cronheim, Reinhold, Fähnrichsgeſchichten. Humoresken. Preis: 20 Pf.

Inhalt. Des Fähnrichs erſte Liebe. Der Ballheld. Der Pechvogel. Eine Landpartie. Die Statue. Vier Freunde.

Daudet, Alphonſe, Die wunderbaren Abenteuer des Herrn Tartarin aus Tarascon. Deutſch von Adolf Gerſtmann. Preis: 20 Pf.

Deniſon, M. A., So'n Mann wie mein Mann. Eine Eheſtands-Humoreske. Aus dem Engliſchen von P. Heichen. Preis: 40 Pf. — In elegantem Leinenband 80 Pf.

Detmold, Joh. Herm., Randzeichnungen. — Anleitung zur Kunſtkennerſchaft. Satiren. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.

Eckſtein, E., Humoresken. 2 Bände. à 20 Pf.

Inhalt. 1. Bd.: Arzt und Autor. Die rothe Jula. — 2. Bd.: Wider den Strom. Die Feuerſpritze. Eine Abendwanderung. Der alte Schreiber.

Gaudy, Fr. Frhr., Aus dem Tagebuch eines wandernden Schneidergeſellen. 20 Pf. — In eleg. Leinenband 60 Pf.

—, Schülerliebe und andere Humoresken. Preis: 20 Pf.

Habberton, John, Helene's Kinderchen. Humoreske. Deutſch von M. Greif. 40 Pf. — In eleg. Leinenband 80 Pf.

—, Andrer Leute Kinder oder Bob und Teddi auf Reiſen. Deutſch von M. Greif. 60 Pf. — In eleg. Leinenband 1 M.

Jerrold, Douglas, Frau Kaudels Gardinenpredigten. Deutsch von Dr. Carl Tornow. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.

Knigge, Adolph Freiherr, Die Reise nach Braunschweig. Ein komischer Roman. Preis: 20 Pf.

Kock, Paul de, Der bucklige Taquinet. Komischer Roman. Deutsch von H. Denhardt. Preis: 40 Pf.

Kortum, Dr. Carl Arnold, Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Theilen. Mit einer literarhistorischen Einleitung von Friedrich Schnettler. 60 Pf. — In elegantem Leinenband 1 M.

Lenz, Philipp, Militärische Humoresken. 5 Bände. à 20 Pf. — In 1 eleganten Leinenband 1 M. 20 Pf.

Inhalt. 1. Bd.: Herr Mandelbaum in Uniform. Die Bataillonsfahne. Hahns Streiche. — 2. Bd.: Das Trinkgeld. Die langen und die kurzen Hosen. — 3. Bd.: Ein Spazierritt. Des Lieutenants Hund. Der Besuch beim Lieutenant. Sergeant Meyer. — 4. Bd.: Die Uhr. Die Strafpredigt. — 5. Bd.: Der Säbel. Auf Strafwache. Unser Franzose.

Lichtenberg, Georg Christ., Ausgewählte Schriften. Herausgegeben u. mit Anmerkungen von Eugen Reichel (Eugen Leyden). Preis: 80 Pf. — In eleg. Leinenband 1 M. 20 Pf.

Mark Twain, Ausgewählte Skizzen. Deutsch von Wilhelm Lange und H. Osmin. 4 Bände. à 20 Pf.

Märzroth, Dr., Lachende Geschichten. Humoristische Erzählungen und heitere Geschichten. 4 Bände. à 20 Pf.

Inhalt. 1. Bd.: Das Veilchen von Dürphausen. Vom Affen zum Menschen. Ein Duell als Medicin. Von einem scharfen Messer. Allerlei Zauber. — 2. Bd.: Fräulein Dirndl. Sand aus Arabien. Gegen Zahnschmerzen. Erzählungen aus der Grenzwachstube. Er bringt seine Frau. Eine Lection. Flammende Herzen und flimmernde Steine. — 3. Bd.: Siglinde. Eine lustige Dorfgeschichte. Falsche Zähne. Touristen. Der erschlagene Schneider. — 4. Bd.: Ein berühmter Name und seine Folgen. Geschichte eines Buches. Sie kann nicht schlafen. Bacchus. Die gefährliche Cur. Große Hände. Schaum. Der Backofen als Heirathsvermittler. Zum Schnepfenkogel. Eine Lebensfahrt.

Müller, Johann Gottwerth, Siegfried von Lindenberg. Preis: 80 Pf.

Nötel, Louis, Vom Theater. Humoristische Erzählungen. 5 Bände. à 20 Pf.

Inhalt. 1. Bd.: Eine Benefiz- und Liebesgeschichte. Auf Umwegen ans Ziel. Eine Nacht im „Elend". — 2. Bd.: Wüsten-

feld und die Ritterstiefel. — 3. Bd.: Erlebnisse eines angehenden Bühnen-Künstlers. Eine Gespenstergeschichte. — 4. Bd.: Die Himmelsstürmerin. Eine „Spritztour". — 5. Bd.: Adam Deutsch's Hochzeit. Ein Sommer in Ostfriesland. Hinter den Coulissen des Burgtheaters.

Pötzl, Eduard, Kriminal-Humoresken. Skizzen und Typen aus den Wiener Gerichtssälen. 3 Bändchen. à 20 Pf.

Schönthan, Franz und **Paul von,** Kleine Humoresken. 4 Bände. à 20 Pf.

Inhalt. 1. Bd.: Wie's gemacht wird. Die Berliner Dichterschule. „Der geriebene Salamander". Ein unberührtes Muster. Eine gute alte ehrliche Haut. O diese Franzosen! Eine eigenthümliche Geschichte. Eine Seelen-Umarmung. Eine wahnsinnige Idee. Schriftsteller unter sich. Marx. Der Chapeauclaque. — 2. Bd.: Ein Frack. Lustspielstoffe. Im Schlafwagen. Ein Komödiant der alten Schule. Auch ein Naturalist. Das Jubiläum der tausend Stockstreiche. Eine kritische Erinnerung. Herbsturlaub. Die Geschichte zu einer Pointe. Eine Welt voll Lügen! „Dekamerone" und kein Ende! „Gesellschaft". Bühne und Marine. Eine alte Frau. — 3. Bd.: Die Insel der Seligen. „Die Ueberbürdung der Jugend . . ." „Ich erlaube mir, mich Ihnen vorzustellen . . ." Ein „scharfer Kritiker". Auch ein Liebesdrama. Der Kuß der Soubrette. Ein Compagnieroman. Eine Maskenballbekanntschaft. Wieder einmal für die Frauen. Hasenbraten. Was einem Künstler Alles passirt. Ein Königreich für einen Salonrock. Der traurige Pierrot. Das Ballkleid. Beim Doctor der Dicken. — 4. Bd.: Das Musikalbum. Das Tagebuch. Der Klaviersegen. Kleine Münze. Des Hungerbilettanten Hugo Pinne achtstündiges Fasten. Im Liebhabertheater. Ein Projektemacher. Epigramme und Sprüche. Ein seltener Mensch. Der gute Ton. Kate-Kate. Erholungsreisen. Heinrich Heine's Stiefelknecht. Ein Hausball bei Nabobs. In der Bavaria. Das verunglückte Denkmal.

Schönthan, Paul von, Kindermund. Gesammelte Aussprüche und Scenen aus dem Kinderleben. Preis: 20 Pf. In elegantem Leinenband 60 Pf.

—, Der Kuß. Gereimtes und Ungereimtes über den Kuß. Preis: 20 Pf. In elegantem Leinenband 60 Pf.

Schröder, Willem, De Plattdüdsche Sprückwörder-Schatz, d. i. Dusend plattdüdsche Sprückwörders van A — Z, Ostfresische, Oldenborgische, Hannoversche, Holsteensche, Mecklenbörgische u. A. En spaßig un lehrriek Book för lütje un groote Lühde. Preis: 20 Pf.

Schröder, Willem, Plattdüdsche Leeder un Döntjes. Preis: 20 Pf.

Schröder, W. und **A.,** Humoresken. 6 Bände. à 20 Pf.

Inhalt. 1. Bd.: Der schlimme Peter. Ein Walzer auf dem Harburg-Hamburger Dampfboot. Eine studentische Jugend-Erinnerung. — 2. Bd.: Schneider Piepenbrinks Jagd auf 'nen Büffel in der amerikanischen Prärie. Midden dorch de Kutsch. Eine Hasenjagd zu Wasser. Eine Seydelmann-Anekdote aus dem Bremer Rathskeller. Aus Hinnerk Swinegel's Jugendleben. — 3. Bd.: Ein welfisches Schnupftuch. Die Trompeter auf der Schloßbrücke. Die einjährig-freiwillige Kanone. Der Todtenschein. Ein Studenten-Walzer im Schnee. — 4. Bd.: Der Globus. Husarentrompeter und Schneidergesell. De Buurjung as Breefdräger. Ein Küchenroman. Teufelswerk. Ein Heidenspaß. Der Hasenfänger. — 5. Bd.: Erinnerungen eines jungen Comödianten. Affenliebe und Affenrache. Dat is mien Popp. Mäßigkeitsverein in Spiritus. Der sonderbare Taufname. — 6. Bd.: Nelson mit'n Apen. Wilhelm Schröder und sein „Bibi". Eine kleine Judengeschichte. Eine Spitzbubengeschichte aus guter alter Zeit. Die rothe Meldung. Wie en ohld Minsch to Dode kummt. Baron von Schlumps Abenteuer. Will you serve the Queen?

Sterne, Laurence, Empfindsame Reise durch Frankreich und Italien. Deutsch von **Friedrich Hörlek.** Preis: 20 Pf. — In elegantem Leinenband 60 Pf.

—, Leben und Meinungen des Herrn Tristram Shandy. Deutsch von **Adolf Seubert.** Preis: 1 M. — In elegantem Leinenband 1 M. 50 Pf.

Vacano, E. M., Humbug. Eine wunderliche Historie. Preis: 20 Pf.

Velde, C. F. van der, Das Liebhaber-Theater. Humoreske aus dem ersten Zehntel des neunzehnten Jahrhunderts. Preis: 20 Pf.

Wolzogen, Alfred Freiherr von, Zwei Humoresken. Preis: 20 Pf.

Zacharia, J. F. Wilh., Der Renommist. Ein scherzhaftes Heldengedicht. Preis: 20 Pf.

Zschokke, Heinrich, Tantchen Rosmarin. — Das blaue Wunder. Zwei Humoresken. Preis: 20 Pf.

Maria la Brusca.

Novelle

von

Ernst Eckstein.

Leipzig,

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

1553

Zur Zeit Lorenzo's des Prächtigen stand in einem der nördlichen Stadtviertel von Florenz ein großes, prunkvolles Gebäude, das, halb Palast, halb Villa, die Vorzüge beider architektonischen Formen in sich vereinigte. Die Frontseite war ganz in jenem vornehm kolossalen Stile gehalten, der durch die Mediceer in Aufnahme kam und seine schönsten Triumphe in dem Palazzo Strozzi feierte. Mit allem Luxus der damaligen Civilisation ausgestattet, reihte sich hier ein geräumiges Gemach an das andere, — nach unsern modernen Begriffen fast zu groß und zu gewaltig, um das volle Behagen einer Privatwohnung zu ermöglichen. Dieser vordere Theil des Palastes ging nach einer der belebtesten Straßen und enthielt die eigentlichen Wohnräume des Besitzers. Die Rückseite stieß dagegen an blühende Gärten, deren trauliche Stille zu dem geräuschvollen Treiben, wie es draußen an der Façade vorüberwogte, einen wohlthuenden Contrast bildete. Die riesigen Bossagen und Quadern des Bauwerkes ließen den Straßenlärm nur in kaum vernehmlicher Abdämpfung in diese idyllische Einsamkeit herüberklingen; und wenn man in jenen prunkvoll eingerichteten Vorgemächern das Gefühl hatte, mitten im Centrum der großen Welt zu athmen, so glaubte man sich hier von den Bestrebungen des Zeitalters meilenweit entfernt, nur sich und seiner Beschaulichkeit überlassen. Diese Rückseite des Palastes trug denn auch in ihrer ganzen architektonischen Anlage die unverkennbare Absicht eines stillen Naturgenusses. Geräumige Loggien, von üppigen Schlinggewächsen umrankt, luden zur träumerischen Ruhe ein, und der weit hervorspringende Söller,

dessen Ueberdachung sich thurmähnlich über den First des Palastes empor hob, eröffnete eine unvergleichliche Aussicht auf das villenbesä'te Thal und die Höhen von Fiesole.

Der glückliche Eigenthümer dieser Herrlichkeiten war ein junger Edelmann, mit Namen Alessandro de' Carmoli. Schon früh in den Besitz eines ungeheuren Vermögens gelangt, hatte er sich seit Jahren daran gewöhnt, die Welt als eine große Vergnügungsanstalt zu betrachten, deren vornehmste Aufgabe darin bestehe, ihm auf möglichst angenehme Weise die Zeit todtschlagen zu helfen und dafür als Gegenleistung seine blanken Dukaten in Empfang zu nehmen. Niemals hatte er einen Wunsch ausgesprochen, ohne daß Hunderte von Händen sofort die Erfüllung angestrebt hätten; und da in dem Florenz der Mediceer, so gut wie heutzutage bei uns, die meisten Dinge für Geld zu beschaffen waren, so kam es selten oder nie vor, daß diese Erfüllung ausblieb. Wo sein Rang und sein Vermögen nicht in die Wagschale fielen, da erreichte er das Ziel durch die unbestreitbaren Vorzüge seiner Persönlichkeit. In ganz Florenz gab es keinen Cavalier, der ein so unerhörtes Glück bei den Frauen hatte, wie Alessandro. Schön und stattlich wie ein Apollo, verband er mit dem Zauber seiner äußeren Erscheinung eine ungewöhnliche geistige Begabung, die, von dem Schicksal in andere Bahnen gelenkt, ohne Zweifel schon frühzeitig Hervorragendes geleistet hätte. So beschränkten sich jedoch seine Interessen auf das übliche Maß von Kunst- und Literatursinn, wie es unter der Herrschaft jenes geistvollen Fürstengeschlechts, das dem ganzen Zeitalter seinen Namen gab, für jeden Mann von Bildung unerläßlich war. Genügte das nicht zur Hervorbringung selbstständiger Schöpfungen, so war es vollkommen ausreichend, um die eleganten Damen der Arnostadt zu entzücken, und ihnen das Urtheil aufzudrängen, Alessandro de' Carmoli sei der schönste, liebenswürdigste, und bestunterrichtete Mann seines Jahrhunderts.

An dem Tage, an welchem unsere Erzählung beginnt, saß der junge Edelmann, den rechten Arm im Verbande, auf einer der blütenumrankten Loggien seines Palastes und blickte, etwas gelangweilt, auf die saftgrünen Wipfel der Citronenbäume, die unmittelbar vor dem Altan einen künstlichen Hain bildeten. Es war gegen Ende Mai, und die Atmosphäre hatte, zumal hier in der abgeschlossenen Stille der Gärten, etwas Einschläferndes.

Alessandro gähnte und richtete sich ein wenig im Sessel auf; wie es schien, um sich bequemer zurecht zu legen. Plötzlich machte der Ausdruck von Müdigkeit, der über seinen Zügen lag, einer unverkennbaren Neugierde Platz. Sein Blick schweifte über die Umfriedigungsmauer des Gartens in einen Hofraum hinüber, wo ein basaltener Triton von sehr roher Arbeit aus einer Muscheltrompete einen Wasserstrahl in das Becken sendete, das ihm als Kahn diente. Dort stand, von dem Grün des Strauchwerks, das hinter der Mauer aufragte, halb verdeckt, ein junges Mädchen in schlichter, häuslicher Kleidung. Sie hatte zwei kupferne Eimer zu dem Brunnen herangeschleppt und war eben damit beschäftigt, das eine der beiden Gefäße von dem Tritonen füllen zu lassen. Wie sich die schlanke Gestalt so über den Rand des Beckens beugte, die beiden bis zur Schulter entblößten Arme an dem Henkel des Eimers, das lange, blonde Haar nachlässig in einen Knoten geschürzt, erinnerte sie fast an die biblische Rahel.

Alessandro barg sich hinter der Säule der Loggia, damit die schöne Unbekannte am Brunnen ihn nicht wahrnehmen möchte. Ein Lächeln des Wohlgefallens glitt über sein bleiches, vornehmes Antlitz. Drei, vier Minuten lang verharrte er so in schweigender Anschauung, bis das Mädchen die beiden Eimer gefüllt hatte und im Innern des Hauses verschwunden war.

Er legte sich jetzt wieder in seinen Sessel zurück, bettete den Arm, der während der ungünstigen Stellung von vor-

hin etwas gelitten hatte, sorgfältig auf dem Seitenpolster und zog dann die Glocke.

Ein greiser Diener trat in die Pforte.

— Ah, Ihr seid es, Pietro, sagte der junge Edelmann, augenscheinlich enttäuscht. Wo ist Geronimo?

— Draußen vor der Stadt bei der Einweihung der neuen Kirche. Ihr habt ihm ja selbst die Erlaubnis ertheilt, Signore. Uebrigens wird er in einer Stunde zurück sein.

— Es ist gut, sagte Alessandro gleichgiltig.

— Wenn ich vielleicht in der Zwischenzeit . . .

— Nein, o nein, es ist nichts für Euch. Macht nur, daß Ihr wieder hineinkommt, Alter. Ich sehe Euch ohnehin an, daß ich Euch im Mittagsschlaf unterbrochen habe.

— Vergebung, entgegnete Pietro, aber zum Schlafe fehlt mir just das Nöthigste, die Zeit. Ihr wißt ja, Herr, die Angelegenheit mit dem Vignenbesitzer vor der Porta Romana, dem Ihr aus christlicher Liebe seine zwei schönen Weinberge ruinirt habt, ist noch immer nicht beigelegt. Wenn ich nicht alles aufböte, um den erbitterten Contadino zur Nachsicht zu stimmen, die Sache könnte noch jetzt vor den Principe kommen. Ich war eben wieder in Eurem Interesse thätig und habe zwei lange, umständliche Briefe geschrieben, eine Arbeit, die mir bei meinen achtzig Jahren wahrlich nicht halb so leicht fällt, wie Euch ein Dutzend übermüthiger Streiche.

— Ja, ich weiß, Ihr seid eine ehrliche Seele, erwiderte Alessandro. Wenn Ihr nur etwas mehr Verständnis besäßet für die Rechte einer fröhlichen Jugend! Mein Gott, was will der alte Narr da draußen mehr, als daß ich ihm seinen Schaden wieder vergilte? Das wäre das Aeußerste, selbst wenn die Sache zu Ohren des Fürsten gelangte.

— Ihr irrt, Herr, sagte Pietro sehr ernst. Muß ich Euch daran erinnern, wie es dem jungen Grafen von Arezzo erging, als er sich einen ganz ähnlichen Scherz auf

dem Wege nach Fiesole erlaubte? Alle Bemühungen seiner Verwandten blieben erfolglos: er ward außer Landes verwiesen, und nun darf er zusehen, wie er diesen Urtheilsspruch wieder rückgängig macht.

— Nun ja doch, Ihr habt Recht, Alter! Es war ein thörichter Streich. In Zukunft sollt Ihr nicht wieder zu klagen haben.

Pietro seufzte.

— Dies Versprechen habt Ihr mir noch jedesmal gegeben, Signore, und doch . . . (er deutete auf den Arm seines Gebieters) . . . erst gestern . . .

Schweigend richtete er die Augen gen Himmel, als mache er dem Schicksal einen Vorwurf daraus, daß er, Pietro, so Trauriges an seinem Liebling erleben müsse.

— Pah, es ist nicht der Rede werth, versetzte Alessandro, indem er den Arm, wie um die Wahrheit seiner Worte zu beweisen, vom Polster hob. Ein leises Zucken, das über sein Antlitz flog, strafte ihn Lügen.

— Nicht der Rede werth? wiederholte der Diener. Und wenn ich Euch mein Wort darauf gebe, daß Ihr mindestens vier Wochen damit zu thun habt? Der Arzt hat die Sache durchaus nicht so leicht genommen.

— Die Aerzte verstehen ihr Handwerk und sind allezeit schwarzsichtig, schon aus Grundsatz. Es ist rühmlicher, eine schwere Verwundung geheilt zu haben, als eine Schmarre.

— Aber gesteht doch selbst, Herr, es war ein unverzeihlicher Leichtsinn! So ohne Weiteres mit Eurem zierlichen Flederwisch einen Gegner anzufallen, der das blanke Soldatenschwert an der Seite trug! Wahrhaftig, wenn der Zufall den Streit nicht getrennt hätte, so könnte ich jetzt an Eurem Sarge weinen!

— Gleichviel! Und wäre mein Degen aus Papier gewesen, ich hätte dem aufgeblasenen Schuft übers Gesicht fahren müssen! Diesen Hohn ertrage ein anderer!

— Ich versichere Euch, Vicenzo de' Lodi ist ein durch-

aus ehrenwerther Cavalier; und wenn Euch der alte, vererbte Haß nicht verblendete . . .

— Schweigt! unterbrach ihn Alessandro barsch. Ich dulde nicht, daß sich in meinem eigenen Hause jemand zum Vertheidiger dieses Elenden aufwirft. Reißt er nicht jeden Vorwand vom Zaune, um mir die schmachvollsten Kränkungen zu bereiten? Sucht er mich nicht bei jeder Gelegenheit in den Augen meiner Mitbürger herabzusetzen? Lange genug habe ich geschwiegen: jetzt endlich ist mir das Blut übergekocht, und . . .

— Und die Folge davon ist, ergänzte Pietro, daß Ihr nur wie durch ein Wunder dem Tode entgangen seid. Nein, Herr, wenn das Recht und Sitte unter den vornehmen Cavalieren ist, so lobe ich mir's, als einfacher Bürgerssohn geboren zu sein, der nur den Vorschriften seines Herzens und der allerheiligsten Religion folgt, ohne sich um Eure sogenannte Ehre zu kümmern.

— Das versteht Ihr nicht! Schafft mir jetzt ein paar Erfrischungen heraus und vergeßt nicht, mir rechtzeitig den Geronimo zu schicken.

Der Diener trug schweigend ein eisernes Tischchen mit Wein und Früchten herzu und entfernte sich dann, ein paar unverständliche Worte durch die Zähne murmelnd.

Nach Verlauf einer Stunde pochte es leise an die Thüre. Gleich darauf erschien eine kräftige Männergestalt mit pfiffigem, fast verschmitztem Gesichtsausdruck, und näherte sich mit einer tiefen Verbeugung der Stelle, wo Alessandro, der inzwischen die Flasche Cyperwein bis zur Hälfte geleert hatte, im Halbschlummer lag.

— Eure Herrlichkeit haben befohlen? sagte der Eintretende.

— Kommst du endlich? gab Alessandro zur Antwort, ohne seine Lage zu verändern. Was in aller Welt war

nun da draußen zu sehen, daß du wie ein neugieriges Frauenzimmer von der Partie sein mußtest?

— Zu sehen . . . nun, nicht gerade Absonderliches; aber desto mehr zu hören, mit Euer Gnaden Erlaubnis.

— Wie so?

— Nun, ich traf den Untersecretär des Conte di Basso . . . Eure Herrlichkeit wissen ja, den kleinen, freundlichen Burschen, der sozusagen des Grafen rechte Hand ist, und um alle diplomatischen Geheimnisse weiß.

— Nun, und weiter?

— Nun, der gute Junge hat mir allerlei erzählt, was uns sehr nahe angeht, mit Erlaubnis von Euer Gnaden.

— Laß jetzt das ewige ‚Euer Gnaden', und sprich rund weg, was du ausgespürt hast. Wahrscheinlich wieder irgend ein alberner Stadtklatsch, wie neulich, als du behauptetest, die Principessa . . .

— Nicht doch, unterbrach ihn Geronimo zuversichtlich. Es handelt sich vielmehr um eine sehr unzweideutige Aeußerung des Fürsten, die Euch jedenfalls überraschen wird. Ihr müßt nämlich wissen, Herr, die Geschichte mit dem Vignenbesitzer ist ruchbar geworden.

— Was? rief Alessandro, ein wenig verblüfft, der Fürst hätte erfahren . . . Aber das ist nicht möglich! Pietro sagte mir noch vorhin . . .

— Es ist so, wie ich Euch sage. Der Fürst weiß alles; er weiß sogar, was Ihr gestern mit dem Signore de' Lodi vorhattet.

— Verwünscht! brummte Alessandro, sich die Lippen nagend. Nun, und weiter?

— Nun, der Fürst hat den Vorstellungen seiner Gemahlin, deren besonderer Gunst Ihr Euch zu erfreuen scheint, für diesmal noch nachgegeben und will ein Auge zudrücken: natürlich unter der Voraussetzung, daß Ihr den Vignenbesitzer entschädigt und den feierlichen Schwur ab-

legt, Euch nie wieder mit Vicenzo de' Lodi im Zweikampf zu messen. Aber . . .

Geronimo stockte. Alessandro gab ihm einen ungeduldigen Wink, fortzufahren.

— Aber, sagte der Diener zögernd, wenn Ihr . . . Gestatten mir Euer Gnaden, ganz ohne Rückhalt die Worte zu wiederholen, die Seine Hoheit gebraucht haben?

— Ganz ohne Rückhalt!

— Seine Hoheit sprachen wörtlich wie folgt: ‚Dieser Alessandro ist ein Narr und ein Raufbold. So wahr ein Gott über uns waltet, bei der nächsten Tollheit, die er begeht, spreche ich ihn seines Ranges und seiner Güter verlustig und jage ihn wie einen Bettler über die Grenze!'

— Sehr gütig! Sehr gütig! sagte Alessandro, nur mühsam seine Erregung bezwingend. Der Principe scheint völlig verlernt zu haben, was man dem Sohn einer der ältesten Familien des Landes schuldig ist. Nächstens erleben wir, daß er irgend einen mißliebigen Edelmann auf der Piazza della Signoria auspeitschen läßt!

Der Diener zuckte die Achseln.

— Du bürgst mir dafür, daß jedes deiner Worte die lauterste Wahrheit enthält?

Geronimo legte die Hand auf das Herz.

— Ich schwöre Eurer Herrlichkeit, daß ich keine Silbe zu viel noch zu wenig berichte. Es machte mir fast den Eindruck, als hätte der Graf seinen Beamten förmlich beauftragt, uns diese Kunde so unter der Hand zukommen zu lassen. Der Graf leistet Euch dadurch einen unverkennbaren Freundschaftsdienst. Ihr wißt doch jetzt, woran Ihr Euch halten müßt.

Alessandro richtete sich stolz auf.

— Tropf! sagte er wegwerfend, bildest du dir in der That ein, ich könne mich durch eine so erbärmliche Drohung in meiner Lebensweise irgend beschränken lassen? Ich will sehen, wer es wagt, einem de' Carmoli die Freiheit seiner

Handlungen streitig zu machen! Schlimmsten Falls gehe ich ein Jahr lang in die Verbannung; das wäre das Aeußerste.

— Eure Herrlichkeit müssen das natürlich am besten wissen, sagte Geronimo, nachdenklich vor sich hin blickend. Aber was war es doch, Herr, weshalb Ihr mich rufen ließet?

Das Gesicht Alessandro's begann sich aufzuheitern.

— Ah, richtig! versetzte er in einem Tone, der die alte Frische und Leichtlebigkeit wiedergefunden hatte; ich wollte dich fragen, wer mag das allerliebste Kind sein, das vor etwa einer Stunde da drüben am Brunnen Wasser holte und ganz so aussah, als würde es sich der Mühe lohnen, ihr den Kopf zu verdrehen . . .?

Der Diener trat an den Rand der Loggia und blickte nach dem Hofraum hinüber.

— Hm, sagte er nach einer Weile, ein kleines, zierliches Ding? Keck, lebhaft?

— Im Gegentheil, erwiderte Alessandro; eine schlanke, volle Gestalt, blond wie eine Madonna Fra Angelico's.

— Ah, gewiß die Nichte des Waffenschmieds, der seit acht Tagen drüben seine Werkstatt aufgeschlagen hat.

— Was weißt du von ihm?

— Nichts Besonderes. Er wohnte früher über dem Arno, dicht neben dem Haus der kleinen Giannina, mit der ich seiner Zeit — Ihr wißt ja, Signore.

— Also Schmied ist ihr Vater, sagte Alessandro.

— Ihr Oheim, verbesserte Geronimo. Sie ist seit langen Jahren schon eine Waise; ich glaube, ihr Vater war Seiler oder so etwas; jedenfalls sind die Leute einfach genug, um sich glücklich zu schätzen, wenn Euer Gnaden . . .

Ein widerliches Lächeln, das um die dünnen Lippen des Burschen spielte, vollendete die abgebrochene Phrase.

— Und wie heißt sie? fragte Alessandro, ohne auf dieses Grinsen zu achten.

— Ihr Taufname ist Maria, aber ihre Bekannten drüben in der Vorstadt nannten sie ‚La Brusca'. Sie hat in der That etwas Schroffes und Abweisendes, wenigstens jungen Männern gegenüber. Ich könnte Euch da eine Geschichte erzählen . . .

— Das interessirt mich nicht, wehrte Alessandro. Sage mir nur noch eins: ist der Alte sehr argwöhnisch?

— Nicht daß ich wüßte.

Alessandro schien zu überlegen.

— Es ist gut, sagte er nach einer Weile, du kannst gehen. Es versteht sich von selbst, daß du reinen Mund hältst.

Der Diener nahm eine beleidigte Miene an.

— Eure Herrlichkeit, stammelte er vorwurfsvoll, habe ich jemals, seitdem mir die nie genug zu schätzende Ehre zu Theil ward . . .

Alessandro hatte sich bereits wieder in seinen Sessel zurückgelegt und die Augen geschlossen. Geronimo hielt es daher für zweckmäßig, den Rest seiner feierlichen Ansprache zu verschlucken und sich mit einem ehrerbietigen: „Felice sera!" in das Innere des Hauses zurückzuziehen.

Die Wunde Alessandro's war minder gefährlich, als der Arzt und der sorgliche Diener vorausgesehn hatten. Schon nach Verlauf einer Woche durfte er die Binde ablegen und seine früheren Lebensgewohnheiten wieder aufnehmen. Nur das Reiten, seine Lieblingsbeschäftigung, war ihm vorläufig untersagt, da die Führung der Zügel die kaum vernarbte Wunde wieder zu schädigen drohte. Es erschien daher nur natürlich, wenn der junge Cavalier, dem das Zufußegehen auf diese Weise amtlich befohlen ward, seine zahlreichen Mußestunden benutzte, um so oft als möglich an dem alterthümlichen Eckhause der Via degli Orefici vorüber zu schweifen, wo der Waffenschmied Gaetano Soluri mit seiner blonden Nichte Maria la Brusca wohnte.

Wer den ungestümen Charakter des jungen Edelmanns kannte, der mußte die unerhörte Geduld bewundern, mit der er immer und immer wieder die Strecke von seinem Pälast nach dem Stadtthor auf und ab wandelte, obgleich es an dem Eckhause nichts zu beschauen gab, als geschlossene Fensterläden und die Schmiedewerkstätte, wo Gaetano im Kreise seiner Gesellen von früh bis spät mit Hammer und Blasebalg wirthschaftete.

Drei Tage lang hatte jetzt Alessandro seine Belagerungen hier fortgesetzt, ohne die schöne Gegnerin auch nur ein einziges Mal zu Gesicht zu bekommen. Um die Mittagsstunde, wenn er in seiner Loggia weilte, sah er sie regelmäßig in den Hof treten und am Kahn des Trkonen die Eimer füllen: aber hiermit war die Summe seines Minneglückes besiegelt. Das finstere Gebäude in der Via degli Orefici starrte ihn an wie eine unersteigliche Festung, die nirgends die Möglichkeit einer Bresche bot.

Im dunklen Gefühl, daß die Wahl dieses eigenthümlichen Spazierganges Aufsehn erregen müsse, hatte er sich bereits gegen drei oder vier Freunde, die der Zufall des Weges daherführte, nachdrücklich über die balsamische Luft ausgesprochen, die von den Bergen her durch das Thor wehe. Aber schließlich konnten solche Versicherungen nicht vorhalten, und so beschloß er denn, aus seiner beobachtenden Haltung herauszutreten.

Es war um die Stunde des Ave. Die grünen Jalousien lagen, wie immer, fest und geheimnisvoll in der steinernen Umrahmung. Noch einmal warf Alessandro einen verstohlenen Blick auf die schweigsame Frontseite; dann zog er energisch die Brauen zusammen und schritt nun geradewegs auf die Pforte der Schmiede zu.

Was er hier suchte, war ihm wohl selbst noch unklar. Unter den rußigen Burschen an der Esse durfte er das blonde, blühende Kind, dem er nachstellte, am wenigsten erwarten; aber es schien ihm, als knüpfe er mit der Nichte

eine gewisse Beziehung an, wenn er sich mit dem Oheim unterrede.

Gaetano begrüßte den vornehmen Gast mit einer selbstbewußten Höflichkeit, die dem Eintretenden imponirte.

— Was steht Eurer Herrlichkeit zu Diensten? fragte er, den wuchtigen Schmiedehammer auf die Ecke des Ambos stemmend.

In dem Ton seiner Stimme lag etwas Vorsichtiges, um nicht zu sagen Mißtrauisches. Alessandro's häufiges Auf- und Abschreiten mochte in der Schmiede nicht unbemerkt geblieben sein.

Der junge Edelmann war Menschenkenner genug, um dergleichen aus der Frage des Waffenkünstlers herauszulesen.

— Eine Kleinigkeit, Messere Gaetano, versetzte er leichthin. Ich wandle da seit einiger Zeit in Eurer kühlen, schattigen Straße einher, um mich von den Folgen einer Verwundung zu erholen, die ich im Zweikampf erlitten. Ich führte eine Klinge aus der Werkstatt des Messere Antonio Balbi und mußte die trübe Erfahrung machen, daß ein berühmter Name nicht immer die Güte der Waare verbürgt. Der Degen zersprang mir beim ersten Gange wie Glas, und eine Sekunde später hatte ich den Stahl des Gegners im Arme.

— Ah, Ihr wäret der edle Signor Alessandro de' Carmoli? sagte der Waffenschmied, lebhafter werdend. Ich habe von Eurem Zweikampf gehört. Signor Vicenzo de' Lodi, Euer Gegner, ist ein vortrefflicher Fechter. Er zählt übrigens seit Jahren zu meiner Kundschaft.

Der junge Edelmann ließ nicht merken, wie sehr ihn diese Erklärung überraschte, sondern erwiderte lächelnd:

— Just das war es, Messere, was mir soeben durch den Sinn fuhr. Mein seliger Vater pflegte zu sagen: ‚Wenn du einen Rechtsstreit verloren hast, so geh' in Zukunft zu dem Sachwalter deines Gegners.' Ich habe die Vortrefflichkeit Eurer Klinge am eigenen Leibe erprobt und

will mir diese Erfahrung zur Lehre nehmen. Wofern es Euch gut dünkt, seid Ihr von jetzt ab der Einzige, bei dem ich meinen Bedarf an Waffen erstehn werde.

Gaetano verneigte sich. Die Eröffnungen des jungen Mannes schmeichelten ihm doch mehr, als er sich selber bekennen mochte.

— Eure Herrlichkeit denken zu hoch von mir, sagte er lächelnd. Freilich, mit dem Messere Antonio nehm' ich's noch auf, wenngleich die Mode jenen zu begünstigen scheint.

— Verlaßt Euch darauf, das soll mit der Zeit anders werden. Ohne mich rühmen zu wollen, darf ich kühnlich behaupten, daß ich in diesen Dingen ein Wort mitsprechen kann. Habt Ihr nie von dem Schneider am Ponte Vecchio gehört?

— Nein. Was ist's damit?

— Nun seht, dieser ehrliche Bursche war nicht etwa ein Meister in vortrefflichen Umständen, wie Ihr, sondern ein gänzlich heruntergekommener Lazarus, der nicht wußte, wovon er das Brot für den folgenden Tag bestreiten sollte. Eines Morgens geh' ich am Ponte Vecchio vorüber, um durch die Arkaden der Uffizj nach der Piazza della Signoria einzubiegen. Da hält er mich an und bittet flehentlich um eine Unterstützung. Der Mann hatte in besseren Tagen einmal für mich gearbeitet und mich vortrefflich bedient. Gutmüthig wie ich bin, folge ich ihm in sein Magazin und frage ihn nach den Gründen seines Unglücks. Er zuckte die Achseln. ‚Die Madonna mag's wissen,' versetzt er weinerlich. ‚Mir geht eben alles zuwider. Jetzt hab' ich da einen mächtigen Ballen von diesem groben Leinenzeug angekauft, weil der reiche Vignenbesitzer Gasparo Battipaglia mir die Einkleidung seiner sämmtlichen Weinbergsarbeiter zugesagt hatte; und nun stirbt mir der Mann, und die Erben verkaufen die Weinberge bis auf die letzte Hufe, und mir bleibt das Nachsehen.' Er blickte so trübselig vor sich hin, daß ich von Mitleid ergriffen wurde und

auf eine abenteuerliche Idee verfiel. ‚Messere,‘ sage ich, ‚wißt Ihr was? Nehmt mir das Maß und fertigt mir aus diesem Zeuge da einen Leibrock!‘ Der arme Teufel traut seinen Ohren nicht und will Einwände machen. Ich aber bleibe dabei, und drei Tage später bringt er mir das leinene Wamms, elegant zugeschnitten und mit schmalen Sammtstreifen besetzt, in die Wohnung. Desselbigen Abends war ein großes Fest bei dem Conte di Basso. Die Blüte von Florenz erscheint in Seide und Goldbrocat: ich aber trage meinen linnenen Kittel und schreite so stolz durch die gräflichen Prunkgemächer, daß ich sofort die allgemeine Aufmerksamkeit errege. ‚Sieh da, mein lieber de' Carmoli‘, ruft mir der Graf zu, ‚was habt Ihr da für einen hochinteressanten Rock an?‘ ‚Das Neueste, was man hat,‘ versetze ich kaltblütig; ‚das Muster ist direct aus Paris bezogen, und der Schneider am Ponte Vecchio, ein Künstler, der ständige Verbindungen mit dem französischen Hof unterhält, hat ihn angefertigt.‘ ‚In der That,‘ sagt der Graf, ‚ein ganz merkwürdiges Kleidungsstück; aber sehr originell, sehr geschmackvoll!‘ . . . Kurz, ehe acht Tage vergingen, trug die gesammte goldne Jugend von Florenz solche Leinwandkittel, und der gute Schneider hatte ein glänzendes Geschäft gemacht. Natürlich vermochten sich die seltsamen Wämmser nicht lange zu halten; aber der Mann war nun einmal in der Mode, und da er wirklich Vorzügliches leistet, so wird ihm kein Rival den eroberten Rang wieder streitig machen.

Um die Lippen des Waffenschmiedes spielte ein Lächeln der Geringschätzung.

— Das heißt, fügte Alessandro hinzu, ich hoffe, Ihr versteht mich nicht falsch. Ich erzähle Euch diese Geschichte nur, um Euch zu beweisen . . .

— O, ich verstehe sehr wohl, unterbrach ihn Gaetano kopfnickend. Wie dem auch sei, ich rechne es mir zur Ehre, einen so einflußreichen Edelmann unter meine Gönner zu

zählen. Beliebt es Euch, gleich zur Stunde meine Waffen in Augenschein zu nehmen?

— Je eher, je lieber! lautete die lebhafte Antwort.

— Wohlan, so folgt mir; das Waffenlager befindet sich eine Stiege hoch. Ich denke, Ihr sollt zufrieden sein.

Er lehnte den schweren Schmiedehammer, den er während dieser Unterredung in der Hand gehalten hatte, wider die rußige Wand und öffnete die Thür im Hintergrund der Werkstätte. Eine enge, steinerne Wendeltreppe führte von hier ins obere Stockwerk. Langsam und schweigend schritten die beiden Männer die ausgetretenen Stufen hinan.

Alessandro unterdrückte kaum einen Aufschrei des Entzückens, als er beim Eintreten in das geräumige Waffenzimmer den glühendsten Wunsch seiner Seele in unerwarteter Weise erfüllt sah. Sein Blick fiel auf die schlanke Gestalt der blonden Maria. Sie kniete in der Nähe des Fensters vor einem niedrigen Tischchen, auf dem ein halbes Dutzend blitzender Dolche lag. Das blaugrüne Licht, das durch die Spalten der Jalousien hereinfiel, verlieh ihren Zügen etwas Marmorartiges, ohne ihren Liebreiz zu beeinträchtigen. Als sie den Oheim an der Seite eines fremden jungen Cavaliers erblickte, fuhr sie hastig empor und wollte mit einem flüchtigen Gruße vorüber.

— Was suchst du hier? fragte Gaetano verwundert.

— Ich wollte ... Es war wegen des Dolches ... stammelte Maria.

Der Waffenschmied lachte.

— So sind die Weiber, sagte er, halb zu dem jungen Edelmanne gewendet. Selbst die Todesklinge muß prangen und prunken, wie ein Balldiadem. Dacht' ich's doch gleich, daß der einfache Stahl dir zu schlicht sein würde. Nun, du magst dir morgen auswählen, was dir beliebt. Wenn du keinen Damascener mit Diamanten verlangst, so soll dir's gewährt sein.

Maria entfernte sich, ohne etwas zu erwidern. Ales-

sandro empfand es schmerzlich, daß dieses einfache Bürgerskind ihn nicht einmal eines Blickes der Neugierde würdigte.

— Ein artiges Fräulein! sagte er, als die Thür sich hinter Maria geschlossen hatte. Eure Tochter, Messere?

— Meiner Schwester Kind, eine Waise, versetzte Gaetano.

— Und was soll's mit dem Dolche? forschte Alessandro weiter.

— Das ist so eine Idee von ihr. Sie meint, man vertraue besser auf seine eigene Kraft, als auf den Schutz der Gesetze. Neulich, als sie in stiller Nachmittagsstunde zu ihrer Muhme nach Fiesole wanderte, ward ihr ein ungewaschener Gesell so zudringlich, daß sie seiner sich kaum zu erwehren wußte. Zum Glück kamen zwei Officiere des Prinzen die Straße daher, die dem Burschen das Handwerk legten. Seitdem hat sie geschworen, nie wieder unbewaffnet das Haus zu verlassen. Der Dolch begleitet sie sogar Sonntags in die Messe, und im Grunde kann ich's nicht tadeln. Hört man nicht alle Tage, daß selbst junge Cavaliere aus edler Familie . . .

— Ja, ja, unterbrach ihn Alessandro, nicht ohne Verlegenheit, die Vorsicht ist die Mutter der Weisheit. Aber nun zeigt mir Eure Schätze, Messere. Ich möchte ein Schwert erstehen, ganz so, wie Ihr's meinem ehrenwerthen Gegner, dem Herrn Vicenzo de' Lodi, verkauft habt.

— Ganz so ist keine Klinge mehr vorräthig, erwiderte Gaetano.

— Nun, dann laßt sehn, was Ihr habt. Ich denke, wir sollen etwas Geeignetes finden.

Der Waffenschmied lächelte. Schweigend trat er zum nächsten Schrein und schob die Kramme zurück.

— Hier, sagte er, einen bläulich blitzenden Degen mit kunstvoll getriebenem Griff aus der Reihe nehmend. — Was sagt Ihr zu diesem Toledaner?

— Meisterhaft, in der That!

— Ich besaß deren zwei, fuhr der Waffenschmied fort.

Sie waren für den Grafen von Arezzo bestimmt und auf Bestellung verfertigt. Als der junge Brausekopf vor dem Zorn des Principe flüchten mußte, ließ er mich und die Klingen im Stiche . . .

— Nun, der eine der beiden Degen hat doch bereits seinen Liebhaber gefunden, erwiderte Alessandro.

— Ja wohl, spottete der Waffenschmied. Einen Liebhaber, der weder zahlte, noch seine Adresse zurückließ. Noch heute begreife ich nicht, wie es zugegangen. Die Waffen hingen wohlverwahrt draußen in dem Wandschrank des Vorplatzes. Eines schönen Abends komm' ich die Treppe herauf und sehe zu meinem Erstaunen, daß die Thüren nur angelehnt sind. Näher hinzutretend merke ich, was die Glocke geschlagen hat. Es fehlten zwei Dolche und der eine Toledaner des Grafen. Seitdem verwahre ich meine Waffen stets hier in dem eigens dazu hergerichteten Zimmer.

— Und Ihr habt keine Ahnung, wer Euch diesen Streich gespielt haben könnte?

— Nicht die mindeste. Genug, die Klingen sind fort, und ich bin, wie so mancher Sterbliche vor mir, durch Schaden klug geworden.

Alessandro betrachtete die Waffe genauer. Es lag sehr viel gekünstelter Eifer in seinem Wesen, und hinter dem scheinbaren Ernste verbarg sich nur mangelhaft eine Unruhe und Zerstreutheit, die dem ehrlichen Gaetano Soluri vielleicht aufgefallen wäre, wenn die Erinnerung an jenen ärgerlichen Vorfall ihn nicht für den Augenblick völlig in Anspruch genommen hätte.

— Was fordert Ihr für den Degen? fragte der Edelmann, heimlich nach der Thüre hinüber lugend, durch die vor wenigen Minuten die blonde Maria verschwunden war.

Gaetano nannte die Summe.

— Gut, erwiderte Alessandro, die Waffe ist mein. Wann kann ich sie holen lassen?

— Heute, morgen, sobald Ihr wollt. Sie bedarf nur einer flüchtigen Politur.

— Morgen also. Mein Diener wird Euch auszahlen.

Eine Weile noch musterte Alessandro den Inhalt des Waffenschreins und die Einrichtung des Gemachs; dann hielt er es für gerathen, den Rückzug anzutreten. Er wollte den Oheim nicht vor der Zeit argwöhnisch machen.

Im Stillen sann er bereits auf einen neuen Vorwand, den Raum zu betreten, wo er dem schönen Mädchen zum ersten Male von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden hatte.

Zu Hause angekommen, begab er sich wieder nach der Loggia, die er seit dem Tage seiner Verwundung vor allen andern Ruheplätzen des Palastes bevorzugte. Er warf sich in den Lehnsessel und blickte durch das Grün der Umrankung nach dem Hofe hinüber, wo der Triton, jetzt gerade vom Lichte der Mittagssonne getroffen, seinen blitzenden Strahl in die Luft sendete. Sonst war alles öde und ausgestorben. Die Eichenthüre, die in das Haus führte, lag schwer und schläfrig wider dem Pfostengebälk, und die ganze stahlgraue Wand mit den unregelmäßigen Fenstern und Luken schien unter dem Banne einer erdrückenden Dumpfheit und Leblosigkeit zu schmachten. Auch Alessandro ward von einer seltsamen Schwermuth ergriffen. Regungslos starrte er ins Weite, und je länger er so vor sich hinträumte, um so trüber und unbefriedigter ward der Ausdruck seiner Gesichtszüge.

So verstrich ihm fast eine Stunde. Da schreckte ihn das Eintreten Geronimo's aus seiner Versunkenheit auf. Der Diener brachte zur größten Ueberraschung seines Gebieters den Degen, den dieser in der Werkstatt Messere Gaetano's gekauft hatte.

— Der Meister läßt sagen, er habe Euch die Mühe ersparen wollen. Sein erster Gesell ist draußen und scheint auf Bezahlung zu warten.

— Aber ich sagte ihm doch . . . stammelte Alessandro verdrießlich.

Geronimo zuckte die Achseln.

— Pietro soll ihm aushändigen, was ihm gebührt, fuhr de' Carmoli fort. Ich glaube, es waren vierzig Dukaten. Der Bursche wird's wissen.

— Ein prächtiges Stück Arbeit, sagte Geronimo halb vor sich hin, indem er den Stahl ein wenig aus der Scheide zog.

— Ich wollte dem alten Tölpel gern seine Kunstfertigkeit erlassen und mit einer Jahrmarktsklinge vorlieb nehmen, wenn er minder karg mit der Schönheit seiner reizenden Nichte verführe. Aber Gott sei's geklagt, in diesem Punkte scheint er spröder als seine Waffen.

— Und doch habt Ihr, mit Verlaub zu reden, ganz den richtigen Weg eingeschlagen, meinte Geronimo, noch immer am Griffe des Degens spielend. Ihr findet so noch am ersten Gelegenheit, Euch der Kleinen bemerklich zu machen. Habt Ihr das Mädchen zu Gesicht bekommen?

— Ja, wie man einen Blitz zu Gesicht bekommt. Wenn man eben erst recht die Augen aufreißt, ist der Zauber vorbei. Ich bin überzeugt, der Alte hat eine unbestimmte Ahnung, daß die schöne Maria mich mehr fesselt, als er und sein rußiges Gesindel im Erdgeschoß.

— So? Sollte er wirklich . . .? fragte Geronimo pfiffig. Nun um so mehr heißt es: Eile mit Weile. Nur keine Ueberstürzung, Euer Gnaden!

Alessandro erwiderte nichts.

— Befehlt Ihr, daß ich die Waffe da hinaustrage in Euer Gnaden Rüstkammer?

— Meinetwegen.

— Dann möchte ich den Schlüssel erbitten. Der Hausverwalter kommt vor Abend nicht heim.

— So wart' bis zum Abend. Leg' das Ding dort auf die Tischplatte.

Geronimo that wie geheißen und entfernte sich.

Alessandro heftete den Blick auf den Degen und runzelte immer verdrießlicher und mißvergnügter die Stirne.

Es lag klar zu Tage, daß dieser Waffenschmied, der sich so unschuldig und harmlos geberdete, ein äußerst durchtriebener Geselle war. Vielleicht hatte er die Geschichte mit dem Dolche, der die schöne Maria angeblich selbst in die Kirche begleitete, nur erlogen, um dem verdächtigen Cavalier einen Wink angedeihen zu lassen. Die wenigen Worte, die das junge Mädchen gesprochen hatte, besagten an sich nicht das Mindeste, und Messere Gaetano schien ganz der Mann darnach, eine so abenteuerliche Historie aus dem Stegreif zu erfinden. Aber gleichviel! Für einen de' Carmoli gab es in Liebesangelegenheiten kein Hindernis, und der erste Schritt war geschehen. Wenn sie feinfühlig war, so wußte sie jetzt, wie leidenschaftlich er für ihre Schönheit erglühte. Sie hatte zwar scheinbar die Blicke von ihm abgewandt, aber eine schöne Florentinerin versteht es, das zärtliche Mienenspiel des Verliebten selbst dann noch wahrzunehmen, wenn sie die Augen in das Meßbuch oder auf die Lippen des Declamators richtet.

Alessandro war kaum mit diesen Erwägungen im Reinen, als Geronimo abermals auf der Schwelle erschien, und zwar diesmal gefolgt von einer vornehmen, hohen Gestalt, die dem jungen Edelmann schon von Weitem einen weltmännisch-wohlwollenden Gruß zunickte.

— Aber Geronimo, rief Alessandro, hastig emporspringend, warum führst du Seine Herrlichkeit nicht in den Empfangssaal? Signor Conte, ich bitte tausend Mal um Verzeihung!

— Euer Diener ist unschuldig, bester de' Carmoli. Er hat geleistet, was seines Amtes ist. Ich selbst ersuchte ihn, mich nach der Loggia zu führen. Ihr seid doch nicht böse, Verehrtester?

Der Sprechende war bei diesen Worten bis in die

Mitte der Halle getreten. Eine äußerst sympathische Erscheinung, die selbst auf die verwöhnte Natur unseres Alessandro einen unwiderstehlichen Zauber ausübte. Der Conte di Basso mochte damals etwa fünfzig Jahre zählen; sein elastisches Wesen und der volle, dunkle Bart ließen deren kaum vierzig vermuthen. Ein gewisser Hauch von Vollendung und Reife kennzeichnete jede seiner Bewegungen, und sein wohlklingendes Organ hatte etwas so seltsam Bestrickendes, daß man dem Grafen selbst dann nicht zu zürnen vermochte, wenn er, wie sich dies zuweilen ereignete, in seiner überaus höflichen Weise eine empfindliche Wahrheit zum Besten gab.

Alessandro lud seinen Gast zum Sitzen ein. Der Conte ließ sich behaglich auf der purpurbeschlagenen Bank nieder, die dem Sessel des jungen Edelmanns schräg gegenüber stand.

— Nun, mein lieber de' Carmoli, fragte der Graf di Basso lächelnd, ist unser junger Freund wieder völlig hergestellt?

Alessandro erröthete.

— Eure Herrlichkeit sind zu gütig, versetzte er. Die ganze Geschichte war nicht der Rede werth.

— Doch, doch! sagte der Graf. Wie ich gehört habe, hing Euer Leben an einem Faden.

— Nun ja, wenn Ihr wollt ... Aber die Verwundung an sich ...

— Ist vollkommen geheilt? Freut mich, freut mich aufrichtig. Auch Seine Hoheit der Fürst waren von lebhafter Genugthuung erfüllt, als sich herausstellte, daß Fama in erschreckender Weise übertrieben hatte.

— Ich wurde wohl gar todt gesagt? versetzte Alessandro mit gezwungener Heiterkeit, denn er merkte sehr wohl, worauf die Geschichte hinaus wollte.

— Das nicht, aber die Einen behaupteten, Euer Arm sei für immer gelähmt, und andere wollten gar wissen,

Ihr würdet ihn ganz verlieren. Wie dem auch sei, der Fürst hat schmerzlich bedauert, daß der alte Familienstreit, der zwischen Euren Vätern entbrannt war, nunmehr bei den Söhnen einen so unbändigen Charakter angenommen hat, und Seine Hoheit möchten in jeder Weise den Frieden der Stadt und die öffentliche Ordnung gewahrt wissen. Bei den Gesinnungen, die Seine Hoheit für sein geliebtes Florenz hegt, werdet Ihr diesen Wunsch nur begreiflich finden.

— Gewiß . . . aber . . . ich versichere Euch . . .

— Ich komme also im Auftrag des Fürsten. Signor Vicenzo de' Lodi hat das gleiche Versprechen ablegen müssen, das ich jetzt im Namen Seiner Hoheit von Euch verlange. Ich bitte um Eure feierliche Zusage, in den Staaten der Medicäer nie wieder den Degen zu ziehen.

— Aber . . . Eure Herrlichkeit . . . wie kann ich . . .?

— Ich bedaure von Herzen, Euch mittheilen zu müssen, daß der Wille des Prinzen unabänderlich ist. Ihr seid ein liebenswürdiger Cavalier und von glänzenden Gaben, aber Ihr wißt selbst, mein Verehrtester, daß Ihr in den letzten Jahren ein wenig toll gewirthschaftet habt. Nun, man ist auch einmal jung gewesen, und ich bin wahrlich der Letzte, der einen übermüthigen Streich zum Staatsverbrechen stempeln möchte. Aber ein Fürst muß anders handeln als ein Privatmann. Ein Fürst hat Pflichten, ein Fürst soll die Gesetze des Landes selbst da schützen, wo sein Herz ihm Nachsicht und Milde geböte. Kurz und gut, Seine Hoheit fordert von Euch die Unterzeichnung dieses Aktenstückes, oder, falls Ihr Euch weigern solltet, Eure sofortige Abreise. Ich hoffe, Ihr werdet dem Botschafter das Unangenehme seiner Botschaft nicht entgelten lassen.

Mit diesen Worten reichte er ihm ein Papier hin, dessen Inhalt Alessandro mit fiebernder Aufregung durchflog.

— Nun? fragte der Conte di Basso nach einer Weile, was darf ich dem Principe melden?

Der junge Edelmann war blaß geworden wie eine Leiche. Seine Linke schloß sich krampfhaft zur Faust; um die feingeschnittenen Lippen arbeitete es ungestüm, und die dunklen Augen, die noch vor kurzer Frist so schmachtend nach den Fenstern der spröden Maria hinaufgeblickt hatten, schleuderten dem Grafen einen schlecht verhohlenen Blick der Erbitterung und des Hasses zu.

Der Vertraute des Prinzen wiederholte seine Frage.

— Wohlan, erwiderte Alessandro, sagt Eurem Herrn, daß es ihm freisteht, nach Willkür mit mir zu verfahren: ich weiche nur der Gewalt.

Mit diesen Worten erhob er sich und schritt einige Male in heftigster Gemüthsbewegung die Loggia auf und nieder.

Der Conte di Basso verfolgte das leidenschaftliche Gebahren des Jünglings mit einem flüchtigen Kopfschütteln. Endlich begann er in einem Tone, dessen ruhiges Wohlwollen fast ein wenig gekünstelt klang:

— Ihr seid zu rasch, lieber de' Carmoli. Bei klarer Ueberlegung werdet Ihr einsehen, daß die Zumuthung, die der Prinz Euch stellt, durchaus nichts Ehrenrühriges hat. Seine Hoheit verlangt ja diese Unterwerfung nicht als Privatmann, sondern als Fürst, und noch niemals ist es für einen Edelmann schimpflich gewesen, dem Willen des Regenten Gehorsam zu leisten. Wolltet Ihr doch begreifen, mein Bester, daß Ihr eher Veranlassung hättet, Euch über die Milde des Prinzen zu freuen, als ob seiner Strenge zu grollen. Ihr habt die Gesetze des Landes zu wiederholten Malen in einer Weise verletzt, die jeden andern ins Verderben gestürzt hätte. Seine Hoheit nimmt jedoch Rücksicht auf Eure edlen persönlichen Eigenschaften, auf Euren stürmischen Charakter, auf Eure Jugend, auf Eure gesellschaftliche Stellung, und fordert nur eins: das Versprechen, für die Zukunft von ähnlichen Ausschreitungen abstehn zu wollen. Alessandro de' Carmoli, ich traue Euch so viel

Gerechtigkeitsgefühl zu, daß Ihr ungeachtet der kleinen Kränkung, die Eure Eigenliebe erfährt, bedingungslos einräumt, der Prinz verfahre hier nicht nur durchaus nach den Regeln der Billigkeit, sondern sogar über alle Erwartung nachsichtig.

Alessandro starrte finster zu Boden.

— Noch Eins, fuhr der Conte di Basso nach einer kurzen Pause fort. Ihr denkt Euch vielleicht die Verbannung nicht ganz so schrecklich, wie sie in der That auf jeden vaterländisch gesinnten Florentiner wirken muß. Ihr wähnt vielleicht gar, eine Zeit lang die Welt durchstreifen und dann, nachdem der Zorn Seiner Hoheit verraucht, ohne Weiteres nach der Arnostadt zurückkehren zu können. Das ist ein Irrthum, der Euch theuer zu stehen käme. Eure Verbannung würde genau so lange dauern, wie Eure Weigerung, die von dem Prinzen geforderte Erklärung zu unterzeichnen. Ihr gewännet also nicht das Geringste. Ohne Aussicht auf Wiederkehr hättet Ihr Euch von allem zu trennen, was Euch hier lieb und theuer geworden. Kann ein Florentiner um diesen Preis auf einem Entschluß beharren, der, Ihr verzeiht, nur die Berechtigung des Eigensinns hat? Ich glaube, bei ruhigem Blute werdet Ihr den Gedanken, der Euch im ersten Augenblick meiner Eröffnung durchzuckte, selber so unerhört, so abenteuerlich, so wahnsinnig finden, daß Ihr nicht begreift, wie er überhaupt jemals in Eurer Seele Raum gewonnen.

Der Graf schwieg. Alessandro schien noch immer mit sich zu kämpfen. Da fiel sein Blick über die Brüstung der Loggia nach dem einsamen Hofraum, wo der Strahl des Tritonen in der Sonne blitzte. Die blonde Maria, deren Bild mit einem Male in wunderbarer Holdseligkeit vor seinem Innern emportauchte, gab den Ausschlag.

— Hat Vicenzo de' Lodi eine ähnliche Erklärung unterzeichnet? begann er nach einer Weile.

— Genau dieselbe.

— Nun denn, erwiderte Alessandro zögernd, was bleibt mir übrig? Es ist hart, Conte di Bassо!

— Ihr habt doch recht gelesen, mein Bester? fragte der Graf mit einem prüfenden Blick. ‚Bei meiner Ehre und meinem Gewissen!‘ Versteht wohl, es handelt sich hier um einen unwiderruflichen Schwur, dessen Verletzung . . .

— Signor Conte, entgegnete Alessandro mit Würde, ich habe noch nie eine Verpflichtung übernommen, ohne mich über ihre Tragweite genau unterrichtet zu haben. Im Uebrigen bin ich ein Edelmann!

— Ihr dürft meine Aengstlichkeit nicht verübeln, wertheſter Freund. Es stünde mir schlecht an, die Ritterlichkeit Eurer Gesinnung zu bezweifeln; ich möchte Euch nur daran erinnern, daß selbst eine Vergeßlichkeit, ein Versehen, wie es der Zufall mit sich bringt, eine Uebereilung . . .

— Habt keine Sorge! So lange Vicenzo de' Lodi mich nicht meuchlings anfällt und mir so die Klinge in die Hand zwingt, so lange soll keine Macht der Erde im Stande sein, mir das Schwert aus der Scheide zu reißen. Aber nun sagt mir auch, ist der Prinz wirklich so sehr erbittert, wie es nach dieser peinvollen Zumuthung den Anschein hat?

— Ich kann Euch versichern, daß es lediglich bei Euch steht, Seine Hoheit vollständig auszuſöhnen. Die Principessa ist ohnehin auf Eurer Seite, und was mich betrifft, so werdet Ihr nicht daran zweifeln, daß ich alles aufgeboten habe, um Euch nützlich zu sein.

— Ich bin Eurer Herrlichkeit zu innigem Danke verbunden. Noch Eins. Die Verpflichtung, die ich durch die Unterzeichnung dieses Aktenstücks eingehe, bleibt doch geheim?

— Leider nein! versetzte der Graf. Es ist mir schmerzlich, auch in dieser Beziehung der Verkünder einer unerfreulichen Nachricht zu sein. Der Prinz wird die Sache öffentlich bekannt geben; die Bürgerschaft verlangt für den Friedensbruch eine Genugthuung.

Aleſſandro biß ſich auf die Lippe. Dann erhob er ſich ſchweigend, trat mit dem Papier an ein Pult, das im äußerſten Winkel der Halle ſtand, und ſetzte in derben Zügen die gewünſchte Unterſchrift bei.

— Hier, Signor Conte! ſagte er bitter, indem er auf ſeinen Platz zurückeilte; ich hoffe, der Prinz wird mit ſeinem Unterthanen Aleſſandro de' Carmoli zufrieden ſein.

— Ich danke Euch! Und nun verzeiht, wenn ich Euch jetzt ſchon verlaſſe, ohne den unangenehmen Eindruck meiner Botſchaft verwiſchen zu können. Seine Hoheit erwartet mich in zwanzig Minuten.

Aleſſandro drückte ſein Bedauern aus und geleitete den Beſucher nach der Pforte. Dann kehrte er zurück, ſtülpte das erſte, beſte Barett über die Schläfe und eilte ins Freie. Es trieb ihn unwiderſtehlich in die Nähe des dunklen, verſchwiegenen Eckhauſes mit den blaugrünen Streifläden.

Kaum hatte er die Loggia verlaſſen, als der ehrliche Pietro, der älteſte Diener des Hauſes, auf der Schwelle erſchien und ſich mit der oft zweckloſen Geſchäftigkeit des Alters anſchickte, die Tiſche und Seſſel zurechtzurücken, die nicht ganz auf dem vorgeſchriebenen Fleck ſtanden.

Bei dieſer Gelegenheit erblickte er den neuen Degen aus der Werkſtätte Gaetano Soluri's.

— Aha, dachte er, kaum dreimal iſt er vor der Thür geweſen, und ſchon verſieht er ſich mit neuen Mordwaffen, um dem Gegner die Verwundung von neulich quitt zu machen. Gott möge es beſſern!

Er nahm das Schwert in die Hand.

— Eine prächtige Arbeit! Gut, daß ich komme; wenn ſie ein paar Stunden länger hier liegen bleibt, ſo leidet ſie unter dem Nachtthau und iſt morgen verroſtet . . .

Mit dieſen Worten öffnete er einen Wandſchrank und legte die Waffe ſorgfältig in das oberſte Fach.

— So! murmelte er befriedigt; da mag's liegen, bis der Verwalter heimkommt und es nach der Rüſtkammer abholt.

Der Hausverwalter ließ nicht allzu lang auf sich warten; aber der gute Pietro litt in nebensächlichen Dingen bereits seit Jahren an einer bedauernswerthen Vergeßlichkeit, und so blieb denn das Schwert ruhig in dem Fache der Loggia. Alessandro seinerseits lebte dem Glauben, die Waffe sei längst an den Ort ihrer Bestimmung befördert. Wir wissen ja, daß ihm der Erwerb des Kleinods an sich vollkommen gleichgiltig war: er hatte den Kauf nur als Mittel zum Zweck betrachtet und bereits hundert neue Pläne geschmiedet, um sich der schönen Nichte des Schmieds mit besserm Erfolge zu nähern, als dies in dem Waffenlager ihres Oheims thunlich erschien.

Es war sieben Uhr abends, etwa vierzehn Tage nach den zuletzt geschilderten Vorfällen. In dem Thürweg eines kleinen, sauber getünchten Häuschens auf der Höhe von Fiesole standen zwei Frauengestalten, die Hände wie zum Abschied in einander gelegt, aber immer noch zögernd, als ob die Trennung ihnen diesmal außergewöhnlich schwer fiele.

— Die heilge Jungfrau sei mit dir! sagte die Aeltere, eine kleine, bewegliche Frau von dreißig Jahren. — Und das mit dem Beppo überlege dir noch. Wer weiß, Maria, ob's nicht dein Glück ist.

— Nein, Muhme, entgegnete Maria la Brusca, ich verstehe mich besser darauf. Der Mensch hat einen bösen, lauernden Blick, und wenn er lächelt, so mein' ich, es ist erlogen. Gott beschütze mich vor solchen Schleichern und Heuchlern!

— Du bist zu hart, Marietta. Wahrlich, sie nennen dich nicht mit Unrecht la Brusca. Wie du das alles so schroff heraussagen magst! Jeder Mensch hat seine eigenen Gewohnheiten, und einer lächelt nicht wie der andere. So viel ist sicher, daß der Beppo einer der stattlichsten jungen Leute von Florenz, und ein verträglicher Kamerad ist. Auch

verdient er mehr als alle übrigen Bildschnitzer von Bologna bis Rom, und er liebt dich so leidenschaftlich, daß es mich in der Seele jammert, wenn du ihn so abtrumpfst. Noch einmal, Maria, überleg' dir's!

— Ich sehe wohl, lachte das Mädchen, Ihr kommt immer wieder auf die alte Geschichte zurück, obgleich Ihr mir schon zehnmal versprochen habt, mir in Zukunft Ruhe zu lassen. Was der Ohm nicht durchsetzt, das werdet Ihr kleines, gutes Persönchen doch noch weniger fertig kriegen. Mich verlangt überhaupt gar nicht danach, meine Freiheit an irgend jemanden zu verkaufen. Ich werde zu Weihnachten erst neunzehn Jahre alt; also habe ich vollauf Zeit mit dem Heirathen. Und nun lebt wohl, daß ich noch vor Dunkel nach Florenz komme.

Sie drückte der wackeren Assunta noch einmal flüchtig die Hand und wandte sich dann zum Gehen. Stumm und in Gedanken verloren schaute die Muhme ihr nach.

Vor den letzten Häusern des Städtchens angelangt, machte die schöne Maria unwillkürlich Halt und ließ die Blicke in das weite, gesegnete Thal schweifen, aus dessen blühender Tiefe die zahllosen Häuser und Villen der Arnostadt freundlich herüberschimmerten. Die Sonne hing bereits dicht über dem Horizont: die Luft war so klar und durchsichtig, daß man jedes einzelne Fenster, jeden Cypressenwipfel, jeden Marmorquader des Campanile deutlich unterscheiden konnte. Auch das Eckhaus mit den grünen Jalousien lugte, halb von dem sanft ansteigenden Kamm einer Weinpflanzung verdeckt, traulich grüßend herüber und erfüllte das Mädchen mit eigenthümlicher Wehmuth. Sie dachte daran, wie leicht man des Zaubers der Natur vergißt, wenn man Tag um Tag innerhalb seiner vier Wände dahin lebt. Sie begriff nicht, daß es ihr möglich gewesen, diese Mauern als ihre Heimat zu betrachten und der schönen Gotteswelt nur ab und zu einen verstohlenen Blick zu gönnen. Sie malte sich jetzt im Geiste das stille Zimmer,

in welchem sie die Hälfte des Tages mit Spinnen und Weben verbrachte: sein Raum war ihr nie so beschränkt und klein vorgekommen, als in diesem Augenblick. Und wie ihre Gedanken so auf und nieder schweiften, da erinnerte sie sich auch des Waffengemachs und des Tages, an welchem der junge Edelmann sie bei den Dolchen überrascht hatte. Ihre träumerischen Augen leuchteten hell auf; über ihr Antlitz ergoß sich eine flüchtige Röthe. Für ihr Leben gern hätte sie gewußt, wer der vornehme, edel aussehende Cavalier gewesen, aber ängstlich hatte sie es vermieden, den Oheim zu fragen, — warum, wußte sie selbst nicht. Wäre Beppo ihr nur halb so einnehmend und liebenswerth erschienen, wie dieser Fremdling, sie würde vorhin der guten Assunta ohne Zweifel minder schroff und unfreundlich geantwortet haben . . . Maria strich sich über die Stirne und schickte sich zum Weitergehn. Was sollten diese thörichten Phantasien? Bestimmt, nur die Muhme trug Schuld daran, denn sie allein hatte das Herz des ahnungslosen Mädchens auf den Gedanken gebracht, daß es etwas wie Liebe giebt . . .

— Aber ich will nicht lieben! sagte Maria la Brusca zu sich selbst, indem sie trotzig die Lippen aufwarf. Am allerwenigsten einen dieser herzlosen Edelleute!

Ihr Angesicht war immer ernster und finstrer geworden. Sie erinnerte sich ihrer Mutter, und hellfunkelnde Thränen traten ihr in die Augen. Es war wunderbar, daß diese Erinnerung sie gerade jetzt so schmerzlich ergriff. Maria hatte ihre Mutter nie gekannt und nur aus dem Munde Gaetano's ihre traurige Geschichte vernommen. Was Geronimo, der Diener Alessandro's, von Maria's Herkunft berichtet hatte, war eine gut gemeinte Erfindung, von Meister Soluri selber in Umlauf gesetzt. Ueber den wahren Zusammenhang herrschte noch ein gewisses Dunkel: so viel nur war sicher, daß Giovanna Soluri, die Schwester Gaetano's, von einem vornehmen Florentiner unter allerlei

betrügerischen Vorspiegelungen verführt worden war und sich später, von dem Räuber ihrer Ehre treulos verlassen, das Leben genommen hatte. Die Frucht dieses Verhältnisses war die blonde Maria. Gaetano hegte und erzog sie an Kindesstatt und hielt ihr den Fluch, der über ihrer Geburt schwebte, geheim bis zu ihrem sechzehnten Jahre. Dann erachtete er den Augenblick für gekommen, ihr die volle Wahrheit zu sagen, zumal es sich sehr wohl ereignen konnte, daß sie im Verkehr mit ihren Altersgenossinnen eine Aeußerung vernahm, die ihr ohne jene Eröffnungen befremdlich erscheinen und sie vielleicht peinlich verwirren mußte.

Sie nahm die Mittheilung des Oheims mit einer überraschenden Ruhe und Gleichmüthigkeit entgegen. Noch verstand sie nicht völlig, um was es sich handelte; aber die Muhme klärte sie auf, — und eine schlaflose Nacht war die Folge dieser Enthüllungen. Seit dieser Stunde war Maria gewohnt, in jedem schmachtenden jungen Mann einen Verräther zu sehn, und je mehr sie sich in diese Auffassung vertiefte, um so entschiedener fand sie sich in die Rolle der Brusca.

Wie sie jetzt so zwischen den olivenbepflanzten Hügeln thalabwärts schritt, verglich sie wieder im Geiste jenen Beppo, den die Muhme ihr so gern aufgeredet hätte, mit der Erscheinung des jungen Edelmanns in der Waffenkammer, und mit einem gewissen Schreck bemerkte sie, daß die Parallele immer entschiedener zu Gunsten des Letzteren ausfiel. Freilich — sie durfte sich mit dem Gedanken trösten, daß es nicht schwer war, den geschmeidigen Bildschnitzer bei ihr auszustechen, denn seit Jahren war ihr kein Mensch so tief innerlich unsympathisch gewesen, wie dieser aufgedrungne Bewerber.

Eine halbe Stunde lang mochte sie so in ernsten Gedanken dahingewandelt sein, als sie plötzlich wie angewurzelt stehen blieb. Aus der Vigne, um die der Weg

hier nach rechts ausbog, war Aleſſandro de' Carmoli auf ſie zugetreten, das Haupt ehrbietig zum Gruße geneigt.

— Erſchreckt nicht, ſchöne Maria, ſagte er zärtlich. Vergebens habe ich auf eine andere Gelegenheit gewartet, um ohne Zeugen mit Euch reden zu können.

Das junge Mädchen richtete ſich hoch auf und maß den Edelmann mit einem trotzigen Blick.

— Ich wüßte nicht, was Ihr mir zu ſagen hättet, verſetzte ſie ruhig.

— Oh, wenn Ihr mich anhören wolltet . . .

— Ich habe nicht das Glück, Eure Herrlichkeit zu kennen . . .

— Mein Name iſt Aleſſandro de' Carmoli. Ich bewohne den großen Palazzo, deſſen Loggia nach Eurem Hofe geht. Täglich habe ich die Freude, das liebenswürdigſte Mädchen der Arnoſtadt am Brunnen zu beobachten . . .

Maria erröthete über und über.

— In Eurer Loggia könnt Ihr thun und treiben was Euch beliebt, ſagte ſie haſtig. Hier aber brauche ich Euch weder Rede zu ſtehen, noch Eure überflüſſigen Scherze mit anzuhören. Seid ſo gut und laßt mich vorbei!

— Um keinen Preis der Welt! rief Aleſſandro leidenſchaftlich. Es iſt hier ſo ſtill und einſam, daß ich wochenlang warten könnte, bis ich Euch wieder zu ſo günſtiger Friſt überraſchte. Maria, holdſelige Maria, ich bin raſend in Euch verliebt!

Er verſuchte ihre Hand zu ergreifen. Sie ſtieß ihn heftig zurück.

— Verliebt Euch, in wen Ihr wollt, mich aber laßt in Frieden meines Weges ziehen, ſonſt geſchieht, was mich reut!

Auf eine ſo ſchroffe Zurückweiſung war der ſiegesgewohnte Cavalier nicht gefaßt. Er trat ein paar Schritte zurück und nahm unwillkürlich eine Haltung an, als wollte er Abbitte leiſten. Gleich darauf erinnerte er ſich indes, wen er vor ſich hatte. Dieſes Mädchen, das durch die

innere Aufregung und Entrüstung nur noch schöner und liebreizender erschien, war keine höfische Tyrannin, keine welterfahrene Dame, bei der man die strengen Regeln der Liebeskunst beobachten mußte: sie war ein Kind aus dem Volke, ein thörichtes, eigensinniges Geschöpf, das sich vielleicht nur darum diese wegwerfenden Manieren angekünstelt hatte, um desto sicherer zu fesseln und zu erobern.

— Maria, sagte Alessandro de' Carmoli nachdrücklich, indem er von neuem auf sie zutrat, Ihr versteht mich falsch. Es ist nicht etwa eine leichte, vergängliche Laune, die mich zu Euch hingeführt hat, sondern eine wirkliche, echte, unauslöschliche Leidenschaft. Wie ich Euch jetzt liebe, werde ich Euch lieben in alle Ewigkeit, das fühle ich, das weiß ich. Weßhalb also lohnt Ihr meine Betheuerungen mit Spott und Hohn? Bin ich Euch etwa nicht jung und stattlich genug? Fehlt Euch das Vertrauen in meine Ehrlichkeit? Oder liebt ihr gar einen Andern?

Statt aller Antwort zog Maria la Brusca den Dolch, den sie während der letzten Wochen im Gürtel zu tragen pflegte.

— Signore, versetzte sie mit bebender Lippe, ich beschwöre Euch, laßt mich frei meines Weges ziehen! Ich weiß, was die Liebe von Eures Gleichen bedeutet, und wenn ich Euch liebte, wie ich Euch nicht liebe, ich würde Euch doch eher mit dieser Klinge die Brust durchbohren, als daß ich eines Eurer Schmeichelworte geduldig mit anhörte. Nochmals, gebt Raum!

Und somit schickte sie sich zum Gehen an, die Klinge stoßbereit in der hochgehobenen Rechten haltend.

Alessandro wich scheu zurück. Es war nicht sowohl Furcht, als Ueberraschung und Bewunderung, was ihn lähmte. Wie eine Fürstin schritt sie an ihm vorüber. Die Linien ihres vollen, blendenden Armes, von dem die Gewandung bis fast an die Schulter zurückfiel, zeichneten sich so rein und entzückend gegen die duftblaue Ferne ab, daß der junge Mann über dem Reize dieses Anblickes völlig vergaß, was

ihm die drohende Bewegung des Mädchens bedeutete. Er hätte kein Florentiner sein müssen, um seiner Sinne mächtig zu bleiben, kein Sohn jenes Volkes, das auf den schönen Arm und die schöne Hand der Geliebten Hunderte von Sonetten dichtete.

Als Maria merkte, daß der junge Edelmann ihr nicht folgte, steckte sie den Dolch wieder in die Scheide und schritt mit verdoppelter Eile der Stadt zu. Auch Alessandro machte sich auf den Heimweg. Ohne zu wissen, warum, wählte er die breitere Straße, die sich weiter westlich an der Villa des Boccaccio vorüberzog. Das Bild des jungen Mädchens stand in so glühenden Farben vor seiner Seele, daß er gern seine Wanderung verlängerte, um den Aufruhr seiner Gefühle ein wenig ehben zu lassen.

Es dunkelte bereits, als er durch das Thor schritt. Ein geheimes Unbehagen, wie es stets die Folge eines mißlungenen Anschlages zu sein pflegt, ließ ihm auch hier keine Ruhe. Er beschloß, nach dem Lung' Arno zu wandern und sich in das bunte Treiben des Volkes zu mischen, das jetzt in hellen Haufen ins Freie strömte, um die köstliche Nachtluft zu genießen.

In der Nähe des Ponte Vecchio begegneten ihm drei schwerterklirrende Gestalten. Er erkannte sie sofort an der Stimme. Der Größte und Stärkste von ihnen war Vicenzo de' Lodi, sein erblich angestammter Gegner, der ihn noch vor wenigen Wochen im Zweikampf verwundet hatte. Ihm zur Seite schritt der kleine, gelenkige Teodoro, Vicenzo's Vetter, der für den liederlichsten Gesellen in ganz Florenz, dabei aber für eine Art Philosophen galt und, ohne ausreichendes Vermögen, Hervorragendes im Punkte des Schmarotzens leistete. Der Dritte endlich, Filippo Barbera, spielte die Rolle eines gesellschaftlichen Spaßmachers, eines ‚Witzboldes um jeden Preis', und seine Einfälle waren in der That manchmal eben so köstlich, wie die französischen Roth-

weine seines Freundes Vicenzo, die er in großen Quantitäten vertilgte.

Alessandro bemerkte, daß die drei Männer in geschlossener Colonne auf ihn zuschritten und nicht nur keine Anstalten machten, auszubiegen, sondern es vielmehr darauf abzusehen schienen, ihm die Straße zu verlegen. Aus der Art und Weise ihres Ganges zu schließen, waren mindestens zwei von ihnen erheblich angeheitert. Ehe indeß Alessandro diese Sachlage in Betracht ziehen konnte, standen die Gegner dicht vor ihm und donnerten ihm ein ‚Oho, aus dem Wege!' zu.

Die Hand des jungen Edelmanns faßte unwillkürlich nach dem Griffe des Degens. Zur rechten Zeit erinnerte er sich jedoch seines Schwures, und achselzuckend wandte er sich nach der Seite.

— Ihr wißt, Signor Vicenzo, sagte er spöttisch, daß ich Euch die Unart nicht heimgeben kann, und so wächst Euch der Muth, zumal ihr zu Dreien seid.

— Ich meine es Euch bewiesen zu haben, lachte Vicenzo, daß ich Euren Vorwitz auch ohne fremde Beihilfe zu züchtigen weiß.

— Elender! gab Alessandro mit zornbebender Stimme zurück; dank' es der Heiligkeit meines verpfändeten Wortes, daß ich dir nicht den Schädel zerspalte!

— Ein unwürdiger Tropf! rief Vicenzo, zu seinen Begleitern gewandt. Auf offener Straße fällt er die Vorübergehenden an, wie Strauchmörder. Nun ja, es begreift sich. Früher, als ich noch frei über meine Klinge verfügte, hätte er's bleiben lassen.

Inzwischen hatte sich ein kleiner Kreis von Neugierigen um die Streitenden versammelt. Da jetzt auch Teodoro und Filippo Miene machten, sich in die Fehde zu mischen, so hielt Alessandro es für gerathen, den Rückzug anzutreten.

— Wir sprechen uns noch, Signor Vicenzo, sagte er

zähneknirschend. Noch ist nicht aller Tage Abend, und die Zeit wird kommen, da ich's Euch heimzahle.

Mit diesen Worten bog er links nach der Piazza della Signoria ein und verschwand im Gewühl der fröhlich lärmenden Menge.

— Ein elender Schurke! schrie Vicenzo, die Scheide des Schwertes heftig wider das Steinpflaster stoßend.

— Ein Schuft! lallte Teodoro. Ich glaube, er wäre im Stande, Euch hinterrücks zu erdolchen.

— Oder Euch Gift einzurühren, meinte Filippo. Er könnte dann doch dem Prinzen mit gutem Gewissen betheuern, daß er Euch ohne Weiteres vergeben habe.

Die Umstehenden lachten, und die drei Zecher setzten ihren Weg im Hochgefühl eines errungenen Sieges fort, um gleich darauf in eine glänzend ausgestattete Osteria zu treten, wo Filippo das Wohl seines Freundes Vicenzo de' Lodi in reichlichen Libationen feierte.

An der Stelle, wo jetzt die Via dei Servi auf den Domplatz ausläuft, stand zur Zeit der Medicäer ein altes, verwittertes Gebäude, dessen Frontseite sich bis auf wenige Schritte an den Chor des Domes heranschob. Der Leser ist eingeladen, uns in das Innere dieses Hauses zu folgen und ein Gemach zu betreten, dessen Insassen wir bereits flüchtig kennen gelernt haben.

Es war etwa acht Tage nach jener Begegnung am Lung' Arno. Auf der Kuppel Brunelleschi's, die hoch über den beiden Altanfenstern ins Blaue ragte, glühte der letzte Sonnenstrahl. Im Hintergrunde des Zimmers schwamm bereits jenes erste Grau des beginnenden Dunkels, das einen unwohnlichen Raum so viel unwohnlicher macht und in der Seele des Trauernden zwiefach düstere Stimmungen erzeugt.

In einem schwerfälligen, mit großen Buckeln beschlagenen Sessel, der dicht am geöffneten Fenster stand, lehnte

Teodoro de' Lodi, der Vetter Vicenzo's, und stützte nachdenklich das Haupt mit den dünnen, schneidigen Zügen in die Rechte.

Drunten auf dem Domplatz herrschte die tiefste Stille. Der Tag war erdrückend heiß gewesen, und noch wagten sich die glutscheuen Florentiner nicht ins Freie. Teodoro de' Lodi neigte sonst kaum zur Schwärmerei: aber in dieser Stunde der hereinsinkenden Dämmerung ergriff ihn etwas wie ein wehmüthiges Mitleid mit seinem eigenen Zustande, und ein schmerzliches Lächeln kräuselte seinen bleichen, sonst so höhnisch gekniffenen Mund.

Ja, es war ein schnödes, niederträchtiges Schicksal! Weßhalb hatte ihn die Natur zum Epikuräer gemacht, wenn sie ihm die Mittel verweigerte, seine Grundsätze praktisch zu verwirklichen? Was sollte die ungestüme Gier nach Genuß, wenn er sie nur zeitweilig und in fortwährendem Kampf mit der Sorge zu stillen vermochte? Er ließ einen Blick auf das spärliche Zimmergeräth schweifen, das in dem rasch überhandnehmenden Dunkel immer grauer und unkenntlicher verschwamm. Das also waren die kläglichen Reste seines väterlichen Erbtheils! Er, der begeisterte Freund prunkvoller Wohnräume, der Liebhaber köstlicher Statuen und seltenen Schnitzwerkes, er, Teodoro de' Lodi, war verurtheilt, zeitlebens in einer Trödelbude zu schmachten, während hundert andere, während sogar sein leiblicher Vetter Vicenzo den herrlichen Palazzo bewohnte und am Kelche des Reichthums und Ueberflusses mit vollen Zügen trank! Ja, und wer stand Herrn Teodoro dafür, daß man ihm überhaupt noch lange gestattete, frei in dieser dürftigen Spelunke zu hausen? Drüben, vom jenseitigen Ufer des Arno, drohten die grauschwarzen Zinnen des Schuldthurmes. Und wahrlich, Teodoro wäre nicht der erste gewesen, der sein Dasein hinter den dumpfigen Quadern dieser florentinischen Bastille beschlossen hätte! Welche Kunstgriffe waren bis jetzt erforderlich, um die drängenden Gläubiger

hinzuhalten! Wie hundertmal hatte er vom Paolo geborgt, um den Giacomo zu bezahlen, und umgekehrt! Einmal sogar, als der freche genuesische Jude, der Mardochai, um keinen Preis mehr Vernunft annehmen wollte, war das Aeußerste geschehen, was man einem florentinischen Edelmann zumuthen darf: Teodoro hatte in Gemeinschaft mit seinem ehemaligen Bedienten Beppo und einem gewissen Salvatore, der ihm bereits verschiedene wichtige Dienste geleistet, einen Kaufmann aus Pistoja überfallen und ihm seine Baarschaft, bestehend in einigen Tausend Dukaten, abgenommen. Der philosophische Cavalier war nun freilich über das, was der gemeine Mann Skrupel oder Gewissensbisse nennt, längst hinaus; aber er scheute sich doch mit Fug und Recht, einen so gewagten Streich, der ihn ja immer nur vorübergehend aus der Verlegenheit ziehen konnte, zu wiederholen. Die öffentliche Sicherheit lag den Mediceern aufrichtiger am Herzen als den meisten damaligen Regenten der Halbinsel, und insbesondere waren die großen Heerstraßen, die Schlagadern des Handels, durch zahlreiche Streifpatrouillen geschützt. Nur wenig hatte gefehlt, und der Raubanfall auf den pistojanischen Kaufherrn wäre für Teodoro und seine Mitverschworenen zur schmachvollsten Tragödie geworden. Mit solchen Kunstgriffen war dem rathlosen Edelmann also fürderhin nicht gedient, und offen der Gesellschaft den Krieg zu erklären, ‚in die Berge' zu ziehen, wie die geflügelte Redensart lautete, und eine Brigantenschaar anzuwerben, dazu fehlte dem bequemen und verweichlichten Burschen vollends die Lust.

Aber was sollte geschehen? Wie konnte er seine Existenz aus dem Schiffbruch retten? Gerade jetzt wäre ihm der unumschränkte Besitz äußerer Mittel zwiefach willkommen gewesen. Einmal wurde nämlich der verfluchte genuesische Jude, der mehrere Schuldverschreibungen in Händen hatte, von Tag zu Tag ungeduldiger und störrischer, und dann

war der junge Cavalier seit einigen Wochen stark darauf aus, ein reizendes Mädchen zu kirren, das ihm zu wiederholten Malen am Eingange des Domes begegnet war und alle Vorzüge in sich vereinigte, die ein echter Epikuräer von dem Gegenstand seiner Sehnsucht verlangen darf. Dieses schöne, liebreizende Geschöpf war niemand anders als Maria la Brusca, — und Teodoro de' Lodi, von der Käuflichkeit aller Weiber tief innerlich überzeugt, gerieth fast in Wuth, als er am Abend nach der ersten Begegnung des blonden Mädchens seine Kasse durchmusterte.

Auch jetzt, wie er so am Fenster saß und auf das Marmorgetäfel des Chores starrte, schwebte die Gestalt Maria's mit dem ganzen Zauber ihrer Erscheinung vor seiner glühenden Phantasie, und immer kläglicher, immer trübseliger ward ihm um's Herz. Kein Zweifel, das Schicksal war eine fluchwürdige Metze. Was hatte dieser Vicenzo vor ihm voraus, daß er unbeanstandet über Hunderttausende verfügte, während er, Teodoro, den Göttern danken mußte, wenn die Häscher ihn nicht vor Ablauf der nächsten vierzehn Tage hinaus über den Strom führten? Vicenzo brauchte nur zu wollen, und Maria war sein ... Ja, wer konnte wissen, ob er ihren Besitz nicht schon längst im Stillen erobert hatte ...? Dieser Gedanke stieß ihm fast das neidische Herz ab. Immer tiefer vergrub er sich in den Wust seiner unerquicklichen Erwägungen, und immer dunkler ward es in dem öden, einsamen Zimmer.

Da mit einem Male schreckte ihn ein heftiges Pochen aus seinen Träumereien empor. Gleichzeitig vernahm er eine krächzende Stimme, die mit Pamela, der alten Magd, in heftigem Wortwechsel begriffen schien.

— Nein! Nein! Gott gerechter! Und tausendmal nein! Ich lasse mich nicht wieder abweisen von der Schwelle des Herrn, der mir schuldig ist so viel gutes, baares Geld und nicht bezahlt hat die Zinsen seit sieben Monaten und drei Tagen. Ich muß ihn sprechen, den Signore de' Lodi;

ich hab' ihm zu machen wichtige Mittheilungen, die ihn sollen bewahren vor Schaden und Unglück.

Teodoro erhob sich. In demselben Augenblick ging die Thüre auf, und herein trat, das Barett ehrerbietig in der Rechten, den Rücken zum Gruße gebeugt, Isaak Mardochai, der ungläubige Hund aus Genua.

— Was unterfteht Ihr Euch? fragte Teodoro stirnrunzelnd. Hat Euch die Dienerin nicht gesagt, daß ich ungestört zu sein wünsche?

— Eure Herrlichkeit verzeihen, aber beim Gott meiner Väter, ich will nicht kommen in Abrahams Schoos, wenn es nicht geschah in der besten Absicht, um Eurer Herrlichkeit zu erweisen einen Freundschaftsdienst, für den Ihr mir werdet dankbar sein Euer Leben lang.

Teodoro mußte trotz seiner verdrießlichen Stimmung lachen.

— Ihr einen Freundschaftsdienst? entgegnete er wegwerfend. Macht's kurz, was habt Ihr mir zu sagen?

Die Dienerin hatte inzwischen eine kleine Handlampe hereingetragen und das Fenster geschlossen. Isaak Mardochai wartete geduldig ab, bis dieser Zwischenfall erledigt war, und ließ sich dann langsam auf einen Stuhl nieder.

— Eure Herrlichkeit verzeihen, wenn ich mich setze, begann er schmunzelnd, aber ich bin schon so oft heraufgelaufen die steilen Treppen, daß ich mir hab' zugezogen eine Verrenkung im Rückgrat.

— Zur Sache! rief Teodoro barsch, ohne die Anzüglichkeit des Juden einer Entgegnung zu würdigen.

— Es war heiß heute, sagte Isaak, indem er sich mit dem Aermel seines faltigen Gewandes über die Stirne fuhr. Gott gerechter, wenn das so fort geht, so werden wir zerfließen in Nichts wie ein Kapital, das man geliehen hat für zehn Procent an einen florentinischen Edelmann.

Mensch, laßt jetzt Eure Witze, oder ich weis' Euch die

Thüre! rief Teodoro, einen Augenblick ſeine Faſſung verlierend.

— Gut! Ich gehe! Wenn Ihr nicht wollt nehmen in Empfang meine Mittheilungen, — mir ſoll's recht ſein, Eure Herrlichkeit. Aber ich bin dann ſchuldlos an allem, was ſich ereignet.

Teodoro ſchritt ungeduldig im Zimmer auf und nieder.

— Seht Ihr, Euer Gnaden, begann der Jude nach einer Pauſe, ich bin ein ehrlicher Mann, ſo wahr der Gott meiner Väter mir helfe in der letzten Stunde, die mich von hinnen ruft in die Freuden des Paradieſes, Amen. Ich habe lange gewartet und bin ſtets geweſen ein coulanter Geſchäftsfreund, denn, hab' ich mir geſagt, wenn du Seine Herrlichkeit, den Herrn Teodoro de' Lodi, einſperrſt in den Schuldthurm, ſo kriegſt du gar nichts. . .

— Niederträchtiger Schuft! rief Teodoro, außer ſich vor Wuth.

— Ihr nennt mich einen niederträchtigen Schuft, erwiderte Iſaak ruhig, aber ich will Euch beweiſen, daß ich bin ein ehrlicher Mann und ein coulanter Geſchäftsfreund. Ich hab' mir alſo geſagt, wenn ich den Signor Teodoro laſſe feſtſetzen, ſo ſitzt er und ſitzt, und wenn er ausgeſeſſen hat, ſo ſitzt er immer noch. Geld kann er im Schuldthurm nicht ſchwitzen. Vermögen iſt keins da. Die Möbel hier ſind unter Brüdern keine fünfzig Dukaten werth, und fünfzig Dukaten als Abſchlagszahlung auf drei tauſend neunhundert, iſt ein ſchlechtes Geſchäft bei den theuren Zeiten. So hab' ich gedacht im vorigen Jahre; ſo hab' ich gedacht im Monat Januar dieſes Jahres; ſo hab' ich gedacht im Februar, März, April, Mai und Juni bis auf den geſtrigen Tag. Heut aber denke ich anders.

Iſaak Mardochai ſchwieg, als wolle er den Eindruck ſeiner Worte erſt auswirken laſſen. Dann fuhr er fort:

Eure Herrlichkeit wundern ſich? Sagt mir kein Wort, Signor Teodoro, ich ſeh' es Euer Herrlichkeit an, daß Ihr

Euch wundert. Aber ich will Euch die Dinge ganz einfach erklären, und werdet Euch dann selbst sagen: ‚Der Isaak Mardochai ist vollkommen im Recht, wenn er jetzt nicht mehr so denkt, wie im vorigen Jahre, und heuer vom Januar bis Juni.‘

Er hielt abermals inne.

— Da bin ich doch in der That begierig, versetzte Teodoro mit erkünstelter Ruhe.

— Eure Herrlichkeit braucht nicht zu sein begierig, denn ich werd's gleich von mir geben, und schlagen das Wasser der Erkenntnis aus dem Felsen der Dunkelheit in der Wüste des Zweifels. Gestern sprach ich nämlich den Beppo, den Bildschnitzer, der da ist gewesen ein Bedienter von Euer Gnaden, und sehr wohl bewandert ist in Euer Gnaden Verhältnissen. Der Beppo hat mir bezahlt ein Wechselchen, das fällig gewesen ist vor drei Tagen, und wie er das zahlte, prompt und pünktlich, wie ich es liebe von meinen Geschäftsfreunden, da kam das Gespräch auf Euch, Signor Teodoro, und da sagte ich so halb für mich hin: ‚Ach, wenn doch der Signor Teodoro wollte bezahlen halb so pünktlich und prompt wie der Beppo.‘ Und wie ich das so vor mich hinsage, ganz leise und unbemerkt, wie man spricht einen Kadisch, da schnappt's der Beppo auf, — denn der Mensch hat Ohren wie eine Bilchmaus. ‚Pah,‘ sagt er, ‚der Signor Teodoro könnte bezahlen ebenso prompt und pünktlich wie ich. Ich schwör's Euch, Isaak, wenn die Noth an Mann geht, so schafft Euch der Signore Geld wie Heu. Er versteht sich darauf, besser wie Einer.‘ Und dabei blinzelte er und schmunzelte, und das Schmunzeln besagte: ‚Isaak Mardochai ist ein Esel, daß er sich läßt hinhalten von einem Herrn, der die Dukaten kann aus dem Aermel schütteln, wenn er nur ernstlich will und mit Eifer ans Werk geht.‘ Seht Ihr, Euer Gnaden, deßwegen denk' ich jetzt anders, und da hab' ich mich denn schon umgesehen und mir die Sach' überlegt, und nun komme ich,

um Euch zu sagen, daß ich Euch drüben im Thurm das Logis bestellt habe.

— Was, Elender du wagst es . . .

— Nennen Euer Gnaden mich nicht ‚Elender', denn ich bin ein ehrlicher Mann und ein coulanter Geschäftsfreund. Mit dem Umzug hat's ja durchaus keine Eile. Eure Herrlichkeit haben vierzehn Tage Zeit, vierzehn lange Tage, das Stück zu vierundzwanzig Stunden gerechnet. Wenn Ihr mir in jeder Stunde nur zehn Dukaten beschafft, so ist die Schuld nach Ablauf der Frist so gut wie getilgt, und ich geb' Euch Quittung so prompt und reell wie kein anderer Jud' in Florenz. Hab' ich aber am fünfzehnten Tage morgens um acht Uhr das Geld nicht mit Zins und Zinseszins richtig zurück, so kommen zwei Herren mit großen Stulpenstiefeln, blitzenden Hellebarden und langen, wallenden Federn und laden Eure Herrlichkeit ein, mit über die Brücke zu gehen. Gott meiner Väter, es sollt' mir leid thun, einzusperren einen so jungen, hoffnungsvollen Mann, der einstens sein wird die Zierde des Vaterlands und der Schirm der verfolgten Unschuld.

Teodoro erwiderte nichts. Er war an das Fenster getreten und starrte jetzt dumpf brütend in die sternbeglänzte Nacht hinaus. Seine Brust arbeitete fürchterlich.

Fünf Minuten lang verharrten so beide in unbeweglicher Schweigsamkeit. Dann machte Teodoro Kehrt und trat mit gekreuzten Armen dicht an den Juden heran.

— Ihr sollt' Euer Geld haben, sagte er kurz und bestimmt, und zwar schon in wenigen Tagen. Man hat mir auf kommenden Sonnabend eine Zahlung angekündigt, die ich bereits verloren gab. Der geschäftliche Theil wäre also hiermit erledigt. Und nun sage ich Euch in aller Ruhe: laßt Ihr Euch noch ein einziges Mal in diesem Hause blicken, so packe ich Euch an Eurem langen Bocksbart und schmeiß' Euch die Treppe hinunter, daß Euch alle

Knochen in Eurem gottverfluchten Cadaver knacken! Hinaus mit Euch oder ich vergesse mich!

— Vergessen sich Euer Gnaden lieber nicht! versetzte der Jude, indem er auf die Thüre zuschritt.

— Fort! schrie Teodoro mit steigender Erbitterung.

— Ich gehe schon, denn der Klügste giebt nach. Glückselige Nachtruhe, Euer Gnaden! Ihr habt's zwar nicht um mich verdient, daß ich Euch glückselige Nachtruhe wünsche, denn die meine habt Ihr gar machmal geraubt, daß ich hab' wach gelegen auf den Kissen und nachgerechnet, wie viel ich verliere an der letzten Schuldverschreibung mit Zins und Zinseszins! Also in vierzehn Tagen! Beim Grab' meiner Mutter, ich halt' Euer Gnaden Wort!

Langsam tappte er die Treppe hinunter, zu wiederholten Malen den Gott seiner Väter anrufend.

Teodoro aber warf sich laut stöhnend in seinen Armsessel.

In der folgenden Nacht wandelte Teodoro, in seinen Mantel gehüllt und das Barett tief in die Stirne gedrückt, durch die einsamen Weinberge jener Hügelreihe, die sich südwestlich von der Stadt bis zu dem weltberühmten Punkt erstreckt, wo sich heutzutage die Villa del Bello Sguardo befindet. Der Himmel hatte sich etwas bewölkt; die Luft war drückend und regungslos, und schien jeden Ton seltsam abzudämpfen.

Teodoro schritt langsam auf und nieder und spähte dabei unruhig nach rechts und links in die dunkeln Tiefen der Rebengelände. Von Zeit zu Zeit blieb er stehn, um zu lauschen. Alles still. Nur von San Miniato tönte der halbverwehte Schall der Mitternachtsglocke herüber.

Eine Viertelstunde lang währte dieses räthselhafte Hin- und Herschweifen. Da mit einem Male ließen sich Tritte vernehmen. Zwei dunkle Gestalten, ebenfalls in Mäntel gehüllt, kamen aus einem Seitenwege auf Teodoro zugewandelt.

— Pavia und Mailand! rief der Vorderste.

— Endlich! gab Teodoro zurück, der die beiden Genossen an dem Stichwort erkannte. Ihr habt mich über Gebühr warten lassen.

— Herr, versetzte Beppo, der eine der beiden nächtlichen Wanderer, man kann nie zu vorsichtig sein. Ich vermeide gern jeden offenen Verkehr mit Euch, denn die Geschichte mit dem pistojanischen Kaufmann ist noch lange nicht ausgeklungen, und je weniger wir mit einander zu thun haben, um so leichter läßt sich ein aufsteigender Verdacht beseitigen. Als Ihr Eure Wohnung verließt, sah ich, daß ein neugieriges Dirnchen, wie sie Nachts auf den Straßen schweifen, Euch folgte. Ich mußte mich erst vergewissern, wie weit diese unerbetene Begleitung sich erstrecken würde, und so wartete ich, bis die Nachtwandlerin nach der Piazza zurückgekehrt war. Das währte aber fast eine Viertelstunde.

— Du bist ein kluger Kopf, Beppo, sagte Teodoro; und daß dein Freund Salvatore nicht minder schlau ist, davon hat er mir neulich eine Probe gegeben, als es sich darum handelte, seinem Herrn die Schuldverschreibung aus der Tasche zu stehlen. Er mag schön getobt haben, der alte Spitzbube!

— Pah! versetzte Salvatore, einer der Schmiedegesellen Gaetano Soluri's, er wähnt immer noch, den Zettel verlegt zu haben; denn auf mich hält er große Stücke, und niemals ist auch ein Funke von Argwohn in seine Seele gekommen. Sogar damals, als ich mir den prachtvollen Toledaner zu Gemüthe führte, den Freund Beppo mir bis zur Stunde verwahrt hat, wäre ihm jeder andere Gedanke glaublicher gewesen, als daß ich die Hand im Spiel haben könnte.

— Um so besser, sagte Teodoro, seine Stimme immer ängstlicher abdämpfend. Kommt, kauert euch hier an den Abhang, ich habe wichtige Dinge mit euch zu reden.

— Wir erwarten Eure Befehle, erwiderte Beppo. Wenn wirklich Tausende dabei zu verdienen sind, wie Ihr ver-

sprochen habt, so bin ich zu allem bereit, was Ihr fordern könnt.

— Zu allem! bestätigte Salvatore.

— Ueberlegt's euch wohl! flüsterte Teodoro zögernd; es handelt sich diesmal um nichts Geringeres . . .

Er stockte. Das Wort wollte nicht über seine Lippen.

— Nun? fragte Beppo. Sprecht nur frisch von der Leber weg; wir sind auf das Schlimmste gefaßt. Wer sich dem Teufel verschreibt, der darf nicht lang markten, und ob man etwas höher oder tiefer gehängt wird, das bleibt sich gleich.

— Nun denn, es gilt, einen Menschen, der mir im Wege steht, so rasch als möglich bei Seite zu schaffen. Rund heraus, — mein Vetter Vicenzo de' Lodi muß sterben.

— Das ist ein starkes Stück, erwiderte Salvatore. Ich fürchte, der Streich könnt' uns übel bekommen.

— Natürlich, wenn die Sache ans Licht kommt, werdet ihr ohne weiteres gehängt. Aber es müßte doch toll zugehen, wenn diese Mißlichkeit nicht zu vermeiden wäre. Vicenzo hat seit einiger Zeit eine Liebschaft mit der Frau eines Vignenbesitzers drüben am Berghange von Fiesole. Sein Weg führt ihn fast allabendlich durch das Gehölz von Termoli. Wenn ihr ihm dort auflauert und in geräuschloser Weise den Garaus macht, so wird es heißen, der eifersüchtige Gatte habe seine Ehre gerächt. Es hängt ja nur von euch ab, dies Gerücht in schlauer und möglichst unverdächtiger Weise in Umlauf zu setzen.

Beppo und Salvatore ließen nachdenklich die Köpfe hängen.

— Hm, sagte der erstere, die Sache läßt sich hören. Und wie hoch beläuft sich der Ertrag in runder Summe?

— Ich zahle jedem von euch sechstausend Dukaten, denn ich bin der alleinige Erbe von Vicenzo's riesigem Vermögen.

— Und wer bürgt uns dafür, daß Ihr Wort haltet? fragte Salvatore.

— Meine Zusage muß euch genügen, versetzte Teodoro kalt. Es wäre mehr als thöricht, wollte ich euch etwas Schriftliches in die Hände geben, das uns alle Drei ins Verderben stürzen könnte.

— Ihr habt recht, meinte Beppo. Wir sollten Euch die Hölle schon heiß machen, falls Ihr Euch weigertet. Aber wird nicht gerade der Umstand, daß Ihr der alleinige Erbe seid, den Verdacht eher auf Euch lenken, als auf den Vignenbesitzer, der vielleicht gar keine Ahnung davon hat, daß seine Frau ihm Hörner aufsetzt?

— Das wäre nur dann denkbar, wenn man erführe, daß ich mich in dieser heillosen Klemme wegen des verdammten Juden Isaak befinde. Das Geld, das ich diesem Blutsauger schulde, müßte deßhalb vorher beschafft werden. Auch in dieser Beziehung vertraue ich ganz eurem Scharfsinn.

— Hm, sagte Salvatore, das ist gut überlegt; aber dreitausend neunhundert Dukaten sind keine Kleinigkeit, und das Geld findet man heutzutag' nicht auf der Straße.

— Just auf der Straße müßt ihr es suchen, gab Teodoro zurück. Oder wenn ihr die Summe nur insgeheim von irgend einem Wucherer auf einen Monat entlehnen könntet . . . .

— Das wird gehn, sagte Beppo nach einer Pause. Ich habe seit einiger Zeit mehr Credit als ich mir je zugetraut hätte. Nöthigenfalls verpfände ich die riesige Eichenpforte, die ich seit drei Jahren in Arbeit habe. Das Werk ist nahezu das Doppelte werth, und der hohe Betrag der Procente soll die Juden schon locken.

— Vortrefflich, erwiderte Teodoro. Alles andere kann ich also eurem Erwägen anheimstellen?

— Unbedingt.

— Noch Eins, fügte der Bildschnitzer hinzu. Ich hab' da von einem Schwure gehört, den Euer Vetter und sein Todfeind Alessandro de' Carmoli dem Prinzen geleistet haben. Was wißt Ihr darum?

Teodoro setzte mit kurzen Worten den Sachverhalt auseinander.

— Gut! sagte der Schmiedegeselle; so wär' es am Ende noch zweckmäßiger, den Verdacht auf Alessandro zu lenken.

— Meisterhaft, rief Teodoro, meisterhaft! Auch der neuliche Vorfall am Lung' Arno läßt sich in diesem Sinne verwerthen.

— Was war das? fragten die beiden Mitverschworenen.

Teodoro erzählte. Die andern unterdrückten nur mit Mühe den hellen Ausbruch der Freude und der Befriedigung.

— Wir wollen nur rechtzeitig dafür sorgen, schlug Beppo vor, daß die Geschichte gehörig ins Publikum dringt. Je früher man die öffentliche Meinung bearbeitet, um so besser.

— Und wann gedenkt ihr den entscheidenden Schritt zu thun?

— In drei, vier Tagen, sagte der Schmiedegeselle. Dergleichen besorgt man so schnell wie möglich.

— Ganz wie ihr wollt. Wir sehen uns erst wieder, wenn alles gelungen ist.

— Und die viertausend Dukaten, die Ihr dem Juden bezahlen wolltet? fragte Beppo.

— Ah, richtig, das Geld! Bis wann glaubst du's in Händen zu haben?

— Wenn ich's überhaupt auftreiben kann, noch morgen vor Sonnenuntergang.

— Gut, so werde ich vor Mitternacht hier in den Vignen sein und die Summe in Empfang nehmen.

— Wie Ihr befehlt, Herr!

Teodoro erhob sich, nickte den Spießgesellen einen flüchtigen Gruß zu und verschwand wenige Augenblicke später im Dunkel der Mitternacht. Beppo und Salvator schlugen auf einem kürzeren Wege die gerade Richtung nach der Stadt ein.

Drei Tage nach dieser nächtlichen Unterredung gab der Conte di Basso in seinem Landhaus bei Terenzano ein glänzendes Fest. In der Zahl der Geladenen befand sich auch Alessandro de' Carmoli. Die eidliche Verpflichtung von neulich lastete ihm zwar doppelt schwer auf der Seele, seit Vicenzo de' Lodi ihn der Feigheit bezichtigt hatte. Aber trotz dieser Verstimmung hielt er es für gerathen, dem höflichen Aufgebote des Grafen ohne Zögerung Folge zu leisten. Zwei sehr verschiedene Motive wirkten hier gemeinschaftlich. Zunächst wollte er zeigen, daß ihm die Maßnahme des Fürsten im Grunde gleichgiltig sei. Dann aber gedachte er die öffentliche Meinung in einem noch wichtigeren Punkte irre zu führen. Dieser Punkt schien für die persönliche Sicherheit des jungen Edelmanns von der höchsten Bedeutung.

Alessandro hatte nämlich in der Zwischenzeit wiederholt den Versuch gemacht, sich der schönen Maria, die seine erste Bewerbung so unbarmherzig zurückgewiesen, mit erneutem Antrag zu nähern. Aber die Nichte des Waffenschmieds hieß nicht umsonst bei allen, die sie kannten, la Brusca. Je leidenschaftlicher und wilder er seine Liebe betheuerte, um so kälter und geringschätziger verschmähte sie ihn. Die Briefe, die sein Diener Geronimo ihr im Dome zuzustecken versuchte, wurden drei oder vier Mal mit einer Entschiedenheit abgelehnt, die nichts zu wünschen übrig ließ. Selbst der kurze Lichtblick, den Alessandro während der ersten Zeit an der Rampe der Loggia genossen hatte, das reizvolle Bild der Wasserträgerin an dem muschelblasenden Meergott, gehörte jetzt zu den Seltenheiten, da Maria es möglichst vermied, sich bei Tage im Hof zu zeigen. Alles in Allem genommen, schien die Verliebtheit des entflammten Ritters hoffnungslos, und schon dieser Umstand genügte, um sein Verlangen nach dem Besitz der Widerspenstigen zur Raserei zu steigern. Nicht gewohnt, auf die Erfüllung eines Wunsches zu verzichten, hatte er sich heilig und theuer ge-

schworen, Maria müsse sein Eigen werden, koste es was es wolle. Wenn die Lockspeise der Ueberredung nichts fruchte, wenn der sonst so wirksame Zauber seiner Persönlichkeit an der Verblendung dieses eigensinnigen Herzens abpralle, so werde er rücksichtslos zum äußersten Mittel des Liebeswahnsinns, zur Gewalt greifen . . .

Woche um Woche war verstrichen, ohne daß sein Verhältnis zu Maria sich auch nur um den Schatten eines Gedankens verbessert hätte. Sein stürmisches Naturell drängte ihn immer unwiderstehlicher zum Entschluß. Einmal gefaßt, reifte dieser Entschluß zum wohlerwogenen Plan, dessen Ausführung seit mehr als acht Tagen mit aller Vorsicht und Klugheit betrieben ward.

Er hatte an dem Wege nach Fiesole, ganz in der Nähe jenes Winzerhäuschens, dessen Besitzerin, dem Gerüchte zufolge, mit Vicenzo de' Lodi in Beziehungen stand, eine Villa gemiethet, und zwar so insgeheim und verschwiegen, daß selbst sein vertrauter Diener Geronimo nichts davon ahnte. Dem Eigenthümer des Landhauses schützte er wissenschaftliche Studien vor, die man im Centrum der geräuschvollen Großstadt nicht füglich betreiben könne, und ähnliche wohlfeile Unwahrheiten, wie sie Verliebte immer zur Hand haben. Er hätte sich die Mühe ersparen dürfen, da die prompte Erlegung des Zinses beredter für die Gediegenheit seiner Absichten sprach, als alle gekünstelten Worte.

Die folgende Woche hindurch vermied er es grundsätzlich, an dem Eckhause des Schmiedes vorüberzugehn. Dagegen huldigte er möglichst auffallend und nachhaltig der jungen Gräfin Cosima de' Falconari, die, wie es hieß, sterblich in ihn verliebt war. Alessandro bedachte nicht, daß er hier ein frivoles und herzloses Spiel trieb. Das Verlangen nach dem Besitze Maria's beherrschte ihn so vollständig, daß er alles Uebrige nur als gleichgiltiges Mittel zum Zweck ansah. Mit einer Pfiffigkeit, die sonst nicht in seinem Wesen lag, hatte er ausgeklügelt, daß der Verdacht, Maria

gewaltsam entführt und in die entlegenen Gemächer seiner Villa eingesperrt zu haben, an dem glühenden Verehrer der Gräfin kaum haften könne; und diese Erwägung genügte, um seinen Eifer zur vollen Glut zu entfachen.

Das Fest beim Conte di Basso begann gegen zehn Uhr Abends. Der Park war mit farbigen Lampen und Girandolen geschmückt, deren flimmernde Pracht unter dem tiefdunklen Grün der Ulmen und Steineichen eine feenhafte Wirkung hervorrief.

Alessandro war lebhafter und liebenswürdiger als je. Cosima de' Falconari, die er nach damaliger Sitte für den ganzen Abend zu seiner Dame erkoren hatte, strahlte von Stolz und Glückseligkeit. Ein feiner Beobachter hätte sich sagen können, daß der seltsame Glanz dieser Augen mehr eine Befriedigung der Eitelkeit, als des Herzens ausdrückte. Aber wann hätte sich jemals unter den Schaaren der Neider ein feiner Beobachter gefunden? Und beneidet ward Cosima von sämmtlichen Theilnehmerinnen des Festes, während Alessandro die Mißgunst aller Cavaliere erregte.

Wer den jungen de' Carmoli so am Arme seiner Schönen daherwandeln sah, sprühend und geistreich in jedem Zug seines blassen Gesichts, der hätte sich schwerlich träumen lassen, daß dieser eifrige Bewerber die tollste Komödie spielte, die ein weibliches Herz verwunden kann. Bereits der nächstfolgende Tag war für die Ausführung des vermessenen Ueberfalls endgiltig festgesetzt. Alessandro hatte in Erfahrung gebracht, daß Maria la Brusca morgen außergewöhnlich spät den Weg von Fiesole nach Florenz antreten würde. Assunta, die Muhme, feierte den Namenstag ihres verstorbenen Gatten, ein Anlaß, bei dem sie in pietätvoller Erinnerung an den Heimgegangenen große Quantitäten von Reiskuchen und pisanischer Polenta zu backen pflegte, die dann unter Mitwirkung einiger Bürgerinnen von Fiesole als Opfer- und Todtenmahl bis auf die letzten Brosamen verzehrt wurden. Da Maria, wenn sie die Stadt verließ,

niemals Goldschmuck oder sonstige Werthsachen bei sich trug, so fühlte sie sich gegen die gewöhnlichen Gaudiebe, die es ohnehin selten auf die einfachen Kinder des Volkes absehn, vollkommen sicher, und was die Zudringlichkeit allzu zärtlicher Schwärmer betraf, so hatte sie hinlänglich bewiesen, daß sie im Stande war, sich schlimmsten Falles die Wege zu bahnen. Daher war vorauszusehen, sie würde auch dießmal ihrer Gewohnheit nicht untreu werden und eine etwaige Begleitung, die der sorgliche Oheim ihr empfehlen mochte, mit dem Trotze der Brusca ablehnen. Sollte diese Berechnung täuschen, so war Alessandro entschlossen, seinen Plan trotz alledem und auf die Gefahr eines offenen Kampfes hin durchzusetzen. In der Vermummung, die er sich zu diesem Zweck ausersehn hatte, brauchte er nicht zu fürchten erkannt zu werden, so daß selbst dann nichts verloren schien, wenn der Begleiter des Mädchens entkam.

Alessandro stand eben im Begriff, der schönen Cosima nach der galanten Weise des medicäischen Zeitalters ein Sonett zu declamiren, das er auf ihre schönen Augen gedichtet hatte, als er mitten in der Strophe abbrach und nach dem Eingang der Laubarkaden starrte, durch die eine hohe, breitschulterige Gestalt, die jüngste Tochter des Conte di Basso am Arme, langsam hereingewandelt kam.

— Bei den Wunden des Heilands! murmelte Alessandro durch die Zähne, er ist's! Vicenzo de' Lodi, mein Todfeind! Mich dünkt, der Conte di Basso hätte wenigstens so viel Rücksicht auf die Verhältnisse nehmen dürfen, um einen von uns beiden aus der Liste seiner Gäste zu streichen.

— Ihr urtheilt zu schroff, erwiderte Cosima de' Falconari. Die Gesellschaftsräume eines vornehmen Cavaliers sind neutrales Gebiet. Es bedarf nur eines geringen Aufwandes Eurer weltmännischen Geschicklichkeit, um dem Gegner geräuschlos auszuweichen.

— Es scheint so, versetzte Alessandro mit einem spöttischen Blick auf das immer näher heranwandelnde Paar.

Vicenzo de' Lodi und die kleine Beatrice di Basso waren inzwischen arglos plaudernd bis an die Stelle vorgedrungen, wo Alessandro mit Cosima in der Nische lehnte. Als Vicenzo den verhaßten Gegner erblickte, stutzte er eine Sekunde lang; dann wandte er sich wieder lächelnd zu seiner hübschen Begleiterin und wollte vorüber, ohne sich um das Paar in der Nische weiter zu kümmern. Dabei hatte er indessen das Unglück, sich in Cosima's Schleppe zu verwickeln und dieselbe bei dem Bestreben, sein Gleichgewicht zu wahren, langwegs zu zerreißen.

Alessandro warf ihm einen durchbohrenden Blick zu, denn er betrachtete die zufällige Ungeschicklichkeit seines Feindes als eine absichtliche Beleidigung.

Vicenzo hatte bereits ein paar Worte der Entschuldigung gestammelt: aber der Blick Alessandro's nahm ihm die Rede vom Munde weg.

Eine Minute lang stand er sprachlos, dann sagte er mit bebender Stimme zu der Gräfin, die sich vergeblich bemühte, den angerichteten Schaden wieder gut zu machen:

— Ich bitte um Vergebung, Madonna. Glaubt mir, ich würde fußfällig Eure Verzeihung erflehen, wenn Ihr Euch in besserer Gesellschaft befändet.

Alessandro erbleichte; doch faßte er sich schnell und verneigte sich höflich lächelnd gegen Beatrice di Basso, die ganz verblüfft dreinschaute, als begreife sie nicht, wie ein wohlerzogener Cavalier in Gegenwart schöner und vornehmer Damen einen solchen Ton anschlagen möge.

— Rechnet es ihm nicht zu hoch an, Madonna, sagte er mit eisiger Kälte. Er benutzte die Anwesenheit Eurer Herrlichkeit als Brustwehr, um ungestraft seine Geschosse zu schleudern. Das liegt so in der Natur der Feiglinge und erscheint, bei Lichte betrachtet, verzeihlich.

— Alessandro de' Carmoli, versetzte Vicenzo stirnrun-

zelnd, ich lade Euch ein, die liebenswürdige Dame, die Ihr zur unfreiwilligen Zeugin Eures unritterlichen Benehmens macht, nach dem großen Zirkel zu geleiten, wo man eben den Tanz beginnt. Ich werde meine holde Gebieterin um die Erlaubnis bitten, das Gleiche zu thun, und dann . . . Ihr findet mich hier in der Laubhalle.

— Vicenzo de' Lodi, erwiderte Aleſſandro geringſchätzig, ich habe zwar nie gehört, noch geleſen, daß ein Cavalier ſeine Dame gelegentlich wegſchickt wie ein Kind, deſſen Anweſenheit das Geſpräch der Erwachſenen ſtört; aber ich werde gleichwohl meine theure Freundin erſuchen, diesmal eine Ausnahme zu geſtatten und nicht mir als Unhöflichkeit anzurechnen, was die ſchnöde Streitluſt eines Raufboldes verſchuldet hat.

Mit dieſen Worten reichte er der Gräfin den Arm und führte ſie aus den Arkaden ins Freie. Vicenzo de' Lodi und Beatrice folgten in einiger Entfernung.

Unterwegs verſuchten die Mädchen ihre Cavaliere zu beſchwichtigen; aber die wohlgemeinten Reden trugen nur dazu bei, die Erbitterung der beiden Gegner zu ſteigern.

Es geht nicht länger! ſagte Aleſſandro zu Coſima. Das Verſprechen, das ich dem Herzog gab, laſtet wie ein Fluch auf meinem Daſein. Ich bin rath- und waffenlos in die Hand eines Feindes gegeben, der kein Mittel ſcheut, um mich zu kränken und zu ſchädigen. Florenz iſt zu enge, um zwei Todfeinde, wie uns, gleichzeitig zu beherbergen.

Die Damen hatten kaum in dem prächtig erleuchteten Zirkel Platz genommen, als Vicenzo und Aleſſandro ſich bereits in der Laubhalle ſprachlos gegenüber ſtanden. Was ſie hierher getrieben, wußten ſie eigentlich ſelbſt nicht. Die übliche Zuflucht des Grolles und des Haſſes war ihnen ein für allemal abgeſchnitten, und ſich gegenſeitig mit den Fäuſten zu würgen, dazu war hier am wenigſten der geeignete Ort, ganz abgeſehn von der Unwürdigkeit dieſes Auskunftsmittels.

Noch hatte Keiner ein Wort über die Lippen gebracht, als der Conte di Basso hastigen Schrittes durch die Arkaden kam.

— Meine Freunde, was höre ich? rief er bereits von weitem mit der ganzen schmeichlerischen Fülle seines weichen Organes. Hab' ich euch darum zu diesem Fest der Freude geladen, daß ihr den alten Zorn auch an diese Stätte mit herschleppen sollt? Ich dächte, ihr wüßtet besser, was ihr dem bescheidenen Festgeber, der euch in aller Freundschaft um Frieden ersucht, schuldig seid. Die Damen sind außer sich. Wenn ihr nicht schleunigst gut macht, was ihr gesündigt, so stört mir der Zwischenfall die ganze Stimmung des Abends.

— Signor Conte . . . versetzte Vicenzo.

— Eure Herrlichkeit . . . stammelte Alessandro.

— Keine Entschuldigung, meine Freunde! Ich verlange unbedingt den sofortigen Abschluß eines ehrlichen Waffenstillstandes, und zwar im weitesten Sinne des Wortes, denn die eigentliche Führung der Klingen ist euch ja amt- und dienstlich verboten. Ah, ich weiß, es ist unangenehm, an solche Dinge erinnert zu werden, aber ihr zwingt mich dazu, wie der Augenschein lehrt.

Vicenzo und Alessandro schlugen etwas beschämt die Blicke nieder. In der That war es nichts weniger als entschuldbar, gerade hier eine Scene herbeizuführen.

— Edler Graf, sagte Alessandro ein wenig gepreßt, ich bitte Eure Herrlichkeit um Entschuldigung. Es lag durchaus nicht in meiner Absicht . . .

— Noch weniger in der meinen . . . versicherte Vicenzo.

— Um so besser, lachte der Graf, um so besser. So war alles nur ein Versehen, eine kleine Vergeßlichkeit. Nun ich hoffe, ihr werdet eure Damen nicht allzu lang' warten lassen. Auf Wiedersehen!

Die beiden Gegner nahmen im Verlauf des Abends in keiner Weise mehr Notiz von einander. Das Gerücht

von dem Vorfalle in dem Laubgange verbreitete sich indeß, Dank der geschwätzigen Cosima, sehr bald durch den ganzen Park. Eine eigentliche Störung des Festes war durch die Vermittelung des Conte die Basso und seiner ängstlichen Tochter Beatrice vermieden worden.

Beppo und Salvatore hatten sich sofort nach jener nächtlichen Unterredung mit Teodoro Gewißheit zu verschaffen gesucht, ob das Liebesverhältnis zwischen Vicenzo de' Lodi und der jungen Winzerin in Wahrheit oder nur in der Phantasie der böswilligen Florentinerinnen existirte. Alles, was sie indeß auskundschafteten, schien darauf hinzudeuten, daß Fama dießmal im Rechte war. So traf man denn seine Maßregeln und verfügte sich am vierten Abend auf verschiedenen Wegen nach dem Gehölze von Termoli, wo man sich im Strauchwerk dicht an dem Weg, den Vicenzo de' Lodi passiren mußte, vorsichtig niederkauerte.

— Die Sache geht gut, flüsterte Beppo, indem er das blanke Schwert neben sich auf den Boden legte. Wenn jemals die Lage zweier Banditen eine günstige war, so ist es die unsrige, von Signor Teodoro ganz zu geschweigen. Der Jude ist bezahlt, und der edle Vicenzo sitzt in der Falle. Noch eine Stunde, Kamerad, und wir können auf unsern Lorbeeren ausruhen.

Salvator erwiderte nichts. Seine Finger spielten an dem Griffe des Dolches, den er im Gürtel trug, und sein Ohr lauschte hinaus in die stille, einsame Nacht.

Da erschallten Schritte. Beppo richtete sich langsam auf, um durch die Zweige zu lugen. Das erste Viertel des Mondes stand hoch im Blau und warf seinen vollen Glanz auf zwei elastisch einherschreitende Gestalten, die, sorglos plaudernd, über den steinigen Pfad daherkamen.

— Still! raunte Beppo seinem Gefährten zu, es sind Landleute. Weiß der Teufel, was die noch so spät hier zu suchen haben.

Die beiden Gestalten kamen näher.

— Aber wenn ich Euch sage, Gevatter, lachte der eine, daß ich ihn mit eigenen Augen gesehen habe! Der Mond schien so hell wie jetzt, und der ganze Hof lag da wie im Sonnenglanz.

— Es ist doch toll mit den Weibern, meinte der andere. Wer hätte es dieser Erminia angesehen! Sie that so züchtig bei unsern Festen! Und nun läßt sie die Cavaliere ins Fenster steigen!

— Pah, ich hätte dir das lange voraussagen können. Wenn ein Weibsbild erst einmal anfängt, nur auf den Putz zu laufen, dann ist's nicht weit bis zum Schlimmsten. Uebrigens ist der Signore de' Lodi ein flotter, stattlicher Kerl; — und ihr Mann . . . du lieber Gott! Wahrhaftig, wenn man den armen, wackeligen Tropf nur ansieht, so ist Erminia zur Hälfte entschuldigt.

Mit diesen Worten schritten sie an den beiden Genossen vorüber.

— Du, flüsterte Beppo nach einer Weile, ich komme mir ordentlich edel vor, daß ich hier berufen bin, das Laster zu strafen und die Tugend zu rächen. Es hat doch alles seine zwei Seiten. Wenn wir die Geschichte so auffassen, so begehen wir eigentlich nur eine verdienstliche That.

— Aeußerst verdienstlich, lachte Salvatore. Und wenn man höheren Ortes von unserer Großthat Witterung bekommt, so verleiht man uns den Strick mit der Schleife. Weißt du, Bruder, ich bin dafür, daß wir unsere guten Werke dießmal ganz im Verborgenen lassen.

— Natürlich, gab der andere zurück. ‚Wer sich selbst rühmt, der soll erniedrigt werden', heißt's bei den Pfaffen.

— Sag' lieber erhöht, denn der florentinische Galgen ist dem Himmel näher als Giotto's Campanile. Doch still jetzt, wir verpassen sonst am Ende den richtigen Augenblick.

Eine halbe Stunde verstrich. Wiederum erklang es durch die Stille der Nacht, wie von herannahenden Schritten; aber

kaum vernommen, wurden diese unbestimmten Töne auch dumpfer und leiser, bis sie in nichts erstarben.

— Das war drüben am Hauptwege, sagte Beppo.

— Sollte uns Vicenzo entschlüpft sein? fragte Salvatore.

— Narr! Für ihn giebt es nur diesen Pfad. Drüben der Weg führt hinauf nach der Stadt.

— Aber wenn der Signore nun quer durchs Gehölz schritte?

— Er wird nicht, verlaß dich darauf. Eh' eine Stunde vergeht, ist unsere Arbeit gethan; und, corpo di Dio, ich wollte in allem Ernste, der Spaß wäre vorüber. Sämmtliche Knochen werden mir steif, wenn ich so da hocken muß wie ein Iltis, der auf den Raub lauert.

Beppo war vollkommen im Recht. Das dumpfe Geräusch, das er soeben vernommen hatte, rührte nicht von Vicenzo de' Lodi, sondern von Alessandro de' Carmoli her, der um dieselbe Zeit, keine dreihundert Ellen von den Banditen entfernt, im Gebüsch Posto faste, um seinen tollkühnen Plan gegen die spröde Maria in Scene zu setzen.

Abermals verging eine halbe Stunde. Da endlich erschien Vicenzo auf der Biegung des Weges.

Beppo erhob sich. Salvatore sollte erst dann herzuspringen, wenn der erste Stoß seines Gefährten mißglückt sein würde.

Der Bandit ließ den jungen Edelmann ungefähr drei Schritte weit an dem Dickicht, in dessen Schatten er lauerte, vorüber schreiten. Dann sprang er mit einem wilden Satze hervor und bohrte dem Unglücklichen das Schwert unter dem linken Schulterblatt so wuchtig ins Herz, daß die blutige Spitze auf der andern Seite um Zolleslänge wieder herausdrang. Stöhnend brach Vicenzo zusammen. Sein jäher Fall würde den Mörder, der seine Hand nicht schnell genug vom Schwertgriff zu lösen vermochte, mit zu Boden gerissen haben, wenn die Klinge nicht unmittelbar am Leibe des Opfers entzwei gesprungen wäre.

Salvators Hilfe war überflüssig. Vicenzo gab keinen Laut von sich. Ein dunkler Blutstrom quoll ihm über die Lippen. Noch einmal zuckte es schaudernd durch die jugendkräftigen Glieder; dann lag er starr und regungslos vor den Füßen der Missethäter.

Die beiden Gefährten schleppten den Leichnam schleunigst in das Buschwerk und bemühten sich, das Bruchstück der Klinge aus der Brust des Todten herauszuziehen. Vergeblich; der Stahl saß wie eingekeilt . . . Und jetzt drang Hundegebell an ihr Ohr, das aus der Richtung von Florenz immer näher und näher kam . . .

— Fluchwürdige Bestien! knirschte Beppo vor sich hin. Das sind die Jäger des Prinzen, die ins Gebirg ziehen, um morgen früh mit Sonnenaufgang ihr Werk zu beginnen. Fort, wir haben keine Zeit zu verlieren.

— Und die Klinge? fragte Salvatore bedächtig.

— Pah, kein Mensch weiß, daß gerade wir sie gestohlen haben.

— Gut gesprochen! Aber wenn das Stück, das du in die Scheide gesteckt hast, zu der andern Hälfte paßt, wie die rechte Hand zu der linken . . .

— Verwünscht, du hast Recht!

— Mich dünkt, am besten drückst du den Stummel hier in den Boden. Der Grund ist weich, und mit einiger Kraft wird man selbst den Griff unter das Moos treiben.

— Gut, aber rasch! Die Meute kommt näher. Himmel und Hölle, es wäre ein schlechter Spaß, wenn wir gleich bei unserer ersten größeren Schurkerei abgefaßt würden.

Mit diesen Worten stieß er das abgebrochene Schwert senkrecht in die Erde.

— Versuch' du's mit der Scheide, raunte er seinem Gefährten zu.

Salvatore gehorchte. Die Aufgabe war indeß schwieriger, als beide vermuthet hatten. Der steinige Untergrund erlaubte das Vordringen nur bis zu einer gewissen Tiefe.

Die Banditen keuchten vor übermenschlicher Anstrengung; der helle Angstschweiß perlte von ihren Stirnen; — umsonst. — Immer näher und näher ertönte das Rüdengebell. Jetzt konnten die Jäger kaum mehr fünfhundert Schritte vom Schauplatz des Frevels entfernt sein.

— Wir müssen fort, stöhnte Beppo, indem er von seinen fruchtlosen Bemühungen abstand und weiter in das Gehölz trat. Was schadet es schließlich, wenn sie Klinge und Scheide finden? Der Name deß, der sie trug, steht nicht eingegraben.

— Aber das Zeichen des Schmiedes, — und das wird den Verdacht auf mich, den Gesellen, lenken. Bei allen Heiligen schwör' ich's: Einmal bin ich dein Partner gewesen und nicht wieder. Gott sei Dank, ich habe wenigstens nicht selber Hand angelegt!

— Willst du's Maul halten, du räubige Bestie? antwortete Beppo, hastig vorbringend. Meinst du, es käme hier darauf an, wer gestoßen hat? Mitgegangen, mitgehangen, — das versteht sich von selbst. Uebrigens brauchst du keine Sorge zu haben. Das Schwert da beweist gar nichts. Deinem Meister ist es vor lange gestohlen worden, und niemand hat es in meinem Besitz gesehn. Sieht man dir vielleicht an, daß du der Dieb bist? Du müßtest denn so albern sein, bei der ersten Erwähnung der Sache wie ein sittsames Jüngferchen roth zu werden und deine Unschuld zu betheuern, eh' es einem Menschen einfällt, dich anzuklagen. Ich meinestheils bin überzeugt, daß kein Gott und kein Teufel uns etwas anhaben kann.

— Es soll mich freuen, seufzte der andere mit heimlichem Zähneklappern.

Auf dem Hauptwege trennten sie sich. Salvatore schritt gradewegs nach der Stadt zu, während Beppo sich auf einem schmalen Treppenpfade durch die benachbarten Vignen arbeitete, um erst eine Stunde später als sein Genosse in Florenz anzulangen. Salvatore hörte noch das laute Heulen

und Winseln der Hunde, die jetzt den Leichnam des unglücklichen Vicenzo aufgespürt hatten. Eine dumpfe Angst schnürte ihm das Herz zusammen. Er wäre am liebsten sporenstreichs gerannt, aber er fürchtete, durch eine solche Hast Verdacht zu erregen. Die Erfahrung hatte ihn ja noch eben gelehrt, daß diese Gegend selbst zu so später Stunde hin und wieder von nächtlichen Wanderern heimgesucht wurde.

Genau um dieselbe Zeit, da Beppo und Salvatore Florenz verließen, war auch Alessandro de' Carmoli von dort aufgebrochen, um die blonde Maria zu rauben. Die beiden Landleute, die in so unzweideutiger Weise von dem traurigen Schicksal des betrogenen Winzers geredet hatten, begegneten ihm an der Stelle, wo der Weg sich in das Innere des Gehölzes abzweigte, und schritten vorüber, ohne weiter Notiz von ihm zu nehmen. Als einzige Waffe trug er einen langen faltigen Mantel über dem Arm, von dessen oberem Rande zwei schwere seidene Schnüre herabhingen. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß Maria allein kommen würde; ein Schwert oder ein Dolch hätte ihn also nur zwecklos in der freien Bewegung gehindert. Auch die ursprünglich beabsichtigte Vermummung erschien jetzt durchaus überflüssig.

Gegen zehn Uhr zeigte sich das ahnungslose Mädchen auf der Höhe des Pfades. Alessandro's Herz schlug zum Zerspringen, aber er zuckte mit keiner Wimper. In demselben Augenblick, da Maria an ihm vorüber wollte, warf er ihr das faltige Tuch über den Kopf, umklammerte sie mit dem rechten Arm und preßte ihr die linke Hand fest auf den Mund.

— Wenn Ihr einen Laut von Euch gebt, sind wir beide verloren, raunte er ihr leidenschaftlich ins Ohr. Ich beschwöre Euch, zwingt mich nicht zum Entsetzlichsten!

Der Schreck schien das arme Kind völlig zu lähmen. Fast ohne Widerstand ließ sie sich in das Dickicht schleppen.

— Maria, einzig Geliebte, flüsterte Alessandro in dumpfem Schmerz, ich bin namenlos unglücklich, daß es so weit mit uns kommen mußte; aber Ihr allein tragt die Schuld.

Das Mädchen bebte wie Espenlaub. Noch schien sie das Furchtbare ihrer Lage nicht ganz zu begreifen.

Alessandro schnürte ihr unter fortwährenden Betheuerungen seiner Liebe und seines Kummers die Hände zusammen und band ihr ein seidenes Tuch vor den Mund, um sie am Schreien zu hindern. Dann schleppte er sie durch die benachbarte Olivenpflanzung, deren Eingang er heimlicher Weise erbrochen hatte, nach seinem Landhause.

Dies alles war das Werk weniger Minuten. Einen so leichten und glücklichen Ausgang hätte der verwegene Räuber kaum für möglich gehalten. Freilich, mit Gewalt konnte das arme Geschöpf, von den Falten des Mantels umhüllt, nichts ausrichten, selbst wenn sie mit der Kraft der Verzweiflung gegen ihr Schicksal angekämpft hätte; aber daß sie soviel Selbstbeherrschung besaß, um nicht einmal einen Angstschrei hervorzustoßen; daß die sonst so trotzige Feindin sich stumm in das Unvermeidliche fügte: das war nahezu wunderbar.

In der Villa angelangt, schob Alessandro hastig den Riegel vor und trug das Mädchen in ein kellerartiges Gewölbe, das übrigens mit allen Erfordernissen der Wohnlichkeit vollauf ausgestattet und behaglich erleuchtet war.

— So! sagte er aufathmend, indem er sie freigab und den Schlüssel der Eingangspforte hastig im Schloß herumdrehte, — nun seid Ihr in meiner Gewalt. Ruft nach Hilfe so laut Ihr wollt, Eure Stimme verhallt machtlos an diesen Quadern. Dieses Gemach ist fürder Euer Gefängnis, und nicht eher werdet Ihr das Licht der Sonne wieder erblicken, bis Ihr Euch entschlossen habt, die Glut meiner Liebe so zu lohnen, wie sie's verdient.

Mit diesen Worten barg er den Schlüssel in der Brusttasche und schickte sich an, Maria's Bande zu lösen.

— Signor de' Carmoli, begann das Mädchen mit hohler, klangloser Stimme, — wißt Ihr auch, daß Ihr wie ein Ehrloser handelt?

— Es scheint so, Maria, erwiderte Alessandro fast demüthig, — aber der Schein trügt. Meine Liebe zu Euch ist so unermeßlich, daß sie vor keinem Mittel zurückschreckt. Wenn diese Unermeßlichkeit der Leidenschaft ein Verbrechen ist, — ja, schöne Maria, dann seid Ihr befugt, mein Verdammungsurtheil zu sprechen.

— Das nennt Ihr Liebe? rief Maria verächtlich, indem sie die Arme vor der Brust kreuzte. Entweiht doch nicht so ruchlos das Heiligste, was Gott seinen Menschen in die Brust gepflanzt hat! Ihr und Liebe!

— Ihr urtheilt nur nach dem, was Ihr seht, aber Ihr kennt nicht mein Inneres. Warum habt Ihr mir jede Möglichkeit der Bewerbung abgeschnitten? Warum habt Ihr mich von Euch gestoßen wie einen Aussätzigen?

— Das will ich Euch sagen, erwiderte Maria, indem sie zornfunkelnden Blickes einen Schritt auf ihn zutrat.

Alessandro erbleichte. In dem wahnsinnigen Rausch seiner Begierden hatte er den Dolch vergessen, der jetzt berufen war, seine wohlgeschürzten Pläne noch in der zwölften Stunde zu zerreißen.

— Hört mich an! rief Maria, die haarscharfe Klinge gegen Alessandros Brust zückend. Vor allem aber rührt Euch nicht von der Stelle, sonst seid Ihr ein Mann des Todes!

— Maria, um aller Heiligen willen . . .

— Kein überflüssiges Wort! Streckt die Arme zurück und macht keinen Versuch, mich zu überlisten! So wahr ein Gott lebt, ich durchbohre Euch sonst die Brust, und müßte ich selbst tausendmal des ewigen Todes sterben!

Alessandro that wie geheißen. Die linke Hand Maria's glitt in seine Brusttasche und zog den Schlüssel hervor.

— So, und nun sollt Ihr hören, weshalb Ihr so ewig fruchtlos darauf gerechnet habt, meinen Sinn zu ändern. Jetzt, da ich Euer wahres Wesen erkannt habe, ist keine Gefahr dabei, und es thut mir wohl, einmal frei von der Seele zu sprechen. Ich stieß Euch zurück, Signore, weil ich mich irrte; weil ich Euch nur für einen leichtfertigen, nicht aber für einen gottlosen Menschen hielt; weil ich fürchtete, das schwache Herz werde den Einflüsterungen Eurer trügerischen Neigung nicht Stand halten; — mit einem Wort, weil ich Euch liebte. Wir sind hier allein, und Ihr werdet Euch nie dessen rühmen ... Schwört mir das, wenn Ihr Gewissen und Ehre nicht völlig verloren habt.

Dem jungen Edelmann wirbelten alle Sinne. Sprachlos starrte er auf das herrliche Geschöpf, das wie im Scheine einer überirdischen Verklärung vor ihm stand und im Tone des bittersten Trotzes ein Bekenntnis ablegte, welches ihn mit nie gekannten Schauern der Seligkeit erfüllte.

— Schwört mir, wiederholte Maria, schwört mir bei dem Rest Eurer Ehre, daß niemals dieses Geheimnis von Eurer Lippe gleiten wird. Ich mußte reden, sonst wäre ich an der Qual meiner Gefühle erstickt; Ihr aber sollt nicht mit dem Elend meines Herzens prahlen und prunken, wie der Jäger mit dem erlegten Wild. Und jetzt ist ja auch alles vorüber. Ich hasse Euch jetzt so glühend, wie ich Euch einstens geliebt habe.

Alessandro warf ihr einen verzweifelten Blick zu.

— Ich Unglücklicher! stöhnte er in fiebernder Seelenangst; hätte ich ahnen können ... O Maria, mit meinem Herzblut möchte ich wieder gut machen, was ich an Euch gesündigt!

— Ich verlange nichts! entgegnete das Mädchen barsch. Ich will Euch sogar verzeihen; nur mein Geheimnis habt Ihr zu achten, sonst mach' ich Euch stumm für ewig. Noch einmal, schwört mir!

— Ich schwöre bei meiner Liebe!

— Pfui, ein elender Schwur!

— Ich schwöre bei Gott und seinen Engeln, bei meiner Ehre und Seligkeit!

— Gut, ich glaube Euch. Und nun noch etwas. Kein sterblicher Mensch darf erfahren, daß ich dies Haus hier betreten habe. Ein armes Mädchen wie ich hat nichts wie seinen Ruf, aber den will ich wahren und schirmen bis zum letzten Blutstropfen. Beschwört mir auch dieses Versprechen!

— Ich schwöre.

— Ihr werdet schweigen, und wenn Euer ewiges Heil davon abhinge?

— Wie das Grab. Und wahrlich, Maria, es ist nicht dein blitzender Stahl, der mir diese Bereitwilligkeit einflößt. O, könntest du in meiner Brust lesen, wie da alles seit wenigen Minuten anders geworden ist! Auf den Knieen möchte ich deine Gnade anflehen; ich möchte sterben, um ein freundliches, verzeihendes Lächeln zu gewinnen.

— Das sind wohlfeile Reden. Ich danke Gott, daß er mir diesen treuen Begleiter da an die Seite gegeben hat, auf den ich mich sicherer verlassen kann, als auf Euren Gesinnungswechsel. Und nun lebt wohl, Signor Alessandro! Ich hoffe, Euch nie wiederzusehen.

Sie wandte sich zum Gehen.

— Maria, rief er in wilder Bewegung, hier seht mich zu Euren Füßen! Eh' Ihr von dannen zieht, vergebt mir! Nicht mich, das Verhängnis müßt Ihr anklagen, das uns von vornherein getrennt hat. Die Welt ist unbarmherzig, und wir alle stehen unter ihrem Banne. Wäret Ihr nicht die Tochter des Seilers, — der Allmächtige sei mein Zeuge, ich hätte nie einen höheren Ehrgeiz gekannt, als Euch Herz und Hand zum ewigen Bund anzubieten. Aber so — Ihr kennt die unübersteigliche Kluft, die uns scheidet! Meine Liebe durfte nicht im Gewande der Brautwerbung vor Euch treten, — und stumm bleiben ohne Hoffnung — nein,

Maria, wer mir das zumuthet, der weiß nicht, was Leidenschaft ist.

Maria zuckte spöttisch die Achseln.

— Ich kenne die hochachtbaren Grundsätze der Vornehmen und Reichen, sagte sie schneidig. Ich will mir's überlegen, ob Ihr nicht am Ende halbwegs zu entschuldigen seid. Ein florentinischer Cavalier will mit anderem Maßstab gemessen sein, als wir niedrig geborenen Kinder des Volkes.

Alessandro wußte nichts zu erwidern. Maria trat an die Thür, um zu öffnen. Der junge Edelmann folgte ihr in einiger Entfernung.

— Und Ihr wollt im Ernste um diese Nachtzeit allein den Weg nach Florenz wagen?

— Da ich Euch daheim weiß, warum nicht? versetzte das Mädchen kurz.

— Darf ich Euch mein ritterliches Geleit anbieten?

— Ich bedarf Eurer nicht.

Maria hielt noch immer die blanke Waffe zum Stoß bereit.

— Ihr mißtraut mir trotz meiner Reue, sagte Alessandro vorwurfsvoll. Ich will nicht selig werden, wenn Ihr das Geringste zu fürchten habt.

Maria warf ihm einen prüfenden Blick zu. Sein Antlitz sah im Schein der beiden Fackeln, die in den eisernen Haltern am Ende des Ganges brannten, so traurig und demüthig aus, daß sie etwas wie Mitleid empfand. Sie schob den Dolch in den Gürtel.

Alessandro stand eben im Begriff, den schweren Riegel der Hausthür zurückzuziehen, als er Stimmen vernahm. Er horchte auf. Die Hütte des Winzers, dessen treulose Frau die Liebschaft mit Vicenzo de' Lodi unterhielt, lag, wie sich unsere Leser erinnern werden, dicht neben dem Landhause. Er öffnete die Pforte etwa fingersbreit und gewahrte das Ehepaar, das am Rande des Weingarten

unmittelbar neben dem Hof der Villa in heftigem Zwiegespräch auf und nieder ging.

— Und ich weiß doch, daß du lügst, sagte der Winzer. Was hast du noch so spät droben auf dem Hügel zu suchen? Was? Es war dir zu dumpf in der Stube? Elende Ausflüchte!

Die Frau erwiderte in dem gleichen Tone, und der Ehemann schalt noch schroffer und ungläubiger. Das dauerte so eine Viertelstunde. Dann hatte es die Winzerin fertig gebracht, ihren zweifelnden Gemahl von der Gediegenheit ihrer Treue zu überzeugen; das Paar sank sich in die Arme, versöhnte sich und setzte dann, eifrig plaudernd, den Spaziergang fort.

Maria wartete mit fiebernder Ungeduld auf den Rückzug dieser unvorhergesehenen Zeugen; aber fast eine Stunde verstrich, bis die Luft wieder rein war. Endlich fiel die Thür der Winzerhütte klirrend ins Schloß. Das Mädchen trat tiefathmend ins Freie.

Längst war Mitternacht vorüber, als sie in Florenz eintraf. Zum Glück hatte sich Gaetano Soluri, der in Geschäften nach Prado gefahren war, gleichfalls verspätet. Er kehrte erst mit beginnender Morgendämmerung zurück und so schien die nächtliche Abwesenheit des jungen Mädchens vorläufig unentdeckt bleiben zu sollen.

Maria verbrachte eine schlaflose Nacht. Die unerhörten Ereignisse der letzten Stunden schienen erst jetzt in der einsamen Kammer ihre volle Beleuchtung zu gewinnen. Alles, was in der Wirklichkeit wie ein Traum an ihr vorübergezogen war, gestaltete sich jetzt so klar und handgreiflich, daß die Erinnerung sie heftiger erschütterte, als das Erlebnis. Sie begriff nicht, wie es ihr möglich gewesen, so gefaßt und willenskräftig dem Manne entgegenzutreten, vor dessen Blick sie sonst in dem tiefsten Grund ihrer Seele zusammengeschauert war . . . Ach, und in welcher Lage,

unter welchen trostlosen Umständen! Immer noch hatte sie insgeheim die Hoffnung genährt, die Leidenschaft Alessandro's, an der sie nicht zweifeln konnte, sei eine echte und edle. Ihr Herz ließ die Scheidewand, die den jungen Cavalier von der Nichte des Schmieds trennte, nicht eigentlich gelten. Sie hätte den flammenden Blick vor keiner Principessa zu Boden gesenkt, denn sie wußte, daß der Adel des Weibes in der Kraft ihrer Liebe beruht . . . Und jetzt, — wie entsetzlich, wie qualvoll hatte sie sich getäuscht! Der Mann, den sie anbetete, für den sie freudig ihr Herzblut vergossen hätte, er bewies ihr durch eine verruchte That, daß er sie nur als ein reizendes Spielzeug, als ein Ziel niedriger Begierden und Launen betrachtete, dessen Eroberung selbst mit dem Verlust ihrer Ehre erkauft werden durfte. Ja, er versuchte nicht einmal, seine schnöden Gesinnungen zu bemänteln; er sprach ihr just in der Stunde, da er sie gewaltsam hinweggeschleppt hatte, von der Unzulässigkeit einer ehrenhaften Verbindung! Und diesen Verräther, diesen herzlosen Frevler liebte sie mit der ganzen Glut einer ersten Leidenschaft, — selbst jetzt noch, da er ihr den Stachel der Kränkung so unsäglich tief in das Herz gedrückt hatte. Ein fluchwürdiges Schicksal, das nur in einer Erwägung zu tragen war: in dem Gedanken erfüllter Pflicht . . . Eins wenigstens war gewiß: sie hatte sich nicht das Mindeste vorzuwerfen. Sie hatte mit Aufbietung aller Kraft gegen den verderblichen Zauber angekämpft und im entscheidenden Augenblick ihre Freiheit und ihren Ruf siegreich vertheidigt. Im Uebrigen galt es zu schweigen und zu dulden. Die Gnade der alles heilenden Zeit mußte ja endlich auch dieses fiebernde Elend verkühlen lassen.

Den ganzen Vormittag über hielt sich Maria in ihrem Zimmer. Sie fühlte, daß die Ruhe der Einsamkeit ihr den Sieg über ihre qualvollen Empfindungen erleichtern und beschleunigen werde. Nur schwache Naturen suchen in solchen Stimmungen nach äußerer Zerstreuung: die wahre

seelische Kraft sammelt sich und liefert dem Feinde je eher je lieber die entscheidende Schlacht.

Kurz vor zwölf Uhr begab sich Maria wie gewöhnlich nach der Küche, um für den Oheim und die Gesellen das Mahl zu bereiten. So schwer es ihr auch hielt, ihre Gedanken auf diese Obliegenheiten des alltäglichen Lebens zu richten, — sie bezwang sich. Genau um ein Uhr stand das Pranzo auf dem Tisch, und zwei Minuten später war die Gesellschaft vollzählig.

Gaetano Soluri kam direct aus seinem Schlafgemach und ward von seinen Gehilfen mit neugierigen Blicken gemustert, denn es war seit Menschengedenken nicht vorgekommen, daß der Meister die Stunden der Arbeit versäumt hatte.

Es schien übrigens noch ein anderer Umstand vorzuwalten, der die Gesellen auf das Erscheinen Gaetano's erpicht machte. Alle viere, der durchtriebene Salvatore an der Spitze, warfen sich eigenthümlich bedeutsame Blicke zu, und endlich nahm der Aelteste, ein gewisser Ugone, wegen seiner hochblonden Haare „il rosso" genannt, das Wort und fragte mit einer Stimme, der man die innere Befriedigung anmerkte:

— Habt Ihr schon gehört, Meister? Jetzt endlich machen die Herren von der hohen Obrigkeit Ernst, — selbst da, wo ein Graf die Gesetze verletzt hat . . .

— Soviel ich weiß, ist er kein eigentlicher Graf, verbesserte Salvatore mit gut geheuchelter Harmlosigkeit. Er heißt einfach de' Carmoli, und der andere ist auch kein Graf.

— Nun, Graf oder nicht, sagte Il Rosso, indem er einen mächtigen Bissen zum Munde schob, jedenfalls gehört er zu jener Sorte, die noch unter dem vorigen Prinzen thun und treiben konnte, was ihr beliebte.

— Was ist denn geschehen? fragte Gaetano gleichgiltig. Er dachte, es handle sich wieder um irgend einen der bekannten Geniestreiche, die der goldnen Jugend von damals zum täglichen Brot gehörten.

— Was geschehen ist? grinste Ugone, mit einem Blicke auf Salvatore. Nun, ganz Florenz spricht davon, und an der Piazza della Signoria ist ein Gedränge, als ginge es in den Krieg gegen Pisa. Heute Nacht haben die Jäger des Prinzen im Gehölze von Termoli den jungen Vicenzo de' Lodi in seinem Blute gefunden, und wie sich herausstellt, ist sein Todfeind, der saubere Signor Alessandro de' Carmoli, der Mörder. Der Hauptmann der prinzlichen Wache hat ihn heute früh in Gewahrsam genommen, und wie die Dinge stehn, leidet es kaum einen Zweifel, daß der Prinz ihn an Leib und Leben straft.

Maria war bei dieser Erzählung Ugone's leichenblaß geworden! doch beherrschte sie sich hinlänglich, um durch keine unvorsichtige Silbe zu verrathen, was in ihr vorging. Ueberdem war die Tischgesellschaft zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß irgend jemand ihr jähes Erbleichen bemerkt hätte.

— Was Ihr sagt! rief Gaetano, die Faust auf den Tisch stemmend. Der Signor de' Carmoli verhaftet und des Mordes angeklagt? Burschen, ich glaube, ihr träumt! Ich habe mich letzthin wiederholt nach dem jungen Herren erkundigt: alle Welt giebt ihm das Zeugnis eines zwar leichtfertigen, aber offenen und ehrenhaften Charakters . . .

— Der Schein trügt, erwiderte Salvatore. Alle Spitzbuben haben so lange für ehrliche Leute gegolten, bis ihre Spitzbübereien entdeckt waren. Der Signore de' Lodi ist um die und die Zeit, ich glaube so eine Stunde vor Mitternacht, im warmen Blute schwimmend gefunden worden, und kurz vorher sind zwei Landleute dem Signore de' Carmoli am alten Steinweg begegnet . . .

— Das scheint mir ein unzureichender Beweis, versetzte Gaetano, immer aufgeregter.

— Oh, fuhr Salvatore fort, es liegen auch noch andere Thatsachen vor, die um etliches schwerer ins Gewicht fallen. Man hat die Waffe gefunden, mit welcher der unglückliche

de' Lodi ermordet wurde, und, denkt nur, Meister, welch' ein merkwürdiger Zufall — das Schwert ist aus Eurer Werkstatt.

— Was? rief Gaetano emporfahrend, aus meiner Werkstatt?

— Vor dritthalb Stunde waren die Schergen des Principe da, um Nachfrage zu halten. Messere Antonio Balbi, den sie zuerst heimsuchten, hat sofort Euer Zeichen erkannt und den Häschern gesagt, an wen sie sich halten müßten. Ich war gerade abwesend, aber der Rothe da wußte Auskunft zu geben. Er erinnerte sich, daß Ihr das Schwert vor einigen Wochen an den Signore verkauft habt; und zwar erkannte er die Klinge um so zuverlässiger, als er sie selbst aufpolirte und dem Herrn in den Palazzo hinübertrug. Ich dächte, das wären Beweise genug; oder Ihr könnt keinen Schuft hängen, den Ihr nicht unmittelbar bei der That erwischt.

Maria saß während dieser Erzählungen so kalt und theilnahmslos da, als handle es sich um einen Kirchweihbericht. Jetzt stand sie auf und entfernte sich unter irgend einem gleichgiltigen Vorwande. Die Männer hatten ihr Verschwinden kaum bemerkt. Sie alle waren zu lebhaft von dem Gegenstand ihrer Verhandlungen ergriffen, jeder freilich in anderer Weise.

Gaeta o starrte regungslos vor sich hin, als sei er außer Stande, die unerhörte Neuigkeit zu verarbeiten. Plötzlich zuckte es hell über sein Antlitz.

— Aber habt ihr den Schergen auch gesagt, daß ich zwei solcher Klingen besaß? fragte er nachdrücklich.

— Daran haben wir allerdings nicht gedacht, versetzte der Rothe.

— Nun seht ihr wohl! rief Gaetano triumphirend. Es ist also immer noch möglich, daß der Signore unschuldig ist!

— Pah, erwiderte Salvatore mit einem gezwungenen

Lachen, das scheint mir etwas weit hergeholt. Ich bitt' Euch, Messere! Irgend ein Gauner stiehlt Euch vor so und so viel Monaten einen Toledaner, und nun soll die Klinge, die dem armen Vicenzo de' Lodi das Leben gekostet, just dieselbe sein, die ein Unbekannter aus Eurem Schrein entführt hat ... Nein, nehmt's nicht übel, Messere ...

— Nun, es wird sich herausstellen. Das echte Schwert Alessandro de' Carmoli's hängt ohne Zweifel wohlgeborgen in des Signore Rüstkammer, und der Hauptmann der Wache wird sich am Schluß der Komödie so gewiß in aller Demuth entschuldigen, als ich Gaetano Soluri heiße. Nach Tisch will ich die Piazza besuchen und hören, wie sich die Dinge gestaltet haben.

Inzwischen lag Maria, die fiebernde Stirne wider die kalkbeworfene Wand ihres Zimmers gepreßt, auf den Knieen und rang die Hände. Ein wildes Schluchzen hob ihr zuweilen die krampfhaft zitternde Brust; dann versank sie wieder minutenlang in ein dumpfes, willenloses Dahinbrüten.

Was mochte in dieser Stunde der Qual durch ihre geängstigte Seele ziehen? Wohin sie blickte, überall sah sie nur Pein und Verzweiflung. Das Schicksal hielt ihr zwei gleichdunkle Loose entgegen. Entweder blieb Alessandro dem Schwur, den er geleistet hatte, treu, und verschwieg, was ihn retten konnte; oder, wie es wahrscheinlicher war, er erzählte, er nannte ihren Namen, er rief sie auf als Zeugin seiner Unschuld. Beide Möglichkeiten erfüllten sie mit unsäglichem Jammer. Hätte sie fürderhin leben und athmen können, wenn sie's geschehen ließ, daß ein Unschuldiger um ihretwillen den Tod erlitt? Ach, und war es nicht noch entsetzlicher und trostloser, wenn Alessandro die Wahrheit bekannte? Kein sterblicher Mensch würde ihm geglaubt haben, daß er die Geliebte gegen ihren Willen in sein Landhaus geführt; die späte Stunde ihrer nächtlichen Wande-

rung schien vielmehr auf ein Einverständnis zu deuten. Alle Welt mußte annehmen, er berichte ein Märchen, nur in der Absicht, Maria's Ehre zu schonen. Der Gedanke machte sie fast wahnsinnig. Hundertmal faßte sie den Entschluß, unerbittlich zu schweigen und für den Fall, daß Alessandro seinen Eid breche, alles rundweg abzuläugnen; und hundertmal verwarf sie diesen Entschluß als feige und ehrlos. Sie, und nur sie, wußte, gleichviel durch welche Verkettung der Umstände, daß Alessandro zu der Zeit, da der Mord an Vicenzo de' Lodi begangen wurde, fern vom Orte der That weilte: es war also ihre unwiderrufliche Pflicht, diese Wahrheit um jeden Preis zur Geltung zu bringen. Aber hatte sie als Mädchen nicht eine höhere Pflicht? War ihre Ehre nicht ein köstlicheres Kleinod als das Leben eines Mannes, der ihr gegen alles menschliche und göttliche Recht nachgestellt hatte, ja mehr noch, der gerade in dem Augenblick das Opfer jenes verhängnisvollen Verdachtes wurde, da er im Begriff stand, ihr dieses höchste Gut des Weibes gewaltsam zu rauben? Die Qual des Zwiespaltes, der ihr ganzes Ich zu zerreißen drohte, war zu überwältigend; die Sinne schwanden ihr, und schmerzlich aufseufzend brach sie zusammen.

Als sie wieder erwachte, schien sich der Sturm ihrer Empfindungen etwas gelegt zu haben. Ihre Züge trugen den Ausdruck jener mechanischen Gleichgiltigkeit, die den Menschen ergreift, wenn er in Folge eines nur halb ins Bewußtsein tretenden Willensaktes die Entscheidung über eine wichtige Lebensfrage auf den folgenden Tag verschoben hat. Eine Weile lang rastete sie noch in dem kleinen Sessel der Fensternische. Von hier aus hatte sie wie oft durch den schmalen Spalt der Jalousien die edle Gestalt des jungen Mannes vorüberwandeln sehen, der jetzt um seiner wahnwitzigen Leidenschaft willen im Kerker schmachtete. Stumm und regungslos starrte sie in die verödete Straße hinunter. Die kantigen Schatten der gegenüberliegenden

Häuserreihe zeichneten sich scharf gegen das grelle Sonnenlicht ab. Eine dumpfe Glut brodelte über dem staubigen Pflaster. Kein menschlicher Fuß unterbrach die schläfrige Stille. Maria hatte das Gefühl, als blicke sie auf einen Kirchhof hinab. Aber ihr Herz schlug nicht höher bei diesem Gedanken, und die halbgesenkten Lider verriethen mehr seelische Müdigkeit als Schmerz und Verzweiflung.

Nach Verlauf einer Stunde ertönten Schritte im Treppenbau. Es war Gaetano Soluri, der gegen seine sonstige Gewohnheit die Nichte in ihrem Gemach heimsuchte. Maria empfing ihn an der Schwelle. Sie sah noch etwas bleich aus; im Uebrigen beherrschte sie sich so meisterhaft, daß der Waffenschmied, der ohnehin vollauf mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt war, nicht im Entferntesten bemerkte, wie die jüngsten Ereignisse ihr armes, bebendes Herz erschüttert hatten.

Gaetano bemühte sich vergebens, seine Aufregung zu verbergen. Heftig die Lippen nagend, warf er sich in den Stuhl, den Maria soeben verlassen hatte und trommelte mit fiebernder Gelenkigkeit wider die Rampe des Fensters. Er war herauf gekommen, um zunächst der Nichte gegenüber seinen Empfindungen Luft zu machen, und suchte nun fruchtlos nach Worten. Sein Glaube an Recht und Redlichkeit, an Menschen- und Gottesfurcht hatte einen zu gewaltigen Stoß erlitten. Bis heute war er auf seinen Scharfblick und die oftbewährte Unfehlbarkeit seines Instinktes stolz gewesen, wie der Schütze auf die Sicherheit seines Bolzens, und nun . . . es war mehr als zu viel. Der Himmel mochte wissen, wie's kam, aber gerade für diesen Alessandro hatte er, trotz der sichtlichen Nachstellungen, mit denen der junge Cavalier die schöne Maria verfolgte, eine geheimnisvolle Sympathie empfunden. Er hätte darauf geschworen, der Signore sei zwar jeglicher Tollheit und jedes leichtfertigen Streiches, aber nimmer einer heimtückischen Freveltat fähig, und jetzt konnte selbst er, der ver-

trauensselige Gönner des Verhafteten, nicht länger an der Thatsächlichkeit der Schuld zweifeln.

— Maria, sagte er endlich mit der Stimme eines Erschöpften, die Klinge hat sich nicht vorgefunden.

— Welche Klinge? versetzte das Mädchen gleichgiltig. Sie ahnte nicht, worum es sich handelte.

— Das Schwert Alessandro's, fuhr der Waffenschmied fort. Ah, ich vergaß, du warst nicht zugegen, wie der Rothe und Salvatore erzählten. Eine niederträchtige Geschichte! Ich hätte auf seine Unschuld die Hostie genommen . . . Du weißt doch, daß Vicenzo de' Lodi heute Nacht im Gehölze von Termoli ermordet wurde?

— Ich hörte, wie der Rothe davon erzählte. Was ist's damit?

Gaetano wiederholte ihr nun, was sie bereits theilweise mit angehört hatte, und fügte den Bericht seiner jüngsten Erlebnisse mit großer Ausführlichkeit hinzu. Er war auf der Piazza della Signoria gewesen, um bei allen Schergen des Stadtviertels Erkundigungen einzuziehen. Die Nachforschung im Palazzo Alessandro's hatte bereits auf Antrag des Verhafteten stattgefunden: aber alle Bemühungen blieben erfolglos. Pietro, der alte Diener, erinnerte sich sehr wohl, daß er das fragliche Schwert in Händen gehabt: aber er versicherte, es noch am selbigen Abend dem Hausverwalter zur Ueberführung nach der Rüstkammer eingehändigt zu haben, und hier war es trotz wiederholten gewissenhaften Nachsuchens nicht zu finden.

— Ja, ja, setzte Gaetano nach einer Pause hinzu, es frommt kein Sträuben und Zweifeln. Alle Umstände reden unwidersprechlich für seine Schuld. Das Schlimmste ist, daß er über sein Thun und Treiben während jener verhängnisvollen Nachtstunden nicht die geringste glaubwürdige Auskunft zu ertheilen vermag. Er will in seinem Landhause gewesen sein, um die Nacht hindurch wissenschaftlichen Studien obzuliegen. Ich bitte dich, welch' ein un-

geschickt ersonnenes Märchen! Ueberdem hat man durchaus keine Spuren dieser angeblichen Thätigkeit vorgefunden. Nein, wie die Dinge stehen, ist sein Schicksal besiegelt. Das Verbot des Fürsten hinderte ihn am offenen Zweikampf, und so hat er denn in der blinden Wuth seines Hasses zur Waffe des Meuchelmörders gegriffen.

Maria blieb bei diesen Eröffnungen wunderbar gefaßt. Aus ihren Augen strahlte ein sanftes, verklärendes Feuer.

— Was bei einer solchen Untersuchung für Dinge zu Tage kommen, fuhr Gaetano nach einer längeren Pause des Nachsinnens fort. Da war einer der Richter bei der jungen Gräfin Cosima de' Falconari, um sie wegen eines Zwistes zu vernehmen, den Alessandro mit Vicenzo de' Lodi gelegentlich des jüngsten Festes im Hause des Conte di Basso anzettelte. Die beiden Signori müssen einander gegenüber gestanden haben wie blutgierige Bestien. Man trug erst Bedenken, die Gräfin um Auskunft zu bitten, da es allgemein hieß, Alessando sei rasend in die junge Dame verliebt und werde sie heirathen; aber die Signora wollte von der Möglichkeit eines solchen Planes durchaus nichts wissen und betheuerte wiederholt, den Angeklagten nur ganz oberflächlich gekannt zu haben. Soviel ist gewiß, daß die beiden Gegner nahe daran waren, sich vor den Augen der Gesellschaft an der Gurgel zu fassen; nur die weise Mäßigung des Grafen verhinderte eine ernstliche Fehde. Natürlich trägt dergleichen nicht dazu bei, den erdrückenden Verdacht, wie er auf de' Carmoli lastet, zu verringern.

— Und doch ist ein Irrthum möglich, sagte Maria, schwermüthig lächelnd.

Gaetano zuckte die Achseln und erhob sich.

— Möglich, möglich, wiederholte er langsam. Was ist nicht möglich hienieden! Ich meinestheils bin mit meinem Latein zu Ende, und wenn zwei mal zwei vier und nicht fünf ist, so geb' ich für das Leben Alessandro's

keine schimmelige Blechzecchine. Es müßte ein Wunder geschehen, sollt' er seinem Schicksal entrinnen.

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

— Ein Wunder! sagte Maria still vor sich hin. Dann ging sie schweigend ihren Geschäften nach.

Wir betreten wieder das freud- und glanzlose Gemach Teodoro de' Lodi's. Um dieselbe Stunde, da Gaetano mit seiner Nichte das Schicksal Alessandro de' Carmoli's besprach, schritt der Vetter des Ermordeten in größter Aufregung durch das Zimmer und wälzte im Gemüth hundert verschiedene Vorstellungen und Empfindungen. Die That war geglückt, der Verdacht durch eine unerwartet günstige Verkettung der Zufälle auf einen Unschuldigen hinübergeleitet, die Erbschaft konnte in wenigen Tagen eingeheimst werden, und doch vermochte sich Teodoro nicht zum reinen Genuß dieser vortheilhaften Situation aufzuschwingen. Die Furcht vor einer unbekannten Macht, die vielleicht im Verborgnen schon an der Zerstörung seines verbrecherischen Glückes wühlte und schaufelte, zuckte ihm von Zeit zu Zeit wie ein jäher Glutstrom durch die Adern und bedeckte ihm die Stirne mit perlenden Schweißtropfen. Wenn sich nun schließlich doch herausstellte, daß de' Carmoli zur Zeit der That von dem Orte des Verbrechens fern war! Und wenn Beppo und Salvatore eine Unvorsichtigkeit begingen oder infolge eines nicht vorauszusehenden Ereignisses entlarvt wurden? Durfte Teodoro erwarten, daß sie reinen Mund halten und für sich allein die Strafe ihres Frevels erdulden würden? Es überrieselte ihn heiß und kalt bei diesen Erwägungen. Und wenn er sich nun weiter sagen mußte, daß diese qualvolle Ungewißheit selbst im Lauf der Jahre nicht völlig entschwinden würde, wenn er sich klar machte, daß er vielleicht später mitten im ahnungslosen Dahinleben von der Wuth des Schicksals erreicht werden konnte, so wollte es ihm fast bedünken, als wäre es klüger gewesen, ohne Weiteres vor dem bedrohlichen

Wucherer Isaak die Flucht zu ergreifen und jenseits der Grenze vor den Schergen des Schuldthurms erfolgreichen Schutz zu suchen.

Jemehr er sich in diese Gedanken vertiefte, um so abenteuerlicher und grauenvoller malten sich ihm die Möglichkeiten. Jetzt sah er einen der beiden Banditen, die den unglücklichen Vicenzo abgeschlachtet hatten, auf dem Todtenbette, von zahlreichen Zeugen umringt . . . Und wie sich das brechende Auge des Sterbenden noch einmal emporrichtete, da erklang von seinen Lippen ein entscheidendes Geständnis, und der Name Teodoro de' Lodi bebte mit vernichtender Klarheit durch's Krankenzimmer. Und jetzt erblickte er den schurkischen Beppo unter dem Galgen . . . Er war bei der Ausübung eines neuen Verbrechens ergriffen und zum Strange verurtheilt worden, und widerum scholl der Name Teodoro de' Lodi von dem Munde des Todgeweihten, und mit teuflischem Grinsen nickte der bleiche Delinquent im Armensünderkleide zu ihm herüber und flüsterte: Erst ich, dann du!

Teodoro stand einen Augenblick still, um sich die Stirne zu trocknen. Da tappte es die Treppe herauf und hob nach einem flüchtigen Pochen die Thürklinke. Auf der Schwelle erschien Isaak Mardochai, der blutsaugerische Genuese.

Teodoro zwang sich, eine unverdächtige Haltung anzunehmen. Isaak neigte sein Haupt in erheuchelter Demuth auf die Brust und sprach mit schnarrender Stimme:

— Den Gott meiner Väter zum Gruß, Signor Teodoro! Was blickt Ihr so finster drein, geschätzter Signore? Seid Ihr doch geworden ein großmächtiger Herr, ein stolzer Herr, ein reicher Herr, wie es nur wenige giebt von der Stadt der sieben Hügel bis hinauf nach Mailand und dem Alpengebirg?

— Was wollt Ihr? fragte Teodoro, dem es bei dieser Anrede des Juden noch unbehaglicher zu Muthe ward.

— Was ich will? schmunzelte Isaak Mardochai, indem er sein schmieriges Barett in den Händen herumdrehte. Gott gerechter, Ihr fragt noch? Gratuliren will ich für die schöne Erbschaft, die prächtige Erbschaft, die Ihr habt gemacht durch Gottes Hilfe, weil der selige Herr Vicenzo de' Lodi ist abgegangen mit unfreiwilligem Tode.

Der Mörder fühlte hier das Bedürfnis, eine betrübte Miene anzunehmen.

— Ach ja, sagte er, indem er das Haupt schmerzlich auf die Brust sinken ließ. Mein unvergeßlicher Vetter! Ihr findet mich in einer Stimmung, Isaak, deren Niedergeschlagenheit Ihr begreifen werdet.

Der Jude steckte die rechte Hand in die Tasche seines kaftanartigen Rockes, legte das Haupt augenzwinkernd nach links über und zog die Schultern in die Höhe.

— Niedergeschlagenheit! wiederholte er bedeutsam. Gott, wie heißt, wir sind ja unter uns. Wenn Ihr kommt auf die Piazza della Signoria, wo die vielen Menschen spazieren gehn und Jeder Euch anguckt als den beneidenswertheften Erben in Florenz, da habt Ihr ganz Recht, wenn Ihr seid niedergeschlagen, wie ein Banquier, der Banquerott gemacht hat. Aber hier, wo wir uns stehn gegenüber wie zwei alte Bekannte, hier dürft Ihr die Niedergeschlagenheit an den Nagel hängen und ganz offen und ehrlich zu mir sagen: ‚Isaak, ich hab' gemacht ein gutes Geschäft, ich hab' realisirt ein glänzendes Kapital, und ich freue mich so unbändig, Isaak, daß ich Euch werde zahlen als Anerkennung für geleistete Dienste tausend Dukaten, sobald ich werd' haben angetreten die Erbschaft, was höchstens kann dauern acht bis vierzehn Tage, alle Umständlichkeiten miteingerechnet'.

— Was fällt Euch bei? rief Teodoro entrüstet. Hab' ich nicht den letzten Pfennig, den ich Euch schuldete, abgetragen?

— Freilich habt Ihr das, erwiderte Isaak kopfnickend. Aber Ihr begreift wohl, daß ein so außergewöhnlicher Fall

eine außergewöhnliche Generosität erfordert. Hab' ich Euch nicht stets willig gedient mit meinen Kapitalien, wo Ihr seid gewesen in zappelnder Angst und Verlegenheit und habt gedacht, sie pfänden Euch das Hemd vom Leibe weg? Hab' ich Euch nicht berechnet billige Zinsen für jegliches Darlehn? Hab' ich Euch nicht prolongirt, so oft Eure Kasse die Schwindsucht hatte, was leider in zehn Fällen neunmal die Regel war? Gott meiner Väter, was sind die Menschen so undankbar für geleistete Wohlthaten! Ich verlange tausend Dukaten, und der Herr sagt mir: ‚Isaak, du bist bezahlt, geh' ab, mach' Kehrt, verzieh dich! Ich geb' nichts, ich hab' nichts, du kriegst nichts.' Es ist gottlos, wahrhaftig, Signore, und wenn Ihr's Euch überlegt, so werdet Ihr einsehen, daß der Isaak Recht hat.

— Nichts seh' ich ein, gab Teodoro zur Antwort.

Das Gesicht des Juden ward immer pfiffiger und ränkevoller.

— Aber bedenkt doch, Signore, sagte er, einen Schritt näher tretend, welchen Nutzen ich Euch erweise, wenn ich so meine Gedanken für mich behalte . . .

— Was für Gedanken? fragte Teodoro argwöhnisch.

— Nun, nun, ich meine nur so. Seht Ihr, wenn man's so recht betrachtet, so habt Ihr doch von dem Tode des Herrn Vicenzo den eigentlichen Profit, und wir Kinder Israels haben den Grundsatz: Wer den Profit hat, der hat das Geschäftchen gegründet . . .

Teodoro erblaßte.

— Mensch! rief er mit lallender Stimme, seid Ihr verrückt?

— Gott gerechter, wie Ihr Euch aufregt! Der Isaak hat gar nichts gesagt, er behauptet durchaus nicht, daß Ihr seid der schuldige Theil, aber er meint, daß der Verdacht sich könnte wenden auf Euch, wenn man die Behörde aufmerksam machte auf den kolossalen Profit, den Ihr da einsteckt, ohne Unkosten und Spesen. Es wäre eigentlich

meine Pflicht als redlicher Geschäftsmann und Einwohner der hochgelobten Stadt Florenz, hinzugehn zur Behörde und zu sagen: ‚Behörde, der Signor Teodoro hat gemacht einen Profit, also müßt Ihr probiren, ob er nicht weiß, wie es zugegangen, daß man den Signor Vicenzo hat gefunden todt im Walde von Termoli.‘ Aber weil Ihr es seid, unterlasse ich meine Pflicht und werde untreu den Grundsätzen, die ich habe gehegt von Mutterleib an. Ich weiß ja wohl, es könnt' Euch nichts schaden, wenn Ihr würdet geladen vor Gericht, denn Ihr werdet haben ein gutes Gewissen, wie ich auch sehe aus Eurer Aufregung und Eurem Blaßwerden; aber es ist doch immer besser, man bleibt daheim in seiner Ruh' und wird nicht chicanirt mit Kreuz- und Querfragen, wo man nie recht weiß, ob man sich giebt eine Blöße in dieser oder in jener Richtung. Um mir zu sparen einen Gang auf's Gericht, zahl' ich gleich baare tausend Dukaten an den Ersten Besten, der mir bietet die Möglichkeit zu bleiben daheim. Ich biet' Euch die Möglichkeit, indem ich reinen Mund halte und nicht sprech' von dem, was ich weiß und fühl', und ganz thu', als hättet nicht Ihr gemacht das Geschäft, sondern ich. Also zahlt mir tausend Dukaten, und ich bin stumm wie das Grab, in welchem liegt bestattet Samuel Immanuel Mardochai, mein verstorbener Großvater.

Teodoro bebte am ganzen Leibe. Er fühlte nur zu gut, daß der heimtückische Jude ihn durchschaut hatte. Mühsam rang er nach Fassung.

— Gut, Isaak, begann er nach einer Weile; Ihr habt Recht; es wäre mir lästig genug, in dieser Angelegenheit, die mich aus begreiflichen Gründen so sehr erschüttert, vor die Behörde treten zu müssen. Ich will Euch die tausend Dukaten schenken; aber nun laßt mich allein. Ich bin durchaus nicht in der Stimmung, weiter mit Euch zu verkehren.

— So werdet Ihr mir ausstellen ein Wechselchen, das ich werde holen heut' Abend zwischen neun und zehn.

— Ja, ja, macht nur, daß Ihr fortkommt, rief Teodoro kniefchlotternd.

— Nur noch eins, fchmunzelte Ifaak Mardochai, deffen Vermuthung durch die Nachgiebigkeit des Verbrechers zur Gewißheit wurde. Ich habe da eine Tochter, fchön wie die Sonne des Himmels, rein wie die Perle des Oceans und fchlank wie die Palme der Wüfte. Zu Herbft will fie heirathen, das füße Kind, das herzige Wefen, und da muß ich ihr geben eine Ausfteuer, denn der Eidam hat gefagt: ‚Ifaak, die Rahel ift fchön, aber ohne Ausfteuer kann ich fie beim beften Willen nicht nehmen, denn die Zeiten find theuer, und 's Gefchäft geht flau, von wegen der Verhältniffe mit Pifa.' ‚Gut,' hab' ich gefagt, ‚ich will fehen, ob ich dir befchaffe eine Ausfteuer von dreitaufend Dukaten.' Da hab' ich im Stillen gedacht: ‚Ach, wenn doch der Signor Teodoro, der da ift ein großherziger Mann, bald machte eine gute Erbfchaft, daß ich ihn könnt' angehen um ein kleines Darlehn! Ich will's ihm redlich verzinfen zu zwei Procent und 's pünktlich zurückzahlen, fobald mir's paßt.' Und nun habt Ihr gemacht eine Erbfchaft, viel größer als die, wo ich im Stillen gedacht hab', und nun komm' ich, Euch zu bitten um das kleine Darlehen, und ich bin überzeugt, Ihr werdet nicht fagen Nein, denn der Ifaak erfpart Euch die Unannehmlichkeit zu treten vor's Gericht und Auskunft zu geben über Eure Verhältniffe zum feligen Herrn Vicenzo.

Teodoro war fprachlos. Diefe Unverfchämtheit überftieg alles, was er für möglich gehalten. Unwillkürlich packte er den Blutfauger an der Gurgel.

— Schuft! fchrie er, vor Angft und Zorn außer fich, willft du mich banquerott machen, eh' ein Scudo in meine Kaffe gefloffen ift? Hinaus, oder ich fchlag' dir das Gehirn aus dem Schädel!

— Gott gerechter, laßt los! ächzte Ifaak. Wollt Ihr auch mich befördern ins beffere Jenfeits, wie Ihr habt befördert Euren geehrten Herrn Vetter Vicenzo?

— Hund, verfluchter! raſ'te der ſchuldbewußte Verbrecher, ich reiß' dir die Zunge aus dem Hals, daß es dir Zeitlebens vergehen ſoll, ſo heilloſe Lügen zu ziſchen!

— Au weih! hab ich doch keine Lügen geziſcht, ſondern geſprochen die lautere Wahrheit! Wenn Ihr nicht zahlt und mich nicht laßt los, ſo gehe ich noch heute vor's Tribunal und ſage: ‚Tribunal,' ſag' ich ‚der Signor Teodoro hat erſtochen ſeinen Vetter, um einzuheimſen die Erbſchaft.' Ihr habt Euch ſelber verrathen, und ich beſchwör's bei den Erzvätern, daß Ihr ſeid der Verbrecher, und kein Anderer.

— Wart, Beſtie, dir will ich's einträuken für alle Zeit! rief Teodoro, indem er dem Juden einen wuchtigen Schlag ins Geſicht verſetzte und dann mit Blitzeseile nach einem Meſſer griff, das blank an der Wand hing. Iſaak Mardochai ſchwebte in der höchſten Lebensgefahr; noch zwei Secunden, und das ſchneidige Eiſen mußte ihm in die Bruſt fahren. Aber mit der ganzen Gelenkigkeit und Schlagfertigkeit ſeiner Raſſe nahm er des günſtigen Augenblicks wahr, um dem Gegner ein Bein zu ſtellen. Teodoro ſtürzte rücklings zu Boden, und als er ſich wieder von den Fließen erhob, hörte er gerade noch, wie Iſaak Mardochai mit einem furchtbaren Fluche die Thür ins Schloß warf und die Treppe hinunter ſtürmte.

Der entlarvte Verbrecher ſtand da wie vom Donner gerührt. Kein Zweifel, der Jude war entſchloſſen, ſeine entſetzliche Drohung wahr zu machen. Es erübrigte nur noch Ein Mittel zur Rettung: die ſchleunigſte Flucht. Noch desſelbigen Abends verließ Teodoro in der Tracht eines florentiniſchen Hauſirers die Stadt, um über die Nordgrenze nach Mailand zu pilgern.

Am folgenden Morgen ward bei dem Richter, der die Unterſuchung gegen Aleſſandro de' Carmoli leitete, ein junges Mädchen gemeldet, das ſich vermaß, über die ganze,

noch immer in tiefes Dunkel gehüllte Angelegenheit ein entscheidendes Licht zu verbreiten.

Das Mädchen war Maria la Brusca, die stolze, ungebändigte Seele, die so eifersüchtig über der unantastbaren Reinheit ihres Rufes gewacht hatte und nun aus freiem Entschluß Hand an die eigene Ehre legte, um den Mann, der sich so schwer an ihr versündigt hatte, vom Verderben zu retten. Während der letztverflossenen Nacht war es ihr klar geworden: noch galt ihr Alessandro de' Carmoli mehr als Glück und Freiheit und Leben; und wenn sie mit unerschütterlicher Festigkeit ihre Tugend gewahrt hatte, den Schein ihrer Tugend wollte und mußte sie ihrer Liebe zum Opfer bringen.

— Wie heißt Ihr? fragte der Richter, als die beiden Thürsteher die unerwartete Zeugin hereingeführt hatten.

— Maria Soluri, lautete die Antwort. Ihre Stimme war klar und gemessen.

— Eure Eltern?

— Sind beide todt. Ich wohne bei meinem Oheim, dem Waffenschmied Gaetano Soluri.

— Ah, vortrefflich! Ihr wißt über das Schicksal der beiden Klingen Auskunft zu geben?

— Nein, Herr, ich weiß mehr. Ich kann eidlich erhärten, daß Alessandro de' Carmoli sich zur Zeit des Verbrechens in seinem Landhaus befunden hat.

Und welche Beweise habt Ihr?

Maria wechselte die Farbe. Eine Secunde lang schien sie zu zögern. Dann sagte sie klar und bestimmt:

— Ich leistete ihm in jener Nacht Gesellschaft und weiß, daß er erst lange, nachdem die Jäger den Leichnam fanden, die Villa verlassen hat.

Der Richter warf ihr einen überraschten Blick zu. Dann musterte er sie vom Kopfe bis zu den Füßen mit einem eigenthümlichen Lächeln.

Maria fühlte, wie ihr Herz tief innerlich zusammenkrampfte, aber sie beherrschte sich.

— Ja, Herr, wiederholte sie, so ist es. Von Fiesole kommend, bin ich mit dem Signore in den Weinbergen zusammengetroffen und hab' ihn nach seinem Landhaus begleitet . . .

— Ihr könnt das beschwören? fragte der Richter.

Maria stockte.

— Ich kann beschwören, sagte sie, jede Silbe betonend, daß ich, von Fiesole kommend, mit dem Signore so gegen zehn Uhr zusammentraf und dann etwa zwei Stunden mit ihm in der Villa verbracht habe. Ich spreche die lautere Wahrheit, Gott möge mir helfen!

— Und darf ich fragen, was Ihr bei dem Signore zu suchen hattet?

Das Mädchen richtete sich hoch auf. Schon schwebte ihr eine trotzige Antwort auf den Lippen, aber sie besann sich.

— Ich bin seine Geliebte, sagte sie mit eisiger Kälte. Gleich darauf schoß ihr das Blut in die Schläfen, und ein Strom von Thränen ergoß sich über ihr glühendes Antlitz.

— Nun, versetzte der Richter, das ist jedenfalls eine wichtige Enthüllung. Giacomo, laßt den Angeklagten hier vorführen!

Nach einigen Minuten schritt Alessandro de' Carmoli, von zwei Häschern geleitet, finster dreinschauend, ins Gemach. Wie er Maria erblickte, fuhr er zurück, als sähe er ein Gespenst.

— Ihr kennt dieses Mädchen? fragte der Richter leichthin, als handle es sich um etwas durchaus Nebensächliches.

— Ich bin ihr zuweilen begegnet, versetzte der junge Edelmann, allmählich seine Verwirrung bemeisternd.

— Und wann sahet Ihr sie zum letzten Male?

— Ich entsinne mich nicht.

Es entstand eine lange Pause der Rathlosigkeit. Der

Beamte suchte sich den eigenthümlichen Widerspruch zwischen den Worten de' Carmoli's und der Aussage des jungen Mädchens psychologisch zurecht zu legen, während Alessandro sich den Kopf darüber zerbrach, welche neue Verwickelung seiner unseligen Angelegenheit das Erscheinen Maria's veranlaßt habe. Wie er sie kannte, durfte er mit aller Kühnheit der Phantasie nicht voraussetzen, daß sie gekommen sei, ihn mit Aufopferung ihres weiblichen Stolzes zu retten. Er fühlte nur zu gut, daß er am wenigsten eine derartige Selbstverläugnung verdient habe. Noch weniger war ihm begreiflich, wie Maria zu der Rolle einer amtlich vernommenen Zeugin gekommen sein mochte. Eine Secunde lang zuckte der Gedanke durch sein Hirn, das Mädchen habe vielleicht in irgend welcher Beziehung zu dem Ermordeten gestanden, aber ein Blick auf die ruhige Würde ihres hocherglühenden Angesichts genügte, um ihn die thörichte Unterstellung sofort bereuen zu lassen.

Endlich nahm der Richter das Wort.

— Signor Alessandro de' Carmoli, sagte er mit wohlwollender Eindringlichkeit, ich bitte Euch, jede Silbe, die Ihr hier sprecht, ernstlich zu überlegen und Euch durch keinerlei Rücksichten abhalten zu lassen, die volle und unverfälschte Wahrheit zu bekennen. Ich wiederhole Euch: Wann und wo habt Ihr dieses Mädchen zum letzten Male gesehen?

Ueber die Züge Alessandro's ergoß sich in diesem Augenblick ein seltsam verklärender Schimmer. Das Bewußtsein, daß er im Begriffe stand, alles, was er an Maria verbrochen hatte, durch einen einzigen Akt der Treue und Standhaftigkeit zu tilgen, erfüllte ihn mit einer heiligen Genugthuung. Alle Schrecken der Haft, alle Todesfurcht bedünkte ihm nichtig und gestaltlos gegen die Möglichkeit, sich in den Augen Maria's von dem Vorwurf der Ehrlosigkeit zu reinigen. Mehr noch als Liebe und Leidenschaft war es der neuerwachte Mannesstolz, der seinem Entschlusse

die unbeugsame Kraft eines Schicksalsspruches verlieh. Maria sollte nicht umsonst an der Vollgiltigkeit seines Wortes gezweifelt haben.

Auch die erneute Frage des Richters beantwortete er mit der kurzen Ablehnung: Ich entsinne mich nicht.

Maria Soluri preßte die Augen in beide Hände. Zwischen den zitternden Fingern quoll Thräne um Thräne hervor. Dann strich sie das volle Haar aus der Stirn, trat zwei Schritte an den jungen Edelmann heran und sagte schwermüthig lächelnd:

— Geliebter, warum verläugnest du mich? War ich nicht vorgestern zur Nachtzeit in deinem Hause? Hab' ich nicht stundenlang zu deinen Füßen gesessen? Du hast nur die Wahrheit zu bekennen, um frei zu sein, und du verweigerst sie, weil du mich schonen willst. Doch ja, ich vergaß; bei deiner Ehre gelobtest du mir Verschwiegenheit, — und wahrlich, du hast noch da den Schwur heilig gehalten, wo jeder Andere ihn tausendmal gebrochen hätte. Aber ich löse dich, ich gebe dir feierlich das verpfändete Wort zurück, ich flehe dich in Demuth an, keine Rücksicht gelten zu lassen, sondern klar und kühnlich zu reden, wie dein Heil es erfordert.

Sie hatte, halb schüchtern, halb zärtlich, seine Hand ergriffen und sah ihn jetzt so hold und schmeichlerisch an, als sei nie ein Wort des Trotzes und der Entrüstung über ihre Lippen geglitten.

Alessandro starrte eine Weile vor sich hin wie versteinert. Dann zuckte und brodelte es über sein Antlitz, als ob er sprechen wollte: aber er brachte keine Silbe hervor.

Der Richter war Menschenkenner genug, um einzusehen, daß es sich hier allerdings um ein unaufgeklärtes Geheimnis, aber keineswegs um eine leere Komödie handelte. Das Benehmen Alessandro's hatte ihm von vornherein, trotz der reichlich aufgehäuften Beweismittel, gewisse Bedenken eingeflößt. Jetzt zweifelte er keinen Augenblick, daß Maria Soluri

thatsächlich in der Lage sei, jenen Vermuthungen die volle Bestätigung zu geben. Er ließ daher den Angeklagten ohne Weiteres in sein Zimmer zurückführen und begann zunächst ein Verhör mit dem Mädchen.

Das Ergebnis schien seinen Erwartungen nicht so unbedingt zu entsprechen. Maria verwickelte sich in Widersprüche und ward mit jeder Minute befangener.

Als er sie endlich beurlaubte, neigte er fast zu der Vermuthung, als sei die schöne Nichte des Waffenschmieds doch eine verwegene Gauklerin, die in irgend einer eigennützigen Absicht die Gerechtigkeit zu täuschen versuche. Aus diesen und andern Erwägungen hatte er auch darauf verzichtet, ihr den Eid abzufordern.

Wesentlich anders gestalteten sich die Dinge nach einer weiteren Unterredung mit Alessandro. Der junge Edelmann erzählte jetzt ohne Beschönigung und getreu bis ins Kleinste den gesammten Hergang, und gab so dem Richter die Möglichkeit an die Hand, die etwas räthselhafte Aussage Maria's zu deuten und zu corrigiren.

— Ich will hoffen, so lauteten die Worte, mit denen sich der Beamte von de' Carmoli verabschiedete, ich will hoffen, daß es unsern verdoppelten Anstrengungen nunmehr in Kürze gelingen wird, den wahren Mörder Vicenzo de' Lodi's ausfindig zu machen. Bleiben unsere Nachforschungen in dieser Beziehung erfolglos, so darf ich Euch nicht verhehlen, daß Eure Lage, trotz der inneren Glaubwürdigkeit Eures Berichtes, immerhin eine bedenkliche ist. Was mich betrifft, so dürft Ihr glauben, daß ich nichts unversucht lassen werde.

Und wieder klirrten die Riegel hinter dem Verhafteten in die eiserne Kramme.

Ein Jahr ist verflossen. In der Loggia des prächtigen Palastes, dessen beneidenswerthe Einrichtung wir dem Leser zu Anfang unserer Erzählung geschildert haben, sitzt ein

junges Paar und schaut, Hand in Hand, nach dem kleinen Hof hinüber, wo der steinerne Triton nach wie vor seinen Wasserstrahl in die sommerliche Luft sendet. Der ernste, geistvolle Mann ist Alessandro de' Carmoli; in der schlanken Blondine mit den tiefdunkeln Augen erkennen wir Maria la Brusca, die Nichte Gaetano Soluri's.

Alessandro hat, unbekümmert um das Stirnrunzeln seiner Standesgenossen, das Gelübde wahr gemacht, das er sich in der Zelle des prinzlichen Gefängnisses geleistet. Sofort nach erlangter Freiheit trug er dem herrlichen Geschöpf, dessen unschätzbaren Werth er im Rausche seiner Verblendung nicht geahnt hatte, Herz und Hand zum vollgiltigen Bunde an, und Maria, die dem tollkühnen Cavalier von ehedem, ganz im Sinne der Brusca, mit einem blitzenden Dolche begegnet war, sank dem Bekehrten stumm und willenlos in die Arme.

Alessandro und Maria sind das glücklichste Paar im weiten, schönen Florenz. Nach der sogenannten Gesellschaft und ihren gehaltlosen Freuden hat der junge Gatte seit lange zu fragen verlernt. Maria ist seine Welt, sein ganzes Sinnen und Trachten, sein Alles. An die Stelle der früheren Rastlosigkeit und Zerstreuungslust ist eine würdige Sammlung getreten, die etwas Dankeswerthes zu leisten verspricht. Ehe ein Lustrum vergeht, wird Alessandro de' Carmoli zu den bedeutendsten Literaturkennern Italiens gehören, und seine kriegswissenschaftlichen Studien retten vielleicht demnächst die stolze Firenze vor dem drohenden Untergang. Nur wenige seiner früheren Freunde sind ihm treu geblieben; unter diesen der vielgewandte Conte di Basso, der trotz seines höfischen Auftretens von jeher eigene Wege ging und hoch genug steht, um auf etwaige Sticheleien der kleinen Patrizier herablächeln zu können. Maria heißt im vertraulichen Verkehr noch immer La Brusca: in diesem Zeichen hat sie Alessandro's unbändige Seele bezwungen.

Und wie das alles gekommen ist?

Ich hege eine zu aufrichtige Hochachtung vor dem Scharfsinne meiner Leser, als daß ich eine weitläufige Erzählung des Selbstverständlichen wagen möchte. Drei Worte werden genügen.

Die Flucht Teodoro's war noch am folgenden Tage bekannt geworden. Isaak Mardochai hatte seine Drohung allerdings nicht verwirklicht, denn die geringste Baarzahlung war von seinem Standpunkte aus mehr werth als alle menschliche und göttliche Gerechtigkeit; aber die Dinge redeten für sich selbst. Die öffentliche Stimme bezeichnete sofort den entwichenen Vetter als den Urheber des Verbrechens, und jetzt trat auch Isaak Mardochai aus seinem Dunkel hervor und berichtete, was sich in der altersschwachen Baracke am Domplatze zugetragen. Als der elende Salvatore von diesem Umschwunge der Dinge Kunde bekam, ergriff ihn eine wahnsinnige Angst, die sich in allerlei unbesonnenen Reden äußerte und von Tag zu Tage mehr das Befremden seines Meisters erregte. Ungefähr eine Woche nach dem Verschwinden Teodoro's behauptete ein irrthümliches Gerücht, der Verbrecher sei in der Nähe von Pistoja ergriffen worden und habe ein umfassendes Geständnis abgelegt. Jetzt war es mit der letzten Selbstbeherrschung des Banditen zu Ende. Zähneklappernd rannte er zum Capitano der Wache und gab sich und den Bildschnitzer Beppo als mitverschworene Teodoro de' Lodi's an. Die nähere Untersuchung hatte denn auch die volle Ermittelung der Wahrheit zur Folge.

Alessandro de' Carmoli ward unmittelbar darauf in Freiheit gesetzt.

Das Gerücht von der Verhaftung Teodoro's stellte sich indeß, wie gesagt, als eine müßige Erfindung heraus. Der philosophische Vetter des unglücklichen Vicenzo war und blieb verschwunden, und Jahre verstrichen, ehe auch nur die flüchtigste Spur von ihm auftauchte. Später erfuhr man, daß er sich eine Zeitlang in Mailand herumgetrieben

und dann auf mancherlei Umwegen nach Spanien entkommen war, wo er als Schreiber sich der unerhörten Expedition eines närrischen Genuesen, Namens Christoforo Colombo, anschloß, der sich vermaß, um die Wölbung des Erdballs herum nach Indien zu fahren. ‚Nun ja,‘ sagten die Florentiner, ‚zu einem so hirnverbrannten Teufelswerke hatte der Schurke das Zeug. Möge er im zähen Meerschlamm fern unter dem Himmelsstrich der ewigen Schrecken vergehen und verderben!‘ Auch später, als kurz nach dem Tode Lorenzo's des Prächtigen die Kunde von der Entdeckung der neuen Welt durch das staunende Europa flog, durfte Florenz dem Glauben an die allwaltende Gerechtigkeit treu bleiben; denn gleichzeitig mit der großen Triumphbotschaft gelangte die kleine Privatnotiz über den Ocean, daß Teodoro in einem Gefecht mit den Eingeborenen, die er auf das Furchtbarste mißhandelt hatte, lebensgefährlich verwundet worden und bald darauf seinen Leiden erlegen sei.

Mit Beppo und Salvatore machte die prinzliche Justiz kurzen Prozeß; sie wurden gehängt.

Die von Pietro versteckte Klinge ward später durch einen Zufall entdeckt. Alessandro verwahrte sie als ein köstliches Kleinod, denn sie war es im Grunde gewesen, die ihm, wenn auch auf dornigen Umwegen, den Pfad zur Vereinigung mit Maria gebahnt hatte.

Wenn ich hinzufüge, daß der Waffenschmied Gaetano trotz der glänzenden Anträge Alessandro's nach wie vor seinen wuchtigen Hammer schwang und zur größeren Ehre seines künstlerischen Rufes noch manchen schneidigen Toledaner in die Welt setzte, so habe ich alles gethan, was die Wißbegierde des Lesers füglich verlangen kann.

Das Geschlecht der Herren de' Carmoli steht noch heute in üppiger Blüte. Sie alle erzählen mit gleichem Stolz die Geschichte ihrer herrlichen Ahnfrau, der blonden Maria la Brusca.

Ende.

Von demselben Verfasser ist früher erschienen:

Die Claudier.

Roman aus der römischen Kaiserzeit.

3 Bände.

Dritte Auflage.

Stimmen der Presse:

„Pester Lloyd“: Mit einem Schlage hat sich Eckstein, der Humorist, in die Reihe der bedeutendsten Romanschriftsteller Deutschlands emporgeschwungen. Die „Claudier“ sind ein geschlossenes Kunstwerk, das jeder Analyse Stand hält, ein literarisches Product voll Belehrung und Anregung, voll plastischer Gestaltung und reich an packendstem Stimmungswechsel.

. . . Ein wundervoller dreibändiger Roman mit einer Fülle von Figuren und überraschenden Scenerien.

„Neue freie Presse“: Eckstein steht auf starken Füßen, und mancher Kranz dürfte ihm in Zukunft noch gewunden werden. Er malt mit prächtigen Farben und führt von Extrem zu Extrem. Mehr als die Nothwendigkeit verlangt, durchschütteln den Leser Entsetzen, Furcht und Angst um die Schicksale all' derer, die in das Leben des jungen Claudiers eingreifen. Der Hang für das Bizarre, Groteske tritt nicht selten hervor; aber eine gewisse sittliche Kraft des Dichters versöhnt hiermit . . .

„Grazer Tagespost“: . . . Sein Meisterstück leistet der Dichter in den imposanten Schlußkapiteln . . .

Erfindung, Durchführung, Gruppirung und Contrastirung der Charaktere zeigen den Autor auch in dieser Beziehung seiner großen Aufgabe gewachsen.

Großes Lob verdient der Dialog.

. . . Der Glanz eines im weiteren Sinne schriftstellerischen Könnens, welchem nicht leicht etwas mißlingt, charakterisirt nach dieser entscheidenden Leistung unseren Autor.

Die „Claudier“ haben nach Form und Inhalt so viel Bestechendes, daß an einem großen Erfolge beim Lesepublikum nicht gezweifelt werden kann. Und doch sind die besten Vorzüge des Werkes keine oberflächlichen: es sind solche, die man nicht hoch genug anschlagen kann: ein schönes, echt künstlerisches Ebenmaß der Darstellung, Reichthum und Lebendigkeit der Erfindung . . . Robert Hamerling.

„Neues Wiener Tageblatt“: Ein kühner Griff, den der Autor gemacht, und er ist glücklich gelungen. Es ist ein guter Roman, den er der deutschen Lesewelt bietet. Man ist zuerst überrascht, den formvollendeten Dichter humoristischer Epen und den lustigen Erzähler kleiner Geschichten, den Liebling des Salons, in schwerer historischer Gewandung einherschreiten zu sehen; aber die Ueberraschung weicht zauberhaft schnell, sowie man bemerkt, er meistere seinen Stoff mit fester Hand und beherrsche ihn durchaus. Das Aufsteigen des Christenthums am

Horizonte der römischen Welt ist geradezu unübertrefflich zur Darstellung gebracht.

„**Wiener Abendpost**“: „Der humoristische Epiker und Novellist Eckstein hat nun auch einen historischen Roman geschrieben. Den Stoff holte er sich aus der römischen Kaiserzeit. Wollte er blos sein historisches Wissen productiv verwerthen? Nein, ein dichterisches Problem war es, das er lösen wollte, ein Problem, daran merkwürdiger Weise in jüngster Zeit der Antiquitäten-Poet Ebers jämmerlich gescheitert ist. Der ‚Kaiser‘ und die ‚Claudier‘, beide Romane haben dieselbe Tendenz: das Aufkeimen des jungen Christenthums im unterwühlten Römer-Reich. Aber die Durchführung! ... Ueber die Einkleidung und Ausführung mag der Leser selber urtheilen. Er wird seine Freude haben.“

„**Frankfurter Zeitung**“: Eckstein's „Claudier“ sind des Autors erste Leistung auf diesem Gebiete, sie sind jedoch das Werk eines Meisters.

„**Deutsches Montagsblatt**“: ... Hier wie in vielen anderen Stellen des großartigen Werkes steht Eckstein auf dem Höhepunkte seines dichterischen Schaffens, der kaum noch überschritten werden kann. Wir kennen kaum einen Roman der neueren Zeit, der uns eine solche Menge plastischer, interessanter und herzbewegender Charaktere gebracht hätte, wie das dichterische Füllhorn dieser „Claudier“.

„**Neues Pester Journal**“: Ein prachtvolles Werk!

„**Deutsche Zeitung**“: ..... Ein harmonisch abgerundetes Kunstwerk!

„**Breslauer Zeitung**“: ... „Die Claudier“ stellen Eckstein unter die hervorragendsten Romanschriftsteller der Gegenwart.

„**Vossische Zeitung**“: Der Aufbau der Erzählung ist wohlberechnet, alle Fäden der Handlung treffen in einem Knotenpunkt zusammen, nirgend wird sie durch zu breite Ausmalung des Zuständlichen beeinträchtigt, im Gegentheil schreitet sie ständig und energisch fort, und die Zeichnung der Charaktere ist als treffend anzuerkennen.

„**Der Bazar**“: Das Alles ist klar und schön und mit ergreifender Folgerichtigkeit erzählt. Ein Gesammtbild des römischen Lebens um den Ausgang des ersten Jahrhunderts nach dem Erscheinen des Heils rollt sich vor unseren Blicken auf, naturgetreu im Localen und Landschaftlichen, reich an lebenswahren, aus innerster Nothwendigkeit handelnden Personen.

„**Beilage zur Augsburg. Allgem. Zeitung**“: ..... Als die Perlen dieser Begabung betrachten wir die plastische Kraft, mit der er lebendige Menschen und sinnfällige Situationen gestaltet, die psychologische Meisterschaft, mit der er jene reden, handeln, leiden, und die dramatische Kunst, mit der er diese vor unseren Augen sich vollziehen läßt.

„**Das Magazin für die Literatur**“: Er hat — um es nur gleich zu sagen — Ebers sofort den Vorrang abgelaufen. Ernst Eckstein ist es, der durch seinen dreibändigen römischen Roman „Die Claudier“ dermalen der literarische Held des Tages geworden ist.

„**National-Zeitung**“: ... Sicher sind „Die Claudier“ die Bethätigung einer hervorragenden dichterischen Begabung, die uns hier in all' ihren mannigfachen und bestrickenden Vorzügen entgegentritt.

Verlag von Philipp Reclam jun in Leipzig.

Das singende Deutschland.

Album der beliebtesten Arien, Lieder und Romanzen
der Componisten
Bach. Beethoven. Bellini. Boieldieu. Chopin. Curschmann. Gluck. Händel. Haydn. Lortzing. Mendelssohn-Bartholdy. Mozart. Rossini. Schubert. Stradella. Weber.

Neue Ausgabe
bearbeitet von
Dr. Hermann Langer,
Professor, Universitäts-Musikdirector etc. etc.

Preis 3 Mark. — In Leinen gebunden 4 Mark.

Opern-Bibliothek.

Vollständige Clavierauszüge mit deutschem Text.

Preis einer Oper 2 M.

1. **Rossini,** Barbier von Sevilla.
2. **Auber,** Stumme von Portici.
3. **Boieldieu,** Die weisse Dame.
4. **Mozart,** Figaro's Hochzeit.
5. **Boieldieu,** Johann von Paris.
6. **Mozart,** Die Zauberflöte.
7. **Schenk,** Dorfbarbier *(mit vollst. Dialog).*
8. **Auber,** Maurer und Schlosser.
9. **Mozart,** Don Juan.
10. **Weigl,** Die Schweizerfamilie.
11. **Bellini,** Die Nachtwandlerin.
12. **Auber,** Die Braut.
13. **Herold,** Zampa.
14. **Auber,** Der Schnee.
15. **Cherubini,** Medea.
16. **Mozart,** Entführung aus dem Serail.
17. **Mozart,** Cosi fan tutte.
18. **Mozart,** Titus.
19. **Cherubini,** Wasserträger.
20. **Himmel,** Fanchon.
21. **Rossini,** Othello.
22. **Rossini,** Tancred.
23. **Winter,** Das unterbrochene Opferfest.
24. **Mozart,** Idomeneo.
25. **Méhul,** Joseph.
26. **Cimarosa,** Die heimliche Ehe.
27. **Kauer,** Das Donauweibchen *(vollst. in drei Abtheilungen.)*
28. **Donizetti,** Lucia von Lammermoor.
29. **Weber,** Preciosa *(mit vollst. Dialog.*
30. **Weber,** Der Freischütz *(mit vollst. Dialog.)*
31. **Bellini,** Norma.

Deutsches Lieder-Lexikon.

Eine Sammlung von
976 der besten und beliebtesten Lieder und Gesänge
des deutschen Volkes.
Mit Begleitung des Pianoforte.
Von August Härtel.

Preis 6 Mark. — In Leinen gebunden 7 Mark.

Philipp Reclam's billigste Classiker-Ausgaben.

Börne's gesammelte Schriften. 3 Bände. Geh. 4 M. 50 Pf. — In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.

Byron's sämmtliche Werke. Frei übersetzt v. Adolf Seubert. 3 Bände. Geheftet 4 M. 50 Pf. — In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.

Goethe's sämmtliche Werke in 45 Bänden. Geh. 11 M. — In 10 eleg. braunen Leinenbänden 18 M. — In 10 eleg. rothen Leinenbänden 19 M.

Goethe's Werke. Auswahl. 16 Bände in 4 eleg. Leinenbänden 6 M. — In 4 eleg. rothen Leinenbänden 6 M. 50 Pf.

Grabbe's sämmtliche Werke. Herausgegeben v. Rud. Gottschall. 2 Bände. Geh. 3 M. — In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf.

Hauff's sämmtliche Werke. 2 Bände. Geheftet 2 M. 25 Pf. — In 2 eleg. Leinenbänden 3 M. 50 Pf.

Herder's ausgewählte Werke. Herausgegeben v. Ad. Stern. 3 Bände. Geheftet 4 M. 50 Pf. — In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.

H. v. Kleist's sämmtliche Werke. Herausgeg. v. Ed. Grisebach. 2 Bände. Geh. 1 M. 25 Pf. — In 1 eleg. Leinenband 1 M. 75 Pf.

Körner's sämmtliche Werke. Geheftet 1 M. — In eleg. Leinenband 1 M. 50 Pf.

Lenau's sämmtliche Werke. Herausgeg. v. G. Emil Barthel. 2 Aufl. Geh. 1 M. 25 Pf. — In eleg. Leinenband 1 M. 75 Pf.

Lessing's Werke in 6 Bänden. Geheftet 3 M. — In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf.

Lessing's poetische und dramatische Werke. Geheftet 1 M. — In eleg. Leinenband 1 M. 50 Pf.

Longfellow's sämmtliche poetische Werke. Uebersetzt v. Herm. Simon. 2 Bde. Geh. 3 M. — In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf.

Mignet, Geschichte der französischen Revolution. Deutsch v. Dr. Fr. Köhler. Mit 16 Illustrationen. In eleg. Leinenband 2 M.

Milton's poetische Werke. Deutsch v. Adolf Böttger. Geh. 1 M. 50 Pf. — In eleg. rothen Leinenband 2 M. 25 Pf.

Molière's sämmtliche Werke. Herausgegeben v. E. Schröder. 2 Bände. Geh. 3 M. — In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf.

Schiller's sämmtliche Werke in 12 Bänden. Geheftet 3 M. — In 3 Halbleinenbänden 4 M. 50 Pf. — In 4 eleg. Leinenbänden 5 M. 40 Pf. — In 4 eleg. Halbfranzbänden 6 M. — In 4 eleg. rothen Ganzleinenbänden 6 M.

Shakspere's sämmtliche dramatische Werke. Deutsch von Schlegel, Benda und Voß. 3 Bände. Geheftet 4 M. 50 Pf. — In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.

Pariſer Leben.

Heitere und düſtere Bilder aus der Weltſtadt

von

Ernſt Eckſtein.

Erſtes Bändchen.

Wie man in Paris übernachtet.
Aus der Welt der Journale.
Die heilige Cäcilia.
Paris und ſeine Schmarotzer.
Pariſer Reclame.

Leipzig,

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Vorrede.

Die Skizzenblätter, die ich hier kaleidoskopisch zusammenstelle, sind während der Jahre 1869—1875 entstanden und zuerst zerstreut in unsern illustrirten Zeitschriften, wie „Daheim", „Gartenlaube", „Ueber Land und Meer", u. s. w. veröffentlicht worden. Sie beruhen zum größten Theil auf eigner Anschauung; hin und wieder jedoch, wo die Einzelheiten des Gegenstandes mir ferner lagen, habe ich französische Originale als Quellen benutzt. Wer mit der einschlägigen Literatur halbwege vertraut ist, wird die Schilderungen, auf die ich hier anspiele, unschwer ausfindig machen.

Leipzig, im Februar 1876.

Der Verfasser.

Wie man in Paris übernachtet.

Ein Kapitel aus den Annalen des menschlichen Elends.

Wenn ich an klaren Sommerabenden von dem Châtelet-Platz nach der Brücke von Saint-Michel einbog, um meine Wohnung am Boulevard Saint-Germain aufzusuchen, ward ich nicht selten von der etwas schnarrenden Stimme eines kleinen, bärtigen Mannes angerufen, der auf einer kleinen Plattform rechts vor dem Eingang der Brücke ein großes Teleskop aufgeschlagen hatte und nun die Vorübergehenden gegen die bescheidene Vergütung von zehn Centimes zur Beobachtung der Himmelskörper einlud.

„Tenez, Messieurs! Observation de Jupiter! La planète la plus intéressante de notre système! Deux sous seulement! On voit Jupiter et ses quatre satellites! Tenez, Messieurs!“ (Treten Sie näher, meine Herrschaften! Beobachtung des Jupiter! Der interessanteste Planet unseres Systems! Nur zwei Sous! Man sieht Jupiter und seine vier Trabanten! Treten Sie näher, meine Herrschaften!)

Da das Instrument in der That gut war, so leistete ich diesen Aufforderungen wiederholt Folge; und so entspann sich denn zwischen mir und dem „vieux misérable“ wie er sich selbst nannte, eine Art Freundschaftsverhältniß, das ich von Tag zu Tag lieber und aufrichtiger cultivirte. War der Himmel bewölkt, so vergingen mitunter Wochen, ohne daß ich Monsieur Poquet zu sehen

bekam. Wenn dann zum ersten Male wieder das ungetrübte Blau über den Dächern der Hauptstadt funkelte, und die kleine groteske Gestalt des Straßenastronomen auf der Plattform Posto faßte, so merkte ich erst, daß mir während dieser Frist der Umnebelung etwas gefehlt hatte, und mit herzlicher Genugthuung begrüßte ich das blinkende Rohr und den schäbigen Filzhut, der im Schimmer der Gaslaterne mit gespenstischer Beweglichkeit hin und her huschte.

Monsieur Poquet war in vielen Beziehungen ein Original. Er besaß etwas von dem altklassischen Diogenes. Stets munter und zuversichtlich, selbst wenn er keine zehn Sous in der Tasche hatte, ernährte er sich schlecht und recht mit seinem astronomischen Dilettantismus. Ganz allein auf der Welt stehend, bewohnte er ein kleines Kämmerchen unweit des Châtelet-Platzes, das er selbst reinigte und in Stand hielt. Auch seine Küche besorgte er ohne weibliche Beihilfe. Das regelmäßige Mahl, das er sich gönnte, bestand in Kohl und Speck, einem petit carafon des schlechtesten Weines, den er sich täglich für einen Sou in der Schenke am Pont Saint-Michel holte, und in dem dazu gehörigen Brod. Im Punkte der Kleidung trieb er, wie bereits angedeutet, durchaus keinen Luxus. Sein brauner, kaftanartiger Paletot konnte mit dem berühmten Rock Béranger's wetteifern: abgebürstet bis zum Ruin, war er gleichwol nirgends zerrissen. Was man von Poquet's Wäsche zu sehen bekam, war unter gewissen Einschränkungen sauber, aber fast aus Packleinwand; kurz, der Alte machte den Eindruck eines Menschen, den das Schicksal sehr hart in die Schule nimmt, und wenn er bei anhaltend günstiger Witterung zuweilen vortreffliche Geschäfte machte, so packte ihn, namentlich im Winter, nicht selten die leidigste Noth, und die kärglichen Saisonersparnisse zerrannen in Nichts, ehe noch die entfernteste Aussicht auf neuen Verdienst erschlossen war.

Ich bewohnte damals ein sehr wohlsituirtes Hôte meublé, das nur einen Fehler besaß, der übrigens so ziemlich allen Hôtels anhaftet: die Bedeckung der Betten war im höchsten Grade mangelhaft, und als im October die Nächte kühler wurden, mußte ich allen Scharfsinn aufbieten, um diesem Mißstand durch Plaids, Mäntel, Tischdecken ꝛc. ꝛc. abzuhelfen.

Eines Abends stand ich wieder neben Monsieur Poquet an der Seinebrücke und betrachtete die Krater des Mondes. Es war bereits elf Uhr, und der Hauptstrom der Schaulustigen, auf die „le vieux misérable“ spekuliren konnte, vorüber. Die Hände in den Taschen schritt er hinter seinem Instrument auf und ab, hin und wieder den Boden stampfend, um sich die Füße zu wärmen. Das Gespräch verfiel wie von selbst auf die beginnende Unwirthlichkeit der Nächte und auf das Behagen einer gesicherten Heimstätte. Ich beschwerte mich über den vorerwähnten Mißstand meines Hôtels und begann ein wenig mit dem Schicksal zu grollen, das mir nicht die Mittel an die Hand gab, mir in allen den Städten, wo ich vorübergehend weilte, eine eigene Villa zu bauen und die innere Einrichtung ganz nach meinem Geschmack zu treffen.

Monsieur Poquet ward mit einem Male sehr ernst.

„Man sieht,“ erwiederte er, das Haupt hin und her wiegend, „daß Sie keine Ahnung haben, was es heißt, die Luft von Paris zu athmen! Der Kampf um's Dasein ist hier ungleich furchtbarer als anderwärts, und Tausende gehen als traurige Krüppel daraus hervor. Wahrlich, wer hier unter Dach und Fach sitzt und sich sagen darf: Ich bin chez moi, der hat ein Loos gezogen, um das ihn eine zahllose Schaar von Paria's glühend beneidet.“

„Nun, Obdachlose gibt es in jeder Großstadt,“ versetzte ich ungläubig lächelnd.

„Nicht in dem gleichen Maße wie hier. Auch zweifle ich, daß sie anderwärts so Unerhörtes zu dulden haben.

Nein, nein, Sie wissen nicht, wie man in Paris übernachtet! Ich habe das Alles mit durchgemacht; ich darf hier ein Wort aus eigener Erfahrung reden."

„So belehren Sie mich! Ich bekenne rückhaltslos, daß ich die Mysterien Eurer Weltstadt trotz meiner eifrigen Bestrebungen nur sehr, sehr oberflächlich ergründet habe."

„Dergleichen erfordert auch das Studium eines Lebens; oder besser gesagt, Leute von Eurem Schlag gelangen niemals dazu, den wahren Kern der Dinge so zu schauen, wie er geschaut werden muß. Um die Elenden zu belauschen, muß man selbst elend sein. Nur wer mitten in dieser Gesellschaft von Duldern gelebt hat, nur wer Alles bis zur Hefe gekostet — nur der weiß, wie Recht der Chansonnier hat, wenn er unsere Hauptstadt „ce Paris plein d'or et de misère" nennt. Glauben Sie denn, es gäbe so viel Elend und Noth in der Welt, wenn die Reichen und Wohlhabenden darum wüßten? Unter Wissen verstehe ich die Kenntniß der Einzelheiten, denn nur die Einzelheiten erschüttern, nur die Einzelheiten erregen zu Mitleid."

„Und Sie selbst haben das Alles durchgemacht?" fragte ich staunend. Der Gedanke, daß dieser Mann in seiner so überaus bescheidenen Lebensstellung auf eine Vergangenheit zurückblicken konnte, gegen die ihm sein jetziger Zustand durchaus befriedigend erschien, berührte mich fast unheimlich.

„Ja," gab Monsieur Poquet zurück, „ich habe Alles bis zur Hefe ausgekostet. Verlassen Sie sich darauf, wenn Sie logirt hätten wie ich — Ihr Hôtel meublé käme Ihnen trotz seiner schlechten Bettdecken wie ein Feenpalast vor."

„Erzählen Sie!" bat ich.

„Haben Sie nie gehört, was eine chambrée ist?"

„Nicht daß ich wüßte."

„Chambrées à la nuit, so nennt man die Hôtels garnis für die Armen und Elenden. Ich sagte vorhin,

ich hätte in einer Chambrée logirt... Der Ausdruck ist zu verwegen. In den Chambrées logirt man nicht; man hockt zusammen wie das Vieh in dem Pferch, nur mit dem Unterschied, daß die Thiere sich in besserer Gesellschaft befinden."

„Und es gibt in Paris viele solcher Chambrées?"

„Ihre Zahl ist Legion. Im Quartier Mouffetard gibt es ihrer mehr als ein Dutzend; das Faubourg du Temple und das Quartier Popincourt wimmeln davon, und die Rue Sainte Marguérite im Faubourg Saint-Antoine ist in ihren oberen Stockwerken gewissermaßen eine einzige Chambrée. Das Publikum dieser Garnis setzt sich aus der Hefe der menschlichen Gesellschaft zusammen: die verrufensten Spitzbuben, die ekelhaftesten Trunkenbolde und Tagediebe, die Bettler von Gewerbe bilden die ungeheure Majorität, und dazwischen findet sich eine kleine Minderzahl von Unglücklichen, die trotz aller Bemühungen, trotz ihres redlichen Fleißes, trotz ihrer Sparsamkeit von dem Ocean der Weltstadt auf den Strand geschleudert und hilflos verlassen wurden. Einzelne der Chambréebesucher logiren hier nur eine Nacht, andere mehrere Nächte, andere Jahre lang und noch andere Zeitlebens. Es gibt Chambrées, in denen nur entlassene Sträflinge übernachten, andere, die von Bettlern bevorzugt werden, noch andere wenige, in denen die redlichen Arbeiter den eigentlichen Kern bilden. Diese sind dann meistens Reconvalescenten, eben aus den Spitälern entlassen, unfähig zu erwerben und ohne Baarschaft. In ihrer Verzweiflung sprechen sie die Mildthätigkeit der Vorübergehenden an, um wenigstens so viel zusammenzubringen, als für das Nachtlager in der Chambrée nöthig ist."

„Und wie hoch beläuft sich diese Gebühr?"

„Auf 20 bis 30 Sous ... Nicht wahr, der Preis ist unerhört? Fast um denselben Betrag kann man in einem Hôtel meublé sein eigenes Kabinet und ein reinliches Lager

haben. Aber das eben ist der Fluch der Armuth, daß sie ihre nothwendigen Bedürfnisse verhältnißmäßig theurer bezahlen muß als der Reichthum. Wer im Hôtel meublé ein Zimmer bezieht, der muß die Miethe auf 14 Tage im Voraus erlegen; aber die Elenden, die in den Chambrées vorsprechen, haben vielleicht seit Jahren eine so beträchtliche Summe nicht in der Tasche gehabt. Daher ist der Logeur, der Inhaber der Chambrée, stets sicher, seine unerhörte Forderung bewilligt zu sehen. 20 bis 30 Sous lassen sich in Paris schon erbetteln. Der Unglückliche aber, der zu stolz ist, um die Mildthätigkeit auf der Straße in Anspruch zu nehmen, hat nur die Wahl, sich entweder von den Stadtsergeanten verhaften und nach der Wache bringen zu lassen, oder auf dem Pflaster der Weltstadt umzukommen."

„Und wie sind diese Chambrées eingerichtet?" fragte ich mit wachsender Neugierde.

„Die Chambrées sind Zimmer von gewöhnlicher Größe und enthalten je nach Umständen 10, 15 und 20 Betten. Es gibt auch Chambrées von 6 Betten und von 4 Betten: hier logirt die Aristokratie unter den Elenden, denn der Preis der Nacht ist hier um 2 Sous theurer. Die Chambrées enthalten nichts als die Betten, und zwar stehen diese so dicht an einander gedrängt, daß Derjenige, dem der Logeur hinten einen Platz an der Wand anweist, genöthigt ist, über vier, fünf, sechs Schläfer hinweg zu steigen. Im Uebrigen gibt es weder Tische noch Stühle, noch Gefäße zum Waschen, noch irgend sonst was. Der ganze Raum ist mit Bettstellen vollgepfropft. Diese Bettstellen bestehen aus einem viereckigen Kasten, in dem sich ein Strohsack befindet. Auf diesem Strohsack liegt ein Betttuch, in der Regel aus Packleinwand, oder wenn es aus feiner Leinwand ist, so verbraucht und abgenutzt, daß es kaum mehr seinen Zweck erfüllt. Die Betttücher werden ungefähr alle sechs Wochen gewechselt. Während dieser Zeit dienen sie unter Umständen in jeder Nacht einem anderen

Individuum, und in der Regel auch des Tages über, da es in Paris eine Reihe von Menſchen gibt, die während der Nacht ihrem kärglichen Erwerb nachgehen. Stellen Sie ſich nun vor, wie dieſe Tücher nach Ablauf von einigen Wochen ausſehen mögen, ſtellen Sie ſich vor, welche Qualen des Ekels der Unglückliche empfinden mag, der ſich, um ſeinem ermatteten Körper die nöthige Ruhe zu gönnen, in dieſe ſchmutzſtarrenden Laken wickelt. Es iſt überflüſſig, hinzuzufügen, daß die Chambrées von Ungeziefer aller Art wimmeln. In einzelnen dieſer Garnis iſt die Luft ſo verpeſtet, daß man nur athmen kann, wenn man die Thüre geöffnet läßt."

„Und jede Nacht koſtet hier 20 bis 30 Sous?"

„Nur die erſte. Die folgenden Nächte bezahlt man nur die Hälfte; ja es gibt ſogar ein Mittel, auch für die erſte Nacht nur den halben Preis oder wenig mehr zu erlegen, wenn man nämlich einwilligt, ſein Bett mit einem anderen Gaſte zu theilen."

Monſieur Poquet ſchüttelte ſich. Nach einer Weile fuhr er fort:

„Mir iſt das einmal paſſirt. Ich hatte nur noch 12 Sous in der Taſche, und durch die Straßen fegte der Nordwind, der mir das Blut in den Adern erſtarren machte. Bis gegen Mitternacht ſträubte ich mich; aber zuletzt trug die Härte des Froſtes den Sieg davon. Ich betrat ein Garni im Faubourg Saint-Antoine, und da ich nur den halben Preis bezahlen konnte, ward ich zu einer ſchnarchenden, verpeſteten Maſſe gelegt, deren Berührung mich ſchaudern machte. Aber was thut der Elende nicht, wenn er mit ſeinen Hilfsmitteln zu Ende iſt! Zumal im Winter!"

„Und die Beſitzer dieſer Garnis? Was ſind das für Leute? Es gehört doch ein eigenthümlicher Geſchmack dazu, einen ſolchen Stall einzurichten."

„Oh, Messieurs les logeurs werden in der Regel ſteinreich. Bedenken Sie nur, ein einziges Garni enthält oft

20 Zimmer und mehr, so daß sich die Zahl der Betten nicht selten auf 300 bis 400 beläuft, und die Auslagen sind so gering! Und das Geschäft blüht das ganze Jahr hindurch, denn das Elend macht keine Ferien. Die großen Hôtelbesitzer laufen Gefahr, durch irgend eine widrige Constellation bankerott zu werden. Die Inhaber der Chambrées sind gegen alle Wechselfälle gesichert; sie gehen mit mathematischer Gewißheit dem Reichthume entgegen. Sie sind die eigentlichen Wucherer und Blutsauger am Leibe der besitzlosen Klassen.

„Neben ihrem Metier als Logeurs treiben sie meist noch einen Verschleiß mit Nahrungsmitteln und mit geistigen Getränken. Sie verkaufen einen Branntwein, den die Trunkenbolde „Brustzerbrecher" oder „Vitriol" nennen. Sie verabreichen einen Mittagstisch, den ihre Frauen aus den halbverdorbenen Abfällen der Fleischerläden, aus Fischköpfen und ähnlichem Unrath herrichten. Man nennt dies Gericht Arlequin*), weil es aus allerlei unnennbaren Flicken zusammengesetzt ist. So abscheulich diese Nahrung erscheint: der Arme und Elende verschlingt sie mit Heißhunger. Ich kannte einen ehemaligen Priester, der wegen eines Vergehens seines Amtes entlassen und nach und nach so heruntergekommen war, daß er ein Stammgast der erbärmlichsten Chambrée der Rue de Sainte Marguérite wurde. Der Mann lebte drei Jahre hindurch von diesen Arlequins! Alles Suchen nach Erwerb, alle Bemühungen, als Lehrer, als Ausläufer, als Knecht eine Stelle zu erlangen, blieben erfolglos. Zuletzt führte ihn der Zufall zu einem früheren Collegen, der sich seiner annahm und ihm einen Platz in dem Bureau eines Advokaten anwies. Die Gesundheit des Unglücklichen war indeß unwiederbringlich zerrüttet; er starb schon im folgenden Jahre."

*) Vergl. die Skizze: „Küchenmysterien" im 2. Bändchen dieser Sammlung.

„Ein Priester, sagen Sie? Also auch solche Leute finden den Weg in diese verpesteten Höhlen?“

„In Paris schützt kein Stand und kein Gewerbe vor der tiefsten Stufe des Unglücks. In den Chambrées logiren Gelehrte, Künstler, Beamte, Kaufleute — allerdings in der Regel nur ganz vorübergehend, denn wer Kenntnisse und guten Willen besitzt, arbeitet sich meist wieder empor. Aber es ist schon furchtbar genug, auch nur Eine Nacht in diesen Abgrund von Schmutz und Verworfenheit zu versinken. Einer unserer ersten Bankiers, der gegenwärtig drei oder vier Landhäuser in Asnières und Meudon besitzt, hat vor Jahren einmal fünf oder sechs Nächte in einer Chambr e zugebracht.“

Die Schilderung des vieux misérable hatte mich tief erschüttert. Monsieur Poquet war indeß noch nicht zu Ende.

„Das Schlimmste ist,“ fuhr er nach einer Weile fort, „daß die Chambr es in der Regel ihren Zweck verfehlen, denn von einer wirklichen Ruhe ist nicht die Rede. Selbst wenn man den Ekel, der im Anfang geradezu unüberwindlich scheint, glücklich besiegt hat, selbst dann kommt man nicht zur Ruhe. Zu jeder Stunde der Nacht treffen neue Gäste ein, zum großen Theil schwer betrunken, die ohne jede Rücksicht auf ihre Leidensgefährten einen empörenden Lärm verführen und nicht selten einen Skandal anzetteln, der mit blutigen Auftritten endigt. Ein nächtliches Handgemenge in diesen spärlich erleuchteten, von Dünsten aller Art durchbrodelten Räumen ist das Roheste und Widrigste, was ein Mensch erleben kann. Dazu kommt die Unsicherheit des kärglichen Eigenthums, das jeder Einzelne mitbringt. Es gibt Diebe, die aus der Bestehlung der Chambréegäste ein Gewerbe machen, daher denn Jeder seine Kleider und sonstigen Habseligkeiten unter das Kopfkissen legt. Aber das Bewußtsein, daß man am anderen Morgen erwachen kann, ohne das Nothdürftigste zur Bedeckung

seiner Blöße vorzufinden, trägt ohne Zweifel nicht zur Steigerung des Behagens bei. Auch das frühe Aufbrechen einzelner Gäste, wie z. B. der Straßenkehrer, die schon um drei Uhr mit ihren Holzschuhen in's Freie tappen, schreckt den kaum Entschlummerten wieder empor, so daß man dreist sagen kann: die eigentliche körperliche Ruhe ist in den Chambrées ein unbekannter Artikel."

„So also übernachtet man in Paris," sagte ich nachdenklich, „in dieser Weltstadt, wo so viele Millionen im wahnsinnigsten Luxus verschwendet werden? Die Sache klingt wie ein Hohn auf die Menschheit!"

„O," versetzte Monsieur Poquet, „es gibt Leute, die noch ungleich schlechter daran sind, als die Gäste der Chambrées, denn nicht Jedermann vermag 20 Sous aufzutreiben!"

Ich hatte genug von dem Elend der Armuth gehört, verabschiedete mich und schritt von wehmüthigen Empfindungen bewegt nach Hause. Mein Lager, über das ich so manches Mal gegrollt hatte, erschien mir heute von paradiesischer Weichheit.

Aus der Welt der Journale.

Die französische Journalistik repräsentirt gegenwärtig eine Macht, deren gewaltigen Einfluß wir während des letzten Krieges nur zu oft zu beklagen hatten; denn leider geht mit der Bedeutsamkeit des Könnens die Lauterkeit des Wollens nicht immer Hand in Hand. Ein beträchtlicher Theil der nationalen Fehler und Irrthümer, die dieses so reichbegabte Volk verunzieren, kommt auf Rechnung der Pariser Presse, die in selbstsüchtiger Absicht den verwerflichen Leidenschaften der Masse schmeichelt, anstatt dieselbe aus dem Staube der Kleinlichkeit hilfreich emporzuheben. Das Gefühl der Pflicht ist — so hart dies auch klingen mag — der überwiegenden Mehrzahl der französischen Journalisten ein unbekannter Artikel; das einzige Ziel, auf das sie ihr Talent und ihren Eifer richten, ist der materielle Erfolg ihres Blattes und ihr damit zusammenhängendes individuelles „Glückmachen". Es gibt, Gott sei Dank, eine Reihe der ehrenwerthesten Ausnahmen, aber, wie gesagt, sie befinden sich erheblich in der Minorität.

Die hervorragende Bedeutung der französischen Presse scheint es zu rechtfertigen, wenn wir ihrer inneren Organisation eine eigene Stunde der Andacht widmen. Suchen wir uns von den geistigen und mechanischen Vorbereitungen Rechenschaft zu geben, die erforderlich sind, um den Parisern zum Frühkaffee eine Nummer des „Siècle" oder des

„Journal des Débats“ zu liefern. Machen wir uns mit dem Personal eines modernen französischen Blattes und mit den Aufgaben bekannt, die jedem einzelnen Rade der großen Maschinerie obliegen.

Ein bedeutendes Pariser Journal ist meistens in ein unsympathisches, düsteres Gebäude verwiesen. Ein niedriger Thorbogen, aus grauen, schmutzigen Quadern gewölbt, führt in die unwirthliche Hausflur. Die Treppenaufgänge sind eng, dunkel, halsbrecherisch. Es ist, als solle dem Zudringlichen von vornherein begreiflich gemacht werden, wie wenig man gesonnen ist, ihm die Pfade zu ebnen. Der Umstand, daß jedes größere Journal seine eigne Druckerei besitzt, trägt wesentlich dazu bei, die erkorene Baulichkeit zu verdüstern; denn wo die Jünger Gutenberg's ihre Zelte aufschlagen, da verwandelt sich die reinste, blendendste Tünche über Nacht in das niederträchtigste Grau.

Die Residenz einer Pariser Zeitung ist in zwei scharf gesonderte Hälften getheilt: in den Bezirk der Redaction und in den der Administration.

Das Gebiet der Redaction besteht aus sechs bis sieben Räumlichkeiten, nämlich einem Gemach für die Bureau-Bedienstteten, einem Wartezimmer, einem Privat-Cabinet für den Chef-Redacteur, zwei bis drei Sälen für die Unterredacteure, und einem sogenannten Redactionszimmer, in welchem sich die Bibliothek befindet.

Das Gemach der Bureaudiener ist gewissermaßen die Vorhalle, durch welche Jedermann, selbst der Eingeweihte, passiren muß, ehe sich ihm die Pforte des Heiligsten, — nämlich des Wartezimmers, — oder gar des Allerheiligsten, — nämlich des chefredacteurlichen Privatcabinets — erschließt. Aber nicht Jeder, der diese Vorhalle betritt, gelangt zur geweihten Schwelle! Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt! Wer die Parole nicht kennt, wer nicht mit unumstößlichen Beweisen darthut, daß er drinnen erwartet wird, der erhält die stereotype Antwort: „Der

Herr Redac-en-chef (so lautet die sanctionirte Abkürzung) kommt vor heute Abend nicht in die Redaction!" So schroff diese Methode auf den ersten Anblick erscheinen mag, so dringend ist sie mit Rücksicht auf die Unmasse ungebetener Gäste, die von früh bis spät die großen Journale belagern, geboten. Ein bekanntes geflügeltes Wort behauptet, der Mann, der seine Zeit am genauesten kenne, sei Monsieur de Paris, der Scharfrichter. Mit einem gleichen Grade von Autorität könnte man diesen Ausspruch auf die Bureaudiener (Garçons de bureau) anwenden. Welche bunte Galerie von Charaktermasken wandelt nicht Tag um Tag an ihnen vorüber! Welche Fülle von typischen Figuren! Da naht sich in demüthiger, gebeugter Haltung der heruntergekommene Literat, der den abgeschabten Cylinder krampfhaft durch die dürren Finger laufen läßt und von seinem Herrn Collegen einige Franken „erborgen" möchte. Da stolzirt kühn gehobenen Hauptes ein Jüngling herein, der eine weltverbessernde Erfindung gemacht hat, — sei es nun, daß er die Lösung eines gewaltigen socialen Problems, sei es, daß er eine neue Methode der Straßenreinigung, des Brodbackens oder der Kuhpockenimpfung bringt. Auch wissenschaftliche Entdeckungen, wie z. B. die der Cirkelquadratur, des Perpetuum Mobile ꝛc. sind an der Tagesordnung. Der junge Mann verlangt die Einrückung eines acht Spalten langen Artickels, in welchem er die Früchte seines Nachdenkens dem Urtheile der Sachverständigen unterbreitet. Erbittert runzelt er die Stirn, wenn der Chef-Redacteur zum zweiten Male gewagt hat, nicht zu Hause zu sein! Wie? Hat man denn im neunzehnten Jahrhundert jeden Sinn für die Fortenwicklung des Menschengeschlechts verloren? Soll sich die traurige Komödie, die der große Columbus durchlitten, immer und ewig wiederholen? . . . Es ist fast überflüssig, hinzuzufügen, daß der angebliche Geistespionier im besten Falle ein unreifer Schwärmer ist.

Nicht minder zahlreich als die Bittsteller und Erfinder sind die literarischen Dilettanten. Sie übertreffen jene noch an Hartnäckigkeit und Beredsamkeit. Der Student im ersten Semester, der einen Leitartikel über die europäische Lage verfaßt hat und denselben in der nächsten Nummer veröffentlicht sehen möchte; der hagere Poet, der eine Dichtung im Stil der Henriade geboren und das Feuilleton der betreffenden Zeitung um die Uebernahme der Pathenstelle ersucht; die ältliche Dame, die mit einem Sensationsromane von hundert Bogen niedergekommen ist — das sind stehende Charaktere des Vorzimmers. Die „Garçons" sind ihnen gegenüber so meisterhaft geschult, daß sie dem Redactionspersonal nie lästig fallen würden, wenn sie nicht eine eigenthümliche Kriegslist befolgten. Sie warten nämlich bis zum Schlusse der Bureaustunden und „begleiten" dann die Redacteure auf dem Wege nach ihren Privatwohnungen. Namentlich versteht es die Pseudo-Schriftstellerin, ihre Opfer mit unlöslichen Garnen zu umstricken.

Auch der Mann des „Eingesandt" gehört zu den typischen Belagerern des Wartezimmers. Bald bringt er eine Jeremiade über das schlechte Pflaster in der Rue de la Coqueluche; bald beschwert sich sein Artikel über die Unsicherheit gewisser Stadtviertel; bald erlaubt er sich eine „leise Anfrage", ob man höheren Orts nicht gesonnen sei, endlich in dem Impasse Carcolet eine Gaslaterne anzubringen, da ein naher Verwandter des Einsenders am 27. d. M. daselbst in der Dunkelheit der Nacht eine Rippe gebrochen habe.

Oft sind diese Correspondenzen unterzeichnet wie folgt: Henri Goguenard, Specereiwaarenhandlung, Rue St. André, Nr. 99; oder: Jean Jacques Brimbouillet, Strumpfwaarengeschäft (auch auf Credit), Rue Berg're Nr. 77. Alsdann entspringen sie dem speculativen Kopfe eines haushälterischen Bourgeois, der dem Publicum seine Firma

in's Gedächtniß rufen will, ohne die Auslagen für eine Anzeige zu bestreiten.

Vergessen wir schließlich nicht den Finanzschwindler. Er bringt eine mehr oder minder beträchtliche Summe, und wünscht dafür die lobende Besprechung irgend eines zweideutigen Unternehmens.

Alle diese Persönlichkeiten hat der Bureaudiener abzuwehren, zu beschwichtigen oder im Nothfall vor die Thür zu befördern. Die Aufgabe ist eben so schwierig wie undankbar, und mehr als ein Seufzer des Neides ringt sich aus dem Busen des umlagerten Garçons los und weht hinüber nach den Räumen, wo der König des Journals, der Redacteur-en-chef, seine souveraine Existenz führt.

Der Chef-Redacteur eines Pariser Journals ist in der That ein kleiner Fürst. Jedermann fêtirt ihn; alle Pforten sind ihm geöffnet. Die Theater stellen ihm die besten Logen zur Verfügung; ohne ihn geht keine Feier, kein diplomatisches Diner, kein Autorenfrühstück, keine künstlerische Soirée in Scene. Er bezieht ein Gehalt von zwanzig- bis vierzigtausend Francs, wohnt Bel-Etage, und „macht ein Haus". Dabei ist er unter allen Journalisten derjenige, der am wenigsten schreibt. Als eleganter Dirigent steht er vor seinem Pulte und schwingt ohne sichtbare Anstrengung sein Stäbchen. Freilich, die Arbeit ist, äußerlich genommen, leichter, als die rastlose Thätigkeit der einzelnen Instrumente; aber es gehört ein ganz besonders ausgeprägtes Tactgefühl dazu.

Ein echter Chef-Redacteur duldet unter seinem Personal Niemanden, der ihm vermöge seines Talentes ebenbürtig oder gar überlegen wäre. So hat Emil von Girardin den Herren Nefftzer, Peyrat, Duvernois u. A., die eine Zeit lang seine Unterredacteure waren, nach gewonnener Einsicht in ihre Befähigungen den Laufpaß gegeben. Emil von Girardin ist übrigens, beiläufig gesagt, einer der wenigen Chefs, die persönlich eine unermüdliche Feder führen.

Der Zweite im Rang, nach dem Chef-Redacteur, ist der Verfasser des „Premier-Paris", des Leitartikels. Sein officieller Name ist Bulletinier, eigentlich „Berichterstatter"; das journalistische Kauderwelsch benennt ihn auch wol „Tartinier" was sich am besten mit Kannegießer übersetzen läßt*).

Der Bulletinier muß die Gabe besitzen, auf Commando über jeden beliebigen Gegenstand aus dem Gebiete der Politik, der Nationalökonomie, der Geschichte ꝛc. ꝛc. eine Spalte voll geistreicher Bemerkungen loszulassen. Je nach dem Inhalte der einlaufenden Telegramme fordert man von ihm eine Charakteristik der religiösen Ideen in Deutschland, eine Darlegung der türkischen Militärverhältnisse oder ein Resumé der österreichischen Geschichte seit dem Kriege von 1864. Der Bulletinier zeichnet sich durch die Verwegenheit seiner Perspectiven, durch die Tollkühnheit seiner Combinationen aus. Mit einem einzigen Federstriche „vernichtet" er Systeme, Staatsmänner, sociale Einrichtungen; es kostet ihm nicht das Geringste, den politischen Horizont mit „schwarzen Punkten" zu tätowiren, kriegerische Verwickelungen in allen vier Welttheilen zu weissagen, und von Zeit zu Zeit im Tone einer Pythia zu erklären, Europa stehe „am Vorabende großer Ereignisse".

Der Bulletinier verbraucht, wie der Leser bereits ahnen wird, eine unfaßliche Menge sogenannter „Clichés", d. h. Gemeinplätze. Da sein unermüdlicher Kiel per Dampf arbeitet und oft ohne Unterbrechung zwei- bis dreihundert Zeilen auf's Papier wirft, in denen sich kaum eine ausgestrichene Silbe vorfindet, so wird man ihm die kleine Schwäche zu Gute halten. Die Clichés verleihen übrigens dem Zeitungsstile in den Augen der Halbgebildeten ein eigenthümliches Relief. Im Wesentlichen stimmen die Gemeinplätze der französischen Journalistik mit denen der deut-

*) Tartine ist ein langweilig geschriebener Zeitungsartikel.

schen überein. Hierher gehört z. B. die famose Wendung: „Wir tanzen auf einem Vulcan!“, oder die nicht minder poetische: „Wir befinden uns auf einer schiefen Ebene.“ Auch Phrasen wie die folgenden sind dem Deutschen wie dem Franzosen geläufig: „Man erzählt sich in diplomatischen Kreisen ...“ — „Wir erfahren aus zuverlässiger Quelle ...“ — „Dürfen wir einem sehr consistenten Gerücht Glauben schenken, so ...“ — „Sie haben Nichts gelernt und Nichts vergessen ...“ — „Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem ...“ — „Der gesunde Sinn des Volkes ...“ — „Die Wissenschaft hat einen herben Verlust erlitten ...“ 2c.

Der Bulletinier verfügt über alle diese mehr oder minder geistreichen Wendungen mit unumschränkter Machtvollkommenheit. Auch sprudelt er von bildlichen Ausdrücken über, die indeß nicht immer die Genehmigung des Logikers erlangen würden. Der Bulletinier spricht von dem Schlachtschwerte einer sprudelnden Beredsamkeit, von den Grundlagen der Familienbande, von den Schranken, die das Gesetz ihm auflegt, und dergleichen mehr. Je schneller und flüchtiger der Artikel vom Stapel gelassen wird, um so häufiger finden sich solche schadhafte Stellen.

Seitdem die Journalisten genöthigt sind, ihre Arbeiten zu unterzeichnen, seitdem ist auch der Tartinier vorsichtiger geworden. Traut er sich indessen nicht hinlänglich, fürchtet er, durch Beifügung des Namens seinen Ruf zu schädigen, so hilft ihm ein eigens hierzu berufener Amtsbruder aus der Verlegenheit: der Redactionssecretär!

Derselbe hat die Aufgabe, sämmtliche Artikel, deren Verfasser ungenannt bleiben wollen, auf sein Conto zu nehmen. Wie mancher hohe Staatsmann verbirgt sich hinter der schlichten Unterzeichnung eines solchen Scheinschriftstellers; Jahrelang hat Guizot das „Journal des Débsat“ mit Leitartikeln beglückt, die „David“ signirt

waren. Selbst Louis Napoleon ließ von Zeit zu Zeit seine souveräne Stimme im „Constitutionnel“ erschallen und nannte sich „Boniface“. Oft ist der Redactionssecretär seit acht Tagen krank oder verreist; aber „seine Artikel“ fahren fort, die Börse zu beeinflussen oder eine Ministerkrise hervorzurufen.

Die meisten großen Journale besitzen neben dem „Tartinier“ einen eigenen Polemiker, dessen Aufgabe darin besteht, die Fehden mit den Herren Confratres der Presse auszufechten. Das journalistische Rothwälsch nennt diese professionirten Zänker „Engueuleurs,“ d. h. „Fresser, Verschlinger“. Sie zeichnen sich durch eine Virtuosität im Erfinden klangvoller Prädicate aus. Nicht selten überschreitet ihr Stil die Grenzen des parlamentarisch Erlaubten.

Aus der beträchtlichen Zahl der übrigen Redacteure verdient zunächst der „Cuisinier“ hervorgehoben zu werden. Ihm liegt die eigentliche „Mache“ des Journals ob. Wie ein Koch die Speise, so setzt er die Zeitung aus den ihm gelieferten Ingredienzien zusammen. Er liest die einlaufenden Artikel, — „la copie“, wie der Kunstausdruck lautet, — und entscheidet über deren Aufnahme oder Vertagung. Er handhabt die Scheere behufs der Ausschneidung brauchbarer Aufsätze, Notizen ꝛc., die er aus andern Journalen zu reproduciren wünscht. Er ordnet das Material nach äußeren und inneren Rücksichten und übt auf diese Weise einen unberechenbaren Einfluß auf die Physiognomie seines Blattes aus.

Eine wichtige Rolle spielen neuerdings die sogenannten „Echotiers“, die verpflichtet sind, allenthalben hinzuhorchen und ihrem Journale die neuesten, pikantesten Nachrichten namentlich auf nicht-politischem Gebiete zuzuführen. Man erfährt zum Beispiel, Michelet werde demnächst ein neues Buch veröffentlichen. Vierundzwanzig Stunden später muß der Echotier wissen, wie viel Honorar der Verleger bezahlt hat, wie viel Seiten das Werk umfassen

wird, wovon es handelt, ob es auf Velin gedruckt ist, ob gleichzeitig eine englische Ausgabe erscheint ꝛc. ꝛc. Oder ein berühmter Componist, ein Künstler, ein Diplomat ist gestorben. Der Echotier wäre ein für alle Mal um seinen Ruf, wenn er nicht sofort die genauesten Einzelheiten über Stunde und Minute des Todes, über die begleitenden Umstände, über die letzten Worte des Sterbenden, über sein Testament und über seine Hinterlassenschaft beibringen könnte.

Verwandt mit dem Echotier ist der „Indiscreteur". Er enthüllt die Familien- und sonstigen Privatverhältnisse bedeutender Persönlichkeiten. Er besucht Jules Favre, Fräulein Christine Nilsson, Mac Mahon u. A., und berichtet in geistvollen Plaudereien, was er geschaut und vernommen: wie Jules Favre Toilette macht, wie die blonde Schwedin frühstückt, wie der Marschall-Präsident sich den Bart pflegt und die Nägel schneidet. . . Das Publikum ist für solche Mittheilungen stets außerordentlich dankbar.

Täglich an Bedeutung wächst die Rolle des „Canardiers", des „Entenmachers". Oft sind die Ereignisse, über die der „Cuisinier" verfügt, so mager, daß diesem Uebelstande durch die Erfindung geeigneter Sujets nachgeholfen werden muß. Es ergeht alsdann die Weisung an den Canardier, eine politische, eine literarische und zwei „vermischte" Thatsachen aus dem Aermel zu schütteln. Die politische Ente bezieht sich mit Vorliebe auf gouvernementale Maßnahmen, die vom Publikum seit geraumer Zeit sehnsüchtig erwartet werden. Zum Beispiel: der Vertreter Frankreichs bei irgend einem auswärtigen Cabinet gilt für unfähig; die öffentliche Meinung hat sich dringend für seine Beseitigung ausgesprochen. Mit kühnem Griffel versichert nun der Canardier, „man habe im gestrigen Ministerrathe die Abberufung des Mr. So und So einstimmig beschlossen". Die politische Ente geht natürlich durch alle in- und ausländischen Blätter und wird schließlich nicht selten zur Wahrheit, da man sich höheren Ortes scheut, die durch das

falsche Gerücht hervorgerufene Befriedigung ohne Grund zu zerstören. Mancher Minister ist durch den Canardier gestürzt worden! —

Die literarische Ente liebt es, hervorragende Schriftsteller, Schauspieler, Dichter ꝛc. als gefährlich krank, oder gar als gestorben auszuposaunen. Tags darauf erhält das Journal eine Zuschrift im Stile der folgenden:

Herr Redacteur!

In der gestrigen Nummer Ihres Blattes findet sich eine Notiz, der zufolge ich vom Schlagflusse getroffen worden sein soll. Ich begreife nicht, was diesen Irrthum veranlaßt haben mag, da ich mich seit zwei Monaten wohler als je fühle. Haben Sie die Güte, die fragliche Notiz durch Einrückung dieser Zeilen zu berichtigen. Genehmigen Sie ꝛc.

Victorien Sardou.

Die Unterschrift eines Victorien Sardou gereicht aber einem Journal zur Zierde, sie „macht sich gut", wie die Redacteure sagen, und so hat der Canardier denn zwei Fliegen mit einer Klappe erlegt: das Publikum ist durch die falsche Nachricht erschüttert worden, und die Rubrik der „Correspondances" enthält einen hochklingenden Namen!

Die „vermischte" Ente ist unter allen die tollste. Keine Combination ist zu verrückt, zu wahnwitzig: der Canardier benutzt sie zu einem „Fait divers". Im Nothfalle, das heißt, wenn die Unwahrscheinlichkeit die Polhöhe erreicht hat, läßt er sein Begebniß in Amerika spielen, und das Unmögliche wird wieder salonfähig. Es gibt „vermischte" Enten, die von Zeit zu Zeit regelmäßig wiederkehren. Hierher gehören gewisse Dampfschiffabenteuer vom Mississippi, gewisse Extravaganzen spleenbehafteter Engländer und zahllose angebliche Erfindungen und Entdeckungen speculativer Köpfe, wie zum Beispiel die Kunst, Butter aus Themseschlamm, Brod aus menschlichen Skeleten oder Cu-

raçao aus Lumpen zu verfertigen. Auch die famose russische Prinzessin mit dem Todtenkopfgesicht zählt zu dieser Categorie. Der Canardier von Talent wird es indeß verschmähen, eine gebrauchte Platte zu neuen Abzügen zu benützen. Er erfindet frei aus dem Stegreif, und je verwegener er die Farben aufträgt, um so besser!

Eine gesonderte Welt innerhalb des Journals bildet das Feuilleton, der „Raum unter dem Striche", — auch „Rez-de-Chaussée" geheißen. Keine Pariser Zeitung von Bedeutung kann heutzutage auf diese hochwichtige Rubrik verzichten. Der größere oder geringere Werth des Feuilletons wirkt oft entscheidend auf den materiellen Erfolg des Blattes. Als das „Journal des Débats" die Sue'schen „Geheimnisse von Paris" unter der Linie veröffentlichte, steigerte sich seine Auflage um das Dreifache. Der „Constitutionnel" erhob sich von viertausend Exemplaren auf die Höhe von fünfundzwanzigtausend, als die ersten Capitel des „Ewigen Juden" in seinem Rez-de-Chaussée erschienen waren. Wenn Francisque Sarcey eine theatralische Kritik losläßt, so verkauft der „Temps" zweitausend Exemplare mehr, als unter gewöhnlichen Verhältnissen. Es ließe sich über diese hochinteressante Branche der modernen Journalistik eine eigene Dissertation schreiben: indeß: il ne faut pas tout dire! Genug für heute!

Die heilige Cäcilia.

Es war an einem ſonnigen Herbſtnachmittage. Wir kamen von einer Fahrt aus dem Boulogner Gehölze zurück das damals noch keine Ahnung davon hatte, wie ſchwer es einſt für die Sünden ſeiner lieben Pariſer büßen ſollte. Das Geſpräch verfiel, nach mancherlei labyrinthiſchen Plaudereien über Ernſtes und Heiteres, auf die zahlreichen Induſtrieritter, die in Paris alle Geſellſchaftsklaſſen unſicher machen. Die Journale hatten des Tags zuvor einen recht eclatanten Fall mitgetheilt. Seit einiger Zeit — ſo hieß es in den betreffenden Berichten — vegetirt auf der Plattform des Triumphbogens ein Individuum, vor deſſen Schwindeleien wir die Fremden, welche dieſes hochberühmte Monument zu erſteigen gedenken, auf's Dringendſte warnen möchten. Der Menſch, von dem wir reden, iſt etwa dreißig Jahre alt und an einer Narbe auf der linken Wange kenntlich. Dem Wächter des Triumphbogens gegenüber gerirt er ſich als Künſtler; er gibt vor, Paris aus der Vogelperſpective zeigen zu wollen. Betritt dagegen ein Schauluſtiger die Plattform, ſo wartet er den geeigneten Moment ab, eilt an die Brüſtung, hängt ein Bein über das Geländer, als beabſichtige er ſich in die Tiefe zu ſtürzen, und ruft in verzweiflungsvollem Tone: „O, meine Mutter! Meine arme, arme Mutter!“ Man ſpringt natürlich herzu, um den Unglücklichen von der Ausfüh-

rung seines Vorsatzes abzuhalten. Man fragt ihn, was ihn bewogen habe, einen so gotteslästerlichen Entschluß zu fassen. Der Schwindler weint dann mit einer so täuschenden Naturwahrheit und bindet dem mitleidigen Fremdling ein so rührendes Märchen auf, daß die Komödie fast regelmäßig mit der Ueberreichung des Hundertsousstücks endigt, das der Spitzbube zu seiner Rettung für unumgänglich erklärt. Wir ersuchen das Publikum, derartige Betrügereien durch eine falsche Gutmüthigkeit nicht fürder zu unterstützen. Einer unserer Freunde, der in solchen Angelegenheiten die den meisten Menschen eigene Naivetät in Folge langjähriger Erfahrungen verloren hat, ertheilt dem geneigten Leser den väterlichen Rath, vorkommenden Falls den Weheruf: „O meine Mutter!“ mit der Frage: „Und Ihre Fräulein Schwester?“ zu beantworten. Er garantirt, daß der vermeintliche Selbstmörder sofort nach dieser verbindlichen Erkundigung das Bein von der Brüstung zurückziehen und jeden weiteren Versuch der Erpressung unterlassen wird.

So lautete ungefähr eine Mittheilung des „Temps“, die um so mehr Aufsehen erregte, als die Politik seit einigen Wochen nicht den geringsten Stoff zu anmuthigen Discussionen bot. Mein Begleiter fand die Geschichte köstlich. Ich bestritt nicht, daß sie zum Mindesten originell sei. Ein Wort gab das andre . . . Wir geriethen, wie bereits angedeutet, auf das unerschöpfliche Thema der Industrieritterschaft.

„Die Zahl der Mitglieder dieses modernen Ordens ist Legion“, sagte mein Freund mit einem bittern Lächeln. „Wahrhaftig, wenn man eine Zeit lang in Paris gelebt hat, dann fängt man an, sich zu fragen, ob nicht der ganze Bau der menschlichen Gesellschaft aus diesem verwerflichen, trügerischen Lehm aufgethürmt ist! . . . Sie machen die Bekanntschaft eines eben so liebenswürdigen, als intelligenten jungen Mannes. Sie glauben eine Perle gefun-

den zu haben. Der Jüngling theilt ganz Ihre Ansichten über Montesquieu und Blaise Pascal. Er entwickelt die überraschendsten Geschichtskenntnisse. Seine politischen und ethischen Grundsätze harmoniren mit den Ihrigen. Bei verschiedenen Gelegenheiten gibt er Beweise von einem Adel der Gesinnung, der Ihrem Herzen wohlthut wie himmlisches Manna. Sie bieten ihm Ihre Freundschaft an: der Bund ist besiegelt. Da, eines schönen Tages, bedarf der neue Freund Ihres Beistandes. Ein gebieterischer Wechsel zwingt ihn, für ein paar Augenblicke Ihre Gefälligkeit in Anspruch zu nehmen. Sie gehen in die Schlinge, und nach kurzer Frist gewahren Sie, daß Sie einem Industrieritter von Profession zum Opfer gefallen sind. Der neue Freund ist und bleibt verschwunden, um in einem andern Quartiere der Riesenstadt seine Kunst bei Andern zu versuchen . . . Passirt dergleichen nicht täglich? Uebertreibe ich?"

„Pah, das ist einer der banalsten Fälle", erwiderte ich lachend. „Wer von uns könnte sich rühmen, nie eine solche Lection erhalten zu haben? Und doch geht man immer wieder auf den Leim . . ."

„Weil die Halunken unserer Eitelkeit zu schmeicheln wissen, ohne daß wir es merken! Ein berühmter Philosoph hat es gesagt: Wir lieben in unsern Freunden nur uns selbst!"

„Das klingt hart . . ."

„Aber diese These ist wahr, trotz ihrer paradoxen Fassung. Wenn es uns nicht gar so sehr kitzelte, von einer Seele „verstanden" zu werden, wie wir es nennen; wenn uns die Befriedigung, die wir bei dieser Erkenntniß empfinden, nicht verblendete, so würden wir unter zehn Fällen neunmal das heuchlerische Spiel durchschauen und dem Komödianten die Larve abreißen. So aber glauben wir leicht, weil wir gern glauben."

„Aber Sie predigen den Pessimismus auf der Polhöhe!

Ein Leben voll von Mißtrauen und Argwohn ist kein Leben mehr!"

„Ich predige nur Vorsicht und Unbefangenheit. Verlassen Sie sich darauf, zwei Drittel aller Industrieritter speculiren auf unsere Schwäche für das eigene Ich. Ist man schließlich nach dieser Methode geprellt und betrogen, so macht man noch obendrein eine lächerliche Figur! Gibt es eine abgeschmacktere Rolle, als die des Raben in der Fabel? Wenn List und Gewalt Sie zu Schaden bringen, so wird nur die Schadenfreude Ihren Verlust amüsant finden. Haben Sie aber aus kleinlicher Eitelkeit dem schlauen Fuchs die Pfade geebnet, so hat Jedermann das Recht, mit Fingern auf Sie zu deuten."

Ich wußte Nichts zu erwidern.

„Kennen Sie die Geschichte von der heiligen Cäcilia?" fragte er nach einer Weile.

„Wie verstehe ich das? Meinen Sie die Biographie der Heiligen?"

„Bewahre! Ich sehe, ich muß Ihnen den Casus erzählen. Er datirt, wie ich glaube, aus einer Zeit, da Sie noch jenseit des Rheins wohnten und sich wahrscheinlich nur sehr wenig um die Schwindeleien der Seinekönigin bekümmerten. Sie haben nie den Namen Godet gehört?"

Ich verneinte.

„Eh bien, Godet war ein Industrieritter von der Palette. Ich weiß übrigens nicht, ob er inzwischen gestorben ist. Vermuthlich treibt er sein Unwesen unter falschem Namen in irgend einer biederen Provinzialstadt weiter . . ."

„Ein Maler, sagen Sie?"

„Ein Maler, der dem allgemeinen Urtheil der Sachverständigen zufolge ein nicht unbedeutendes Talent besaß. Er mißbrauchte jedoch seine Kunst zu den erbärmlichsten Kniffen und Ränken."

„Lassen Sie hören!"

„Die Geschichte, die ich Ihnen erzählen werde, hat sich nicht einmal, sondern zwanzigmal ereignet, natürlich jedesmal auf einem andern Terrain. Als Godet sich in sämmtlichen Vierteln der Metropole unmöglich gemacht hatte, verschwand er plötzlich auf Nimmerwiederkehr. Man sagte, er habe sich in den zwei Jahren seines Pariser Aufenthaltes mehr als vierzigtausend Franken erschwindelt."

„Sie reizen meine Neugierde. Aber wollen wir nicht aussteigen, und uns hier im Grünen ein behagliches Plätzchen suchen? In den Laubgängen der elysäischen Felder lauscht und erzählt es sich besser, als in der rasselnden Kalesche."

... Wir verabschiedeten unseren Wagen, und schlugen uns, meinem Antrage gemäß, seitwärts in die Büsche. Fernab rauschte und rollte das bunte Chaos der „Grande Avenue" vom Triumphbogen zum Obelisken und vom Obelisken zum Triumphbogen ... Von der Seine her tönte das Keuchen und Schaufeln der Dampfboote ... Die Luft war krystallklar und regungslos, und im Angesichte des riesigen Industriepalastes, dessen unzählige Scheiben im Golde der sinkenden Sonne funkelten, begann mein Begleiter folgendermaßen:

Monsieur P ... — Sie verzeihen, wenn ich seinen vollen Namen verschweige — Monsieur P ... ist ein eben so tüchtiger als angesehener Arzt, und überdies einer der liebenswürdigsten, freundlichsten und wohlwollendsten Menschen, die ich kenne. Seit Jahren verkehre ich auf das Ungezwungenste in seinem gastfreien Hause, und ich gestehe Ihnen, daß ich mich kaum in einer zweiten Familie dieser familienreichen Weltstadt wohler fühle als in der seinigen. Madame P ... ist in Beziehung auf angenehme Umgangsformen und gesellschaftliche Vorzüge das vollkommene Ebenbild ihres Mannes. Sie sowohl als ihr Gatte zeichnen sich durch ein reges Interesse für alles Wissenswürdige, Schöne und Bedeutende vortheilhaft vor der großen

Masse des Pariser Salonpublikums aus: er besitzt gründliche literarische und musikalische Kenntnisse: sie singt, malt, und beschäftigt sich eifrig mit fremden Sprachen, eine Tugend, deren Werth Sie bei einer Französin gewiß nicht unterschätzen werden. — Nur an einer seltsamen Schwäche leiden beide Ehegatten gemeinsam: sie möchten ihren Salon zu dem geistigen Brennpunkte der modernen Civilisation stempeln und Alles, was das Jahrhundert an genialen Männern hervorgebracht hat, um die Rampe ihres Kamins versammeln. Da die genialen Männer sich nun nicht so dutzendweise einfinden, so suchen sich die guten P...s für diesen Ausfall dadurch zu entschädigen, daß sie die Verdienste jedes Menschen, der ihre Schwelle überschreitet, in's Ueberschwängliche aufblähen und sich auf diese Weise einen Kreis hervorragender Männer künstlich fabriciren. In Folge dieser systematischen Selbsttäuschung wird jeder auch noch so untergeordnete Journalist, der den Salon Herrn P...s betritt, zum „bedeutenden Schriftsteller", jeder Musiklehrer zum „talentvollen Componisten", jeder kleine Bankier zum „Börsenkönig". Die Leute lassen sich dieses Avancement gefallen und so liegen die Dinge denn so, daß der Fremdling, der zum ersten Male einen P...'schen Empfangsabend besucht und die Bekanntschaft all dieser selbstgeschaffenen Notabilitäten macht, zur Ueberzeugung kommen muß, er habe hier thatsächlich in das Centrum des neunzehnten Jahrhunderts geschossen. So stellte Monsieur P. mich mehrmals als den „bekannten Architekten L...", oder als „unsern L..." vor, und fügte die Bemerkung hinzu: „Sie haben gewiß schon von Monsieur L... gehört!" Nun, ich leide wahrhaftig nicht an falscher Bescheidenheit! ich bilde mir sogar ein, mein Fach recht tüchtig zu verstehen: aber mich als „den bekannten Architekten L..." einzuführen, das ist denn doch, unter uns gesagt, mindestens lächerlich! Ich war damals fünfundzwanzig Jahre alt, und noch weit weniger bekannt als

jetzt, wo ich doch wenigstens ein paar Bauten zu Wege gebracht habe!

Unter den jungen Leuten, die das P . . .'sche Haus frequentirten, erfreute sich ein gewisser Frébault des ganz besonderen Wohlwollens der Familie. Er erlaubte sich eines schönes Abends einen Herrn mitzubringen, dessen Bekanntschaft er vor beiläufig vierzehn Tagen im Kaffeehaus gemacht hatte. Der fremde Herr hieß Godet und war seines Zeichens Maler. Er mochte sieben- bis achtundzwanzig Jahre alt sein. Frébault versicherte, sein neuer Freund sei ein bedeutender Künstler und überdies ein charmanter Gesellschafter. Was den ersten Punkt betraf, so mußten wir Frébault's Behauptungen auf Treu und Glauben hinnehmen: gehört hatten wir von Monsieur Godet's künstlerischen Leistungen noch nicht das Mindeste. Seine geselligen Vorzüge waren indeß nicht wohl zu bezweifeln. Er hatte für Jedermann eine Verbindlichkeit, einen höflichen Gruß, eine feine Schmeichelei, ohne daß man ihn der Uebertreibung bezichtigen konnte. Vorzüglich die Damen fanden ihn entzückend, und ehe vier Wochen vergingen, zählte der Novize als der „treffliche Künstler Godet" zu den regelmäßigen Besuchern der P . . .'schen Empfangsabende.

Um diese Zeit kam die Familie des Kaufmanns Crélieux nach Paris. Monsieur Crélieux, ein naher Verwandter der Madame P . . ., hatte seit Jahren in Hâvre ein lucratives Commissionsgeschäft betrieben und sich nun zur Ruhe gesetzt. Er gedachte seine Renten (die sich allerdings nur auf etwa zwölftausend Francs beliefen) wie andere reiche Leute in der Stadt des Luxus und der unerschöpflichen Vergnügungen zu verzehren, und seine Frau, Madame Henriette, sowie namentlich seine Tochter Ninie, theilten seine Ansicht von der Zweckmäßigkeit dieses Verfahrens vollkommen. Die Familie Crélieux miethete also im Marais-Viertel eine anständige Wohnung, möblirte

dieselbe nach dem neusten Geschmack und ging an's Werk, ihr Leben zu genießen.

Für einen Mann, der an ein regelmäßiges Arbeiten gewöhnt war, mochte diese Aufgabe nicht allzuleicht sein. Mutter und Tochter schickten sich indeß um so besser in die neuen Verhältnisse, und Papa Crélieux mußte mit „genießen", gleichviel ob es ihm mundete oder nicht. So viel schien jedoch festzustehen: Monsieur Crélieux war, trotz aller Langweile, die ihn jezuweilen marterte, im höchsten Grade stolz auf das distinguirte Auftreten seiner Damen, und wenn er Stamm und Sproß so in nagelneuer Toilette über die Teppiche paradiren sah, so schlug sein Herz höher und sein Blick flammte freudiger.

Es war an einem kalten Januarabend. Der P . . .'sche Salon wimmelte von „bedeutenden Leuten". Ich kam etwas später als gewöhnlich. Schon im Vorzimmer hörte man die Triller einer Bravour-Arie. Es war Fräulein Ninie, die auf allgemeinstes Verlangen „Gnade, Gnade für Dich selber" vortrug. Vater Crélieux stand in seliger Versunkenheit an einem Nipptischchen und wagte kaum zu athmen. Als die Arie beendet war und ein lebhafter Beifall losbrach, glaubte ich in Crélieux's linkem Augenwinkel eine Thräne zu bemerken. Der gute Mann schwamm jedenfalls in einem Meer von Entzücken.

Unsern von Monsieur Crélieux saß Godet oder Herr von Godet, wie er genannt wurde, seitdem Frébault uns verrathen hatte, daß sein Freund einer altadeligen Familie der Bretagne entstamme.

Es entging mir nicht, daß Godet den begeisterten Vater mit einem jener Blicke musterte, die uns keinen Zweifel darüber lassen, was in der Seele des Beobachters vorgeht . . . Dieser Blick athmete eine höhnische Ueberlegenheit, eine geistreiche Verachtung und eine Befriedigung, deren Ursache ich mir damals nicht zu erklären vermochte.

Ninie erhob sich. Sie war ein leidlich hübsches, aber

in keiner Hinsicht bedeutendes Mädchen. Gleichwol sah ich jetzt, daß Frébault ihr mit einer Gefühlstrunkenheit in das Antlitz starrte, die nicht mißzudeuten war. So gab mir ein einziger Moment zwei unerwartete Enthüllungen: die eine hieß: Godet ist ein Intriguant; die andere: Frébault ist in Fräulein Ninie Crélieux verliebt.

Jetzt trat Godet mit einer sehr veränderten Miene zu Ninie's Vater heran.

„Gestatten Sie", so sagte er mit einer Stimme, deren leises Tremolo wie tiefe Gemüthsbewegung klingen sollte — „gestatten Sie einem enthusiastischen Künstler, vor der wunderbaren Schönheit Ihrer Fräulein Tochter in ästhetischer Andacht niederzuknieen."

„Wie?" stammelte der Rentier im Tone der höchsten Ueberraschung, aber doch trotz seiner Verlegenheit sichtlich geschmeichelt . . . „Wie? Sie wollen . . . ? Sie wollen niederknieen?"

„Ich wünsche der Schönheit meine pflichtschuldige Huldigung darzubringen! Erlauben Sie mir, nach der heiligen Cäcilia, deren Vater Sie sind, eine kleine Studie auszuarbeiten. Sie machen mich zum glücklichsten der Menschen, und beschenken die Welt mit einem Kunstwerk, an dem sich Tausende und aber Tausende beseligen und begeistern werden. O, wie sie vor dem Flügel saß, und in süßer Aufwallung ihres schönen Gemüthes den himmlischen Melodieen lauschte, die ihrer silberklaren Kehle entsprudelten! So lauschte die Heilige den Klängen der Sphärenmusik! Lassen Sie mich Ihre Cäcilia copiren, nur copiren, und Rafael's Gemälde in dem Museum von Bologna wird ein überwundener Standpunkt sein!"

Welcher Sterbliche wäre nicht stolz darauf, eine heilige Cäcilia unter seinen Nachkommen zu zählen? Monsieur Crélieux warf dem über und über erröthenden Kinde einen halb prüfenden, halb vergötternden Blick zu, und ließ dann

die Unterlippe hängen, als dächte er bei sich selbst: Wie dumm, daß ich das nicht früher gemerkt habe! Eine Tochter zu besitzen, die einer Heiligen gleicht, und so gar kein Aufhebens davon zu machen! Nun, wir können das Versäumte ja nachholen!

In diesem Augenblick näherte sich Monsier P . . ., der Hausherr. „Höre ich recht, mein lieber Godet", sagte er im verbindlichsten Tone, „Sie wollen unserem Vetter die Ehre erweisen und sein Töchterchen . . . ? Parbleu, lieber Crélieux! Sie können sich Glück wünschen, einen so bedeutenden Künstler verpflichten zu dürfen . . ."

„Noch hat Herr Crélieux mir nicht die Erlaubniß ertheilt," versetzte Godet mit Würde.

„O, wie so . . . ?" stammelte der Rentier, der sich nach P . . .'s Reden doppelt angenehm berührt fühlte . . . „Meine heilige Cäci . . . meine Ninie wollte ich sagen, wird gern Ihrem Wunsch entsprechen. Wenn Sie wirklich meinen, das Kind sei von . . . von . . . so auffallender Schönheit, so wäre es ja meinerseits eine Sünde, woll . . . wollte ich einem so renommirten Pinsel die Gelegenheit vorenthalten . . . Bitte, Herr von Godet . . . Geniren Sie sich durchaus nicht . . ."

„Ich danke Ihnen!" rief Godet enthusiastisch, indem er die Hand Crélieux's ergriff und stürmisch zerrte und schüttelte. „Ich danke Ihnen als Mensch, als Künstler und als Franzose! Ich danke Ihnen im Namen des Schönen!"

Der gute Rentier schien von dieser Fülle der Erkenntlichkeit schier überwältigt. Noch niemals hatte ihm Jemand im Namen des Schönen gedankt . . . Es zuckte ihm seise um die Lippen und seine Augen begannen in einem feuchtverklärten Glanze zu schimmern.

„Und wann darf ich meine Studie anfangen?" fragte Godet, noch immer Crélieux's Rechte umklammernd.

„Wann Sie wollen! Nicht wahr, Ninie? Du hast ja den ganzen Tag über Zeit . . . ?"

„Gewiß, Papa!"

„Also etwa morgen nach dem Déjeûner?"

„Wann Sie befehlen, Herr von Godet. — Apropos, wenn Sie uns die Ehre zum Frühstück schenken wollten ...?"

„Ich acceptire im Namen der Kunst! Ich werde so Gelegenheit finden, mein schönes Modell vor dem Beginne des eigentlichen Gemäldes aus nächster Nähe zu beobachten ..."

„Sie sind zu gütig, Herr von Godet ..."

„Himmel! Welche Wendung!" rief der Künstler mit einem Male und durchsuchte mit fieberischer Hast seine Westentaschen.

„Um Gottes Willen, was ist denn geschehen?" fragte der Rentier besorglich.

„Sind Sie unwohl?" erkundigte sich auch Monsieur P..., der Hausherr.

„Einen Bleistift und etwas Papier! Ein Königreich für einen Bleistift!" rief Godet in Ekstase.

Man überreichte ihm das Gewünschte.

„So! und nun noch einmal diese Wendung des Halses, mein Fräulein! Ich muß sie festhalten, um jeden Preis!"

„Ninie, laß dich festhalten!" sagte Herr Crélieux in überzeugungsdurchdrungenem Tone.

„Dank! tausend Dank!" flüsterte der Künstler schwärmerisch ... „Sehen Sie dort nach der Vase, — wie vorhin ...! So ... so! Entzückend!"

Er kritzelte ein paar Striche auf das Blatt Papier, steckte es zu sich, und erklärte sich für befriedigt. Die Crélieux aber lebten von nun ab dem beglückenden Glauben, das blonde Köpfchen Ninie's werde demnächst im Museum des Luxembourg und später im Louvre zwischen den Madonnen Rafael's, Murillo's und Correggio's

parabiren und sich gleich jenen weltberühmten Meisterwerken einer verklärten Unsterblichkeit erfreuen.

„Ich werde Ihnen ein Zimmer neben dem meines Gatten einräumen," sagte Madame Henriette, als Godet sich verabschiedete, um, wie er versicherte, frische Kräfte für den morgenden Tag zu sammeln. Godet küßte der würdigen Matrone die Hand und verschwand mit jener Grazie und Eleganz, die ihm alle Herzen zu erobern pflegte.

Der Zwischenfall mit Ninie hatte in der ganzen Gesellschaft eine Stimmung der Genugthuung hervorgerufen, die nur von drei Personen nicht getheilt wurde, nämlich von zwei jungen Mädchen, die es gleichfalls nach malerischer Unvergänglichkeit gelüstete, und von Herrn Frébault, der die glühendsten Qualen der Eifersucht duldete. Hüte dich, Ninie! Spiele nicht frevelhaft mit diesem treuliebenden Herzen! Frébault war, was man in weiblichen Kreisen eine gute Partie nennt. Er besaß ein hübsches Vermögen und eine geachtete Stellung in einem der ministeriellen Bureaux mit der Aussicht auf baldiges Avancement. Solche Bewerber sollte man nicht zwecklos und leichtsinnig auf die Folter spannen! ...

Des andern Tags fand die erste „Sitzung" statt. Godet arbeitete fünf oder sechs Stunden lang. Man konnte bereits an den flüchtigen Linien des Entwurfes erkennen, daß das Bild überaus ähnlich werden würde, und zwar ähnlich im realistischen Sinne. Von einer „heiligen Cäcilia" fand sich zur Zeit noch keine Spur vor. Im Gegentheile: Das Stumpfnäschen, dessen Umrisse deutlich hervortraten, hatte etwas Keckes, Schelmisches, und auf den vollen Lippen schwebte Gesundheit, Frische und Lebenslust, aber keine übersinnliche Begeisterung, kein Feuer der Hallucination ... Ich will die Sache kurz machen. Drei Wochen lang dauerten Ninie's Modellsitzungen und Godet's künstlerische Zweck-Dejeuners im Hause des Madonnenvaters. Dann erklärte der Maler sein Werk für nahezu vollendet, und

erbat sich nur noch ein paar Tage Zeit zur Erledigung gewisser technischer Einzelheiten. Er nahm zu diesem Behufe das Bild mit nach Hause und versprach die größtmögliche Beschleunigung.

Ninie stolzirte inzwischen umher, wie eine Herzogin. Dem jungen Frébault gegenüber affectirte sie eine Vornehmheit, eine Kälte, eine Zurückhaltung, die er bisher nicht an ihr gekannt hatte. Nicht als ob sie seine Aufmerksamkeiten ungern gesehen hätte; im Gegentheil, sie war sehr von seinen Absichten erbaut, und rechnete im Stillen fest darauf, demnächst Madame Frébault zu werden. Aber sie glaubte es ihrer Würde als heilige Cäcilia schuldig zu sein, den Kampf um ihren Besitz nicht zu leicht erscheinen zu lassen. Sie war spröde aus Prinzip, aus politischer Berechnung!

Nach Verlauf von weiteren vierzehn Tagen erhielt Monsieur Crélieux ein großes Paket. Es war das Porträt seiner Tochter. Daneben lag eine Rechnung:

„Herrn Crélieux, Rue du Poisson 91 Paris.

Nach Bestellung

Ein Porträt ..... Francs 3000.

Godet, Künstler."

Der gute Rentier war wie vom Donner gerührt. „Eine schamlosere Prellerei ist mir noch nicht vorgekommen!" wetterte er im Tempo der höchsten Indignation. „Wer hätte es dem Halunken angesehen, daß er so sein frevles Spiel mit uns trieb! Aber ich werde mich hüten, dieses Sündengeld zu bezahlen! He, François, tragen Sie augenblicklich diese Sudelei zu Monsieur Godet, Rue Friponnière Nr. 30, und sagen Sie, er möge sein Geflexe für sich behalten! Dreitausend Francs! Ich glaube, der Mensch ist verrückt!"

François trug das Bild zurück. Godet empfing ihn mit einem freundlich-überlegenen Lächeln.

„Ich hätte nicht gedacht", sagte er, „daß Ihr Gebieter eines so ungentilen, taktlosen Benehmens fähig wäre. Warten Sie einen Augenblick."

Der Diener wartete. Godet schrieb ein paar Zeilen, faltete den Zettel zusammen und adressirte ihn an Monsieur Crélieux.

Das Briefchen lautete:

„Mein Herr!

Es ist das erste Mal, daß einer meiner geschätzten Klienten sich weigert, ein von ihm bestelltes Gemälde zu acceptiren. Sie scheinen nicht zu begreifen, wie empfindlich Ihr seltsames Verfahren meinen künstlerischen Stolz beleidigen und verletzen muß. Sie werden mir daher gestatten, daß ich über die Frage, ob mein Gemälde Ihre Zurückweisung verdient oder nicht, das Publikum entscheiden lasse. Ich sende das Porträt Ihrer Fräulein Tochter noch heute an die Kunsthandlung von Chepilier, Boulevard des Italiens, wo ich dasselbe mit der Inschrift ausstellen lassen werde, daß der Besteller die Honorirung des Künstlers von der Hand weist.

Genehmigen Sie ꝛc.

Godet."

Nun, ich brauche Ihnen nicht weiter auseinander zu setzen, daß Monsieur Crélieux zahlte. Er hätte das nur stillschweigend besorgen sollen, ohne seinen Diener François in die Sachlage einzuweihen. Wie alle Domestiken, litt auch François an einer compromittirenden Geschwätzigkeit. Bald wußte das ganze Quartier, was der ehrlichen Familie des Rentiers passirt war ... Man lachte unendlich, fand Herrn Crélieux überaus dumm, und nannte Fräulein Ninie von jetzt ab nicht anders, als die ‚heilige Cäcilia' oder ‚la Sainte imaginaire'. Das arme Kind spielte in Folge dieses Mißgeschicks eine so komische Figur, daß Frélault sich definitiv von ihr abwandte. Der Allgewalt des

‚ridicule' vermochte er als Vollblut-Franzose nicht zu trotzen. Bis zur Stunde ist Ninie noch zu haben.

Godet verließ den Schauplatz seiner Thaten, um anderwärts nach derselben Methode zu operiren. Paris ist so groß, und der gesellschaftlichen Cirkel gibt es so viele, daß man lange arbeiten kann, ehe das Terrain vollständig erschöpft ist. Als sich schließlich die Presse der Angelegenheit bemächtigte, verschwand der Schwindler, wie weggeblasen. Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß er meiner Ueberzeugung nach unter falschem Namen die Provinzen unsicher macht. Wenn Sie mich schließlich noch fragen, wie es möglich war, daß Godet sein Spiel so oft wiederholen konnte, ohne von den Zionswächtern der Journalistik gebrandmarkt zu werden, so erwidere ich Ihnen, daß eben nicht alle geprellten Väter so unvorsichtig handelten, als Monsieur Crélieux, der Rentier. Gar manche „Madonna", manche „büßende Magdalena" mag dem kühnen Abenteurer mit Gold aufgewogen worden sein, ohne daß jemals ein Mensch erfuhr, wie schmählich der Besitzer des Originals geschröpft wurde. Erst nach zwei Jahren fortgesetzter „Religions"-Malerei kam der Humbug ernstlich an die Oeffentlichkeit.

Mein Freund hatte geendet. Nachdenklich schritten wir über den Concordienplatz dem Tempel der heiligen Magdalena zu.

Paris und seine Schmarotzer.

„Madame la Comtesse de Villetard restera chez elle mardi le 3 février . . .“

Machen wir uns auf eine brillante Soirée gefaßt! Die Salons der Gräfin Villetard gehören zu den distinguirtesten des ganzen Continents. — Die Crême der Diplomatie, die Elite des Offiziercorps, die Quintessenz der Literatur, die Blüte des high life, die Koryphäen der Wissenschaft, die Heroen der Kunst, und, — last, not least! — die Perlen der Damenwelt, — dies Alles drängt sich in dichten Schaaren um die gefeierte Aristokratin, und verleiht ihren Routs einen unbeschreiblichen Duft von Eleganz und Genialität.

Es schlägt Zehn. Mit einer anmuthigen Verbeugung sind wir eingetreten, haben der seideraufchenden Comtesse unsere Aufwartung gemacht, und sitzen nun ziemlich abseits und unbeobachtet in einer Fensternische. Wir mustern zunächst ein wenig die Gesellschaft. — Dort am Kamine lehnt Jules Verne, der geistvolle Verfasser der jetzt weltberühmten naturwissenschaftlichen Romane. Rechts von ihm auf der Causeuse läßt die Baronin Grasse ihren Fächer blitzen. Weiter hinten kräuselt sich der gewaltige Bart eines englischen Malers, dessen Landschaften seit lange zu den Perlen der Pariser Gemäldeausstellungen zählen; jene

Dame in Purpur ist die Baronin Adrian; jener blonde Jüngling gehört zur Redaction des „Gaulois"; hier sitzt Herr Brac; dort steht Herr Cliche; hier geht Herr Daru. — Wir kennen sie sämmtlich, oder erfahren wenigstens bei der ersten Frage mehr von ihrer Biographie als wir wissen wollen.

Aber wer ist dieser kleine, gewandte Herr, der jetzt der Gräfin Billetard ein Bonmot zuflüstert, über welches sie vor Lachen fast außer Fassung geräth? Der jetzt auf Jules Verne zuschreitet und ihm mit verständnißinnigem Lächeln die Hand drückt? Der jetzt vor der Dame in Purpur die artigsten Entrechats schlägt, und jetzt den Redacteur des „Gaulois" vertraulich auf die Schulter klopft? Er gerirt sich fast wie der Sohn des Hauses; . . . Fragen wir!

„Bitte, lieber Cliche, können Sie mir nicht sagen, wer dieser kleine, gewandte Herr ist?"

„Ich weiß wahrhaftig nicht. Seit einem Vierteljahre versäumt er hier keine Soirée. Sie müssen ihn ja schon öfter gesehen haben."

„Ohne Zweifel, aber wie heißt er?"

„Keine Ahnung. Ich habe mich nie darum bekümmert. Vielleicht vermag Daru Auskunft zu geben."

Daru, Brac und der Jüngling vom „Gaulois" erwidern uns ganz dasselbe. Ein Fünfter endlich hat einmal irgendwo läuten hören, der räthselhafte junge Mann heiße Herr von Le . . . Le . . ., — enfin, er weiß sich nicht mehr zu erinnern.

„Aber was ist er? Was treibt er? Welche Stellung hat er?"

Bah! man zuckt die Achseln! Er trägt einen schwarzen Frack und weiße Handschuhe . . . was wollen Sie? Er hat feine Manieren, er versteht zu plaudern . . .

Freundlicher Leser! Wenn du jemals in einen Pariser Salon kommst, und einem Menschen begegnest, der diesem kleinen gewandten Herrn gleicht, so zweifle keine Secunde: Der Bursche ist ein Parasit!

Das große Problem des Schmarotzens besteht darin, sich ohne eigene Hilfsmittel und ohne Arbeit eine mehr oder weniger luxuriöse Existenz zu gründen. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Schmarotzer im vollgültigen Sinne des Wortes nur auf dem Boden einer Weltstadt, und selbst hier nur in gewissen streng abgegrenzten Bezirken zu gedeihen vermag. Die Provinz mit ihrer patriarchalischen Sitteneinfalt ist seinem Fortkommen in vielfacher Beziehung hinderlich. Die Kleinstadt duldet keine problematischen Existenzen. Sie will wissen, wovon Einer lebt; ob er Vermögen besitzt oder ob er ein ehrsames Gewerbe betreibt. Wer sich nach der einen oder der andern Richtung nicht legitimiren kann, der ist bald als Abenteurer verschrieen: die anständigen Häuser verschließen sich ihm, und er kann von Glück sagen, wenn die Obrigkeit ihn nicht ausweist. — Anders in Paris. Hier kümmert sich kein Mensch um die Privatangelegenheiten seines Nachbars. Man wohnt Jahre lang mit einander im selben Hause, ohne sich auch nur dem Namen nach zu kennen. Jene spießbürgerliche Neugierde, die auszukundschaften liebt, was der Herr Notar zu Mittag gespeist, und wie hoch sich die Schneiderrechnung der Frau Postsecretärin beläuft, ist hier auf Null reducirt. Man hat sich im Lauf der Zeit an das Unbekannte, Räthselhafte, Auffallende gewöhnt, und findet, daß man reichlich zu thun hat, wenn man vor der eignen Thüre kehrt. — Hier also kann der Schmarotzer sein Zelt aufschlagen, und so lange er nicht mit dem Strafgesetzbuch in Collision kommt, ungestört operiren. — Hat er sich in dem einen Stadtviertel unmöglich gemacht, so macht er's just, wie der entlarvte Religions-Maler Godet: er versucht sein Heil in dem andern, und dann in dem dritten und vierten: sein Weizen blüht überall, wo es dumme Menschen gibt, die ein paar Franken überflüssig haben.

Aus dem Schlußpassus dieser These geht bereits hervor, daß der Schmarotzer nur in den eleganteren Quartieren „arbeitet". — Die Vorstädte, in denen der Ouvrier sein sauer erworbenes Brod ißt, kennen den Parasiten eben so wenig als den Taschendieb; hier wird eben jeder Sou dreimal umgedreht, eh' man ihn ausgibt. — Auch im Marais, wo die kleinen Rentiers wimmeln, findet sich der Schmarotzer nur in höchst seltenen Ausnahmefällen. Dieses Viertel bildet gewissermaßen eine Kleinstadt innerhalb der Großstadt; Jedermann kennt sich, und Sparsamkeit gilt für die erste Tugend. — Aber die Boulevards von der Porte Saint-Martin bis zur Madeleine! Aber die Gegend am Börsenplatz und an der Dreieinigkeitskirche! Das sind unerschöpfliche Goldgruben für den Schmarotzer, und hier begegnen wir ihm bei jedem Schritte sechsmal! Lassen wir die interessantesten Arten dieser schamlosen Sippschaft Revue passiren!

Mit der ersten Species haben wir unsere Freunde bekannt gemacht. Der Schmarotzer in Glacés, — der kleine, gewandte Herr, brillirt in der sogenannten guten Gesellschaft. — Er hat Nichts, er ist Nichts, er treibt Nichts, er thut Nichts, aber überall spielt er den angenehmen Schwerenöther. — Den Damen, insonderheit den betagteren, sagt er die wirksamsten Schmeicheleien; die Kinder des Hauses nimmt er auf den Schooß und steckt ihnen Bonbons zu; sie nennen ihn dafür Onkel und zerren ihn am Schnurrbart. Hat Madame einen Schooßhund, so führt er denselben auf Verlangen spazieren; zu Neujahr schenkt er ihm ein neues Halsband, und zum Geburtstag ein silbernes Glöckchen. Seine Gefälligkeit kennt keine Grenzen. Mit Vergnügen besorgt er der gnädigen Frau die complicirtesten Einkäufe. — Dem Herrn des Hauses recommandirt er gelegentlich eine superbe Havannah, oder einen excellenten Rheinwein; er übernimmt die Bestellung

bei den Lieferanten, — Gott, es macht ihm ja so wenig Mühe! Silberne Hochzeiten veranlassen ihn zu Festgesängen oder Proverbes. — Er besitzt viel Talent zur Stellung lebender Bilder; mitunter singt er Tenor; auch im Guitarrespiel leistet er gewöhnlich einige Pièces. Die Schwiegermütter finden ihn entzückend, die heirathsfähigen Töchter wenigstens „remarquable“. Kurz, er ist das enfant gâté der Gesellschaft.

Wovon lebt er? Wir wiederholen: Er hat Nichts, er ist Nichts, er treibt Nichts, er thut Nichts! Wie bringt er es fertig, den großen Herrn zu spielen?

Nun, vor allen Dingen verausgabt er keinen Sou für das Mittagessen. Er hat das Glück, immer eingeladen zu sein. Er kennt mindestens dreißig Familien, die einen guten Tisch führen: das macht für jedes Haus eine Einladung per Monat, und unser Parasit weiß die Sache so zu regeln, daß er nie in Verlegenheit kommt. — Seine Wohnung, Kleidung u. s. w. kann er freilich nicht auf so einfache Weise bestreiten, — indeß ... bei den Einkäufen, Bestellungen ꝛc., von denen oben die Rede war, fällt vielleicht hie und da ein Napoleon für unsern Bummler ab, — und überdies hat der unternehmende junge Mann ein ganz merkwürdiges Glück im Ecarté ...

Kurz und gut: er löst das schwierige Räthsel meisterhaft: ohne Ressourcen und ohne Arbeit führt er ein seiner Meinung nach höchst behagliches Leben, ist lustig und sorglos, wie der Vogel in der Luft, und schlägt den hergebrachten Ideen von Ehre und Manneswürde ein Schnippchen.

Nahe verwandt mit der geschilderten Species ist eine andere, als deren Typus der „russische Prinz“ gelten kann. — Sie unterscheidet sich von der vorhergehenden nur dadurch, daß die ihr angehörigen Individuen Ausländer sind, und auf diese Weise noch leichter und frecher zu schwindeln vermögen. Nennen wir diese Kategorie

„exotische Schmarotzer". — Ihre Zahl ist Legion. — Italien, Spanien, Griechenland, Rußland, der Orient und Südamerika liefern die stärksten Contingente; die germanischen Nationen sind — honoris causa sei es hervorgehoben, — in dieser Clique so gut wie gar nicht vertreten. — Der exotische Schmarotzer besitzt daheim Schlösser und Villen, Wälder und Wiesen; er hat hohe Staatsämter bekleidet, und wäre beinahe Ministerpräsident oder Gesandter geworden. — Auch in der Kunst, namentlich in der Musik und der Malerei hat er Vorzügliches geleistet; o! sein Name ist daheim von sehr gutem Klange! Daheim gehört er allen erdenklichen gelehrten Gesellschaften und Vereinen an! Er ist nach Paris gekommen, „um die Sitten zu studiren", oder „um ganz der Kunst zu leben", oder auch nur, „um sich ein paar Jahre lang zu amüsiren"!

Willst du die süße Illusion, einen so bedeutenden Mann kennen gelernt zu haben, nicht mitleidlos zerstören, so frage in Petersburg um Gottes willen nicht nach dem Fürsten Blechinski, der jetzt in Paris so viel Furore macht! Forsche in Rom nicht nach dem Marchese Porchino, der seit einigen Monaten die eleganten Faubourgs entzückt! Niemand kennt sie auch nur dem Namen nach!

Abgesehen von diesen kleinen Differenzen lebt der exotische Parasit ganz wie der einheimische. Er flittert sich so zu sagen in den Kreisen seiner Bekanntschaft herum, — macht Schulden, schwindelt hier und gaunert dort, bis man eines schönen Morgens im Figaro liest:

„Das ganze Quartier St. Germain ist in Aufregung. Einer der elegantesten Löwen unserer Salons, der Graf Ypsilanti, wurde gestern in der Soirée der Baronesse Tic des falschen Spiels überführt ..."

Jetzt hat's natürlich Jedermann „gleich gesagt"! jetzt erklärt sich so Vieles u. s. w. In Wirklichkeit läßt sich jedoch die vornehme Gesellschaft in einer Weise dupiren, die einem vernünftigen Menschen geradezu unfaßlich erscheint.

Wir steigen eine Stufe abwärts. Der Schmarotzer der großen Welt hat noch gar mannigfache Spielarten, von deren Skizzirung wir theils aus Gründen der Raumökonomie, theils aus Rücksicht auf das Zartgefühl unserer Leserinnen absehen müssen. Wir kommen nunmehr zu dem schmutzigen Alltagsparasiten, dem es nicht mehr am Herzen liegt, auch nur den Schein zu wahren. Nur so lange spielt er Komödie, bis sein jedesmaliges Opfer auf den Köder angebissen hat; ist der Zweck erreicht, so läßt er die Maske fallen oder gibt sich wenigstens keine sonderliche Mühe, in seiner Rolle auszuharren. Die Kategorie des Alltagsparasiten zerfällt in zahllose Unterabtheilungen. Wir begnügen uns mit der Schilderung der hervorragendsten und amüsantesten.

Der „verkannte Schriftsteller" trägt einen ziemlich ehrbaren, aber etwas strapazirten Rock, einen lebensmüden Cylinder und in der linken Hand ein gerolltes Manuscript. Das Wild, auf das er lauert, sind die Chef-Redacteure der Zeitungen und Zeitschriften. Er speculirt auf die Regungen des collegialischen Mitgefühls. Begleiten wir ihn bei einer seiner perfiden Operationen. In Parenthese: Selbstverständlich ist diese Species so wenig Schriftsteller als irgend sonst was Honnettes! Aber die Burschen verstehen meisterhaft zu copiren!

„Kann ich auf zwei Minuten den Herrn Redacteur-en-chef sprechen?"

„Der bin ich selbst. Was steht zu Diensten?"

Der „verkannte Schriftsteller" wirft einen scheuen Blick auf das übrige Redactionspersonal.

„Wenn die Bitte nicht unbescheiden ist," stottert er, „so möchte ich dem Herrn Redacteur-en-chef mein Anliegen unter vier Augen vortragen."

„Schön! bitte, treten Sie hier ein."

Im Privatzimmer des Redacteurs angelangt, beginnt

der „verkannte Schriftsteller“ mit einem elegischen Gesichtsausdrucke und leiser, zitternder Stimme, wie folgt:

„Ich weiß die Kostbarkeit Ihrer Minuten zu lebhaft zu schätzen, um mich in weitschweifige Vorreden einzulassen. Time is money, sagt der Engländer, und Montesquieu ...“

„Ich muß Sie freundlichst ersuchen, sich recht kurz zu fassen, da ich in der That außerordentlich stark in Anspruch genommen bin.“

„Um so weniger werde ich mir erlauben, Sie mit einer ausführlichen Darlegung meiner Verhältnisse zu belästigen. — Gestatten Sie mir nur das Nothwendigste. Zu Nancy im Jahre 1840 geboren, zeigte ich bereits im zartesten Kindesalter die erfreulichsten Anlagen, — wie ich wol, ohne der Bescheidenheit zu nahe zu treten, dreistlich behaupten darf. — Mein Vater ertheilte mir den ersten Unterricht im Lateinischen und Griechischen . . .“

„Zur Sache, mein Herr, zu Sache!“

„Schon in Tertia . . .“

Der Redacteur-en-chef fährt ärgerlich vom Sessel empor. — Noch einmal bändigt er indeß seine Entrüstung. — Hastig auf- und abgehend hört er die Saalbaderei des durchtriebenen Gauners an, der ihm haarklein berichtet, wie er bereits auf dem Gymasium eine Trilogie geschrieben, wie er das Tageblatt seiner Vaterstadt mit lyrischen Beiträgen erfreut, wie er schließlich mit einem Lokal-Epos „Stanislas“ die schönsten Lorbeeren errungen. — „Nach diesen Erfolgen glaubte ich mich von dem Brennpunkt aller geistigen Thätigkeit nicht länger fern halten zu dürfen. Ich kam nach Paris und betheiligte mich an verschiedenen journalistischen Unternehmungen. Das Feuilleton war das Terrain, auf welchem ich reüssiren sollte. — Aber ach! meine Beziehungen zur „France“ und zum „Figaro“ zerschlugen sich; eine Ehrensache mit dem Redacteur-en-chef des einen, und eine Privatdifferenz mit dem Geranten des andern Blattes . . . Sie verstehen mich . . . So feiert

denn augenblicklich meine sonst so thätige Feder müßig neben dem Tintenfasse ... Dürfte ich Ihnen, hochgeehrter Herr, vielleicht meine Mitarbeiterschaft offeriren ...? Ich bin Ihnen nicht völlig unbekannt ... ich schrieb unter verschiedenen Pseudonymen ... Sie haben ohne Zweifel ..."

Der Redacteur-en-chef bedauert lebhaft, zur Stunde nach allen Richtungen hin versehen zu sein.

Jetzt treten dem „verkannten Schriftsteller" perlende Thränen in die Augen.

„Es hat nicht sein sollen!" murmelt er dumpf vor sich hin. „O meine Mutter! o meine arme, gute Mutter!"

Seine Brust hebt und senkt sich im Sturme einer heftigen Gemüthsbewegung. Er wendet sich, halb von dem ungeduldigen Journalisten gedrängt, nach der Thüre ...

Da, — schon im Begriff, die Schwelle, die ihn so ungastlich empfing, zu verlassen, kehrt er sich um. Es sieht aus, als kämpfe er einen schweren innern Kampf ...

„Herr Redacteur," flüstert er in leisem Tremolo ... „ich bin gänzlich ohne Ressourcen ... Es ist hart für einen Mann von Ehre ... aber ... fünf Franken würden einer unglücklichen Mutter den einzigen Sohn erhalten ..."

Der Redacteur geht unter zehn Fällen neunmal auf den Leim. Das lange Geschwätz des Vagabunden hat seine Geduld erschöpft; er ist froh ihn los zu werden. Bei ruhiger Ueberlegung sagt er sich freilich: „Der Bursche war ein Schwindler," — aber im einzelnen Falle wird er immer wieder an den Lehrsätzen der Erfahrung irre! Der „verkannte Schriftsteller" weint so natürliche Thränen, daß dem Redacteur, der meistens gleichfalls Stunden des Kampfes um das Dasein hinter sich liegen hat, unwillkürlich der Gedanke kömmt: „Wenn es nun doch wahr wäre!" — Er gibt lieber neunmal, wo er unerbittlich sein sollte, als daß er einmal einen wirklich Bedürftigen zurückwiese.

Scenen im Genre der vorstehenden spielen sich in je-

dem Redactionsbureau alljährlich zu Dutzenden ab. — Wenn der „verkannte Schriftsteller“ auf diese Weise zwanzig Francs zusammengeschwindelt hat, so dinirt er bei Brébant. Begegnet ihm gelegentlich der geprellte Redacteur, so lacht er ihm in's Gesicht. — Da Paris mit Einschluß der sogenannten „literarischen“ und fachwissenschaftlichen Presse mehrere hundert periodische Blätter besitzt, so steht nicht zu befürchten, daß für diese Kategorie von Parasiten die Ressourcen ausgehn. — Bis man bei dem letzten Blatt angelangt ist, sind viele neue entstanden und die Redacteure der übrigen haben zum größten Theil gewechselt.

Wer die widerlichsten Klassen von Schmarotzern mit Muße studiren will, der besuche Nachmittags von 4 bis 6 die großen Cafés der Boulevards du Centre, und zwar vornehmlich diejenigen, in welchen die Chroniqueurs der eleganten Journale verkehren. — Es ist seit dem Erscheinen des ersten „literarischen“*) Blattes zur stehenden Sitte geworden, die „Echo's“, „Chroniques“, „Mannigfaltigkeiten“ u. s. w. im Kaffeehause zu fabriziren. — Jeder bringt seinen Vorrath von Neuigkeiten, Anekdoten, guten und schlechten Witzen mit, und tauscht ihn gegen die Schätze seiner Herren Collegen aus. — Auf diese Weise läßt sich die Gier des Publikums leichter und wohlfeiler befriedigen. — Die individuelle Manier, mit welcher jeder Einzelne seinen Artikel zustutzt, sorgt dafür, daß ganz dasselbe Geschichtchen im „Figaro“ völlig anders aussieht als im „Pariser Journal“ oder im „Gaulois“. — In diesen Cafés operiren, wie gesagt, verschiedene Kategorieen von höchst unsympathischen Tagedieben. — Die verbreitetste Species ist der Absinth-

*) Die „presse littéraire“ hat um die Literatur im eigentlichen Sinne sehr problematische Verdienste. — Sie lebt von dem geistreichen Klatsch der feinen Welt und heißt „littéraire“ nur im Gegensatz zu der politischen (auch „ernsten“) Presse.

jäger. — Fassen Sie jenen grauköpfigen Schleicher in's Auge, der jetzt zu einem der vorderen Tische herantritt. — Er scheint die Gesellschaft zu kennen. Er bleibt stehen. Auf seinem durchfurchten Antlitz malt sich tiefe Trauer.

„Trübe Zeiten, trübe Zeiten!" sagt er zu einem der jungen Leute und schüttelt melancholisch das Haupt.

„Wie so?" fragt der Andre, indem er einen Schluck thut.

„Trübe Zeiten! Die Geschäfte gehn schlecht!"

„Hm!"

Der graue Schleicher wirft einen ostensiblen Blick nach der Absinthflasche.

„Traurige Zustände! Alles stockt, Alles stockt!"

Er wedelt und jammert nun so lange, bis sich Einer erbarmt und ihm zuruft:

„Aber wollen Sie nicht Platz nehmen?"

Und wie nimmt er Platz!

Da aber nun nichts peinlicher ist als zu zechen, wenn Jemand „trocken" dabei sitzt, so offerirt man ihm den Absinth und sein Zweck ist erreicht!

Andere Absinthjäger machen weniger Umstände. — Sie rücken einfach zum Tisch heran, trinken mit und bezahlen nicht. — Sie sind meistens keine üblen Gesellschafter, besitzen eine ganze Tasche voll Anekdoten und verstehen zu schmeicheln; es fällt daher Niemandem ein, sie wegzuschicken.

Schlimmer und widerlicher sind die professionirten „Anpumper". Ich hoffe, dieser höchst bezeichnende akademische Ausdruck wird selbst unseren Leserinnen verständlich sein.

„Sie kommen mir so bekannt vor; können Sie mir nicht fünf Franken borgen?"

Diese scherzhafte Uebertreibung wird bei den „Anpumpern" fast zur Wahrheit.

Hat er Dich auch nur einmal gesehen, und zwei Worte mit Dir gewechselt, so gehörst Du zu seinen „Freunden". Höchst amüsant sind die verschiedenen Methoden ihrer Ope-

rationen. — Sie wenden das Mittel der Ueberrumpelung mit eben ſo viel Geſchick an, als das langſame Unterminiren.

„Ah, famos! Sie ſind's! Könnten Sie mir nicht bis heute Abend hundert Sous leihen? Ich gehe da durch die Rivoliſtraße und ſtolpere . . . es iſt ein Pech, wie nur ich es haben kann! — und falle mit dem Rücken in die Spiegelſcheibe eines Bijouterieladens . . . Stellen Sie ſich vor . . . nicht nur die Scheibe entzwei, ſondern Schmuckſachen zertrümmert im Werth von 500 Francs! Der Juwelier war unverſchämt . . . ich mußte dem Burſchen nicht nur den ganzen Inhalt meiner Börſe — 480 Francs — in den Schooß leeren, ſondern überdies noch meine Uhr zum Pfand laſſen . . ."

Was willſt Du machen, unerfahrener Fremdling, wenn ein anſtändig gekleideter Menſch, den Du Tags zuvor in guter Geſellſchaft getroffen, Dir auf dieſe Weiſe zu Leibe rückt?

Du gibſt . . . Dein Goldſtück geht, — und nimmer kehrt es wieder!

Ein Anderer beginnt mit einem ganz gleichgültigen Geſpräch, etwa über das vermuthliche Bevorſtehen einer Miniſterkriſe, und führt Dich auf allen erdenklichen Umwegen auf das beliebte Thema aller „Anpumper", — die ſchwierigen Geſchäftsverhältniſſe und die großen Verluſte, die er erlitten haben will. Er ſchildert ſeine Verlegenheit mit dringlichſter Beredſamkeit, bis er ſchließlich das große Wort von den „hundert Sous" — die übliche Summe — vom Stapel läßt. Du kannſt Dich nur durch die kaltblütige Bemerkung retten: „Ich beſitze ſelbſt keine zehn Centimes baar." Erwiderſt Du einfach: „Ich habe nichts bei mir", ſo verſichert er Dich, er werde ſich ein Vergnügen daraus machen, Dir in deine Wohnung zu folgen.

Merkt der „Anpumper," daß Du ein gewitzigter Weltmann biſt, ſo geht er von der Höhe ſeiner Forderungen

gradweise herab. — „Im Grunde," sagt er, „wäre mir auch mit zwei Franken gedient . . ." Kurz und gut, er gönnt Dir nicht eher Ruhe, als bis Du ihm wenigstens zwanzig Sous hingeworfen hast.

Ein Dritter verlegt sich, wie der „verkannte Schriftsteller", auf's Thränenvergießen. Ein Vierter droht mit Selbstentleibung. Ein Fünfter endlich „sammelt für eine arme Wittwe mit sechs unmündigen Kindern".

Die folgende Schmarotzerspecies mag unsere Galerie beschließen. Sie ist die einzige, die heutzutage im Quartier Latin, sowie an den Universitäten der Provinz vorkommt. Wir meinen die „literarische Celebrität". Die Gauner dieses Gelichters durchmustern die Photographieen sämmtlicher bedeutender Schriftsteller, Dichter, Journalisten, u. s. w. und suchen sich denjenigen heraus, dessen Physiognomie mit der ihrigen die meiste Aehnlichkeit hat. Hierauf bestreben sie sich, die Lebensbeschreibung ihres Auserkorenen zu studiren und seine Werke inne zu bekommen. — So ausgerüstet wandern sie nach den Brauereien des akademischen Viertels, wo enthusiastische Jünglinge ihre „bocs" nehmen und geriren sich nunmehr als Jules Claretie, Francisque Sarcey oder Victorien Sardou. — Sie erzählen von ihren Kämpfen und Leiden, von ihren jugendlichen Hoffnungen und Träumen u. dgl. m., und versammeln auf diese Weise ein zahlreiches Auditorium. Ein Glas Bier nach dem andern wandelt durch die Gurgel des Redners; er verspricht den jungen Poeten, — es gibt deren immer zu Dutzenden, — seine Protection, und leert „darauf hin" seinen schäumenden Becher. Auch eine Portion Schinken mit Kraut genießt er, zur Erinnerung an die schöne Zeit, da auch er „an den Brüsten der Weisheit sog . . ."

Schließlich, — parbleu, wie ärgerlich! — hat er sein Portemonnaie vergessen!

Zwanzig Hände strecken sich ihm dienstfertig entgegen, um ihm das ihrige zu offeriren. Man rechnet es sich zur höchsten Ehre, einem Francisque Sarcey gefällig zu sein! Und wie brillant kann sich eine derartige Kleinigkeit unter Umständen rentiren!

Die „literarische Celebrität" acceptirt mit bestem Dank und lacht sich ins Fäustchen.

Vielleicht kommt sie Tags darauf noch einmal, und hat abermals kein Geld bei sich; — (in diesem Falle wird meistens ein geniales Loch in der Hosentasche vorgewiesen!) — oder, was gewöhnlicher ist, sie versucht ihr Heil in einer andern Gegend. Unter jeder Bedingung sind jedoch die Studenten geprellt, und wenn sie später einmal mit dem wahren Francisque Sarcey zusammenkommen, so klärt sich der unliebsame Irrthum auf, — mais un peu tard!

Die wenigen Typen, die wir im Vorstehenden zu zeichnen versucht, mögen genügen. — Eine erschöpfende Darstellung unseres Thema's würde Bände füllen. — Das Schmarotzerthum, wie es in Paris florirt, scheint nicht sowol ein Product der gesellschaftlichen Zustände, als das Resultat individueller Mißeigenschaften zu sein. Nicht die Noth, sondern die erbärmliche Faulheit ist die Mutter des echten Schmarotzerthums. Man hat die Erfahrung gemacht, daß diese Tagediebe selbst durch einen plötzlichen Umschwung ihrer äußeren Verhältnisse nicht kurirt werden. — Fällt ihnen eine unverhoffte Erbschaft zu, so wird dieselbe in wenigen Monaten verpraßt und das Zigeunerleben beginnt von Neuem. — Offerirt man ihnen eine anständige Beschäftigung, so haben sie hundertlei Ausflüchte, um der Gefahr einer Anstrengung zu entgehen. Man erzählt sich verschiedene sehr bezeichnende Anekdoten von plötzlich reichgewordenen Parasiten, von denen einige hier ihre Stelle finden mögen. Ein gewisser Bonjean war lange Zeit hin-

durch der Schreck aller Absinthtrinker gewesen. Da erhielt er eines Tages die Nachricht, daß ein in der Provinz verstorbener Oheim ihm 200,000 Francs vermacht habe. — In seiner wahnwitzigen Freude ging unser Schmarotzer hin und nahm ein Bad in Champagner, zündete seine Cigarre mit einer Hundertfrancsnote an und miethete eine Wohnung, die er mit Kaschmirs ausschlagen ließ. Nach acht Monaten waren die 200,000 Francs in alle vier Winde zerstreut. — Ein Anderer hatte 60,000 Francs geerbt und entschloß sich nun, keinen Schritt mehr zu gehen; zwei Diener mußten ihn bis in den Wagen und wieder heraustragen; er ließ sich an- und auskleiden, wie ein Kind, und wenn er nach seiner Taschenuhr sehen wollte, so rief er: „He, François!“ — Ein Dritter endlich befahl einem berühmten Restaurateur, ihm ein Diner für 1000 Francs vorzusetzen. Er wollte speisen, wie Niemand vor ihm!

Mit Einem Wort: Es kommt vor, daß ein schwerer Verbrecher Buße thut und ein ehrenwerthes Mitglied der menschlichen Gesellschaft wird; — daß aber ein Tagedieb und Parasit von seinen Jämmerlichkeiten abläßt und zur Arbeit zurückkehrt, das kommt nicht vor! Wenigstens ist mir kein einziges Beispiel bekannt worden!

Pariſer Reclame.

Es gehört bekanntlich zu den berechtigten Eigenthümlichkeiten einer Weltstadt, daß innerhalb ihres Weichbildes das Angebot fast durchgängig stärker ist als die Nachfrage. Alles was arbeitet, schafft, producirt, strömt hier zusammen. Ueber Nacht wachsen die Concurrenten wie Pilze aus dem Boden. Der Großstädter kennt nicht jene Pietät, welche den patriarchalischen Bewohner der kleinen Landstädtchen an seine einmal gewählten Lieferanten fesselt. Wenn dem Pariser heute das Brod Kunzens nicht mehr schmeckt, so geht er morgen zu Hans. Er hat eine besondere Leidenschaft, zu „probiren". Er liebt die Abwechslung. — Nirgends also in der Welt liegt die Versuchung näher, mit den alten, erprobten Firmen zu wetteifern und sich selbstständig zu etabliren, und nirgends hat der Neuling, der etwas Tüchtiges leistet, trotz der massenhaften Concurrenz mehr Aussichten auf Erfolg als in Paris!

Eine Vorbedingung muß jedoch jeder Geschäftsmann erfüllen, und böte er das Unglaubliche an Billigkeit und Gediegenheit!

Der bloße innere Werth seiner Waare reicht nicht aus, um ihren raschen und ergiebigen Verschleiß zu bewirken. Vor allen Dingen muß das Publikum erst einmal erfahren, daß man in der Rivolistraße bei Jean Boll für $2^1/_2$ Franken ein delicates Frühstück findet, oder daß

die Fabrik von Fromont junior und Risler senior ihre Tapeten um 25 Procent billiger liefert, als alle Concurrenten vom Thronplatz bis zum Triumphbogen! Mit einem Wort: das erste Gebot der Pariser Industrie heißt: Mache Reclame! — und das ist leichter gesagt als gethan.

Freilich, in einem Städtchen wie Merseburg oder Jülich würden schon die riesigen rothen und blauen Placate, mit welchen hier jeder Bretteranschlag, jeder Thürpfosten, jede Brückenbrüstung beklebt wird, vollständig ausreichen, um einen Volksauflauf zu veranlassen. Aber der Pariser ist in dieser Beziehung grenzenlos blasirt. Im Bewußtsein, daß er bei jedem Schritte hundertfältige Gelegenheit findet, seine materiellen Bedürfnisse zu befriedigen, auch ohne sich nach den zahlreichen Offerten umzusehen, wandelt er ruhig seines Weges und würdigt die marktschreierischen Anpreisungen kaum eines Blickes. Die Schaar von Neugierigen, welche sich um die Anschlagezettel drängt, besteht zu vier Fünfteln aus Fremden, oder aus herumlungernden Müßiggängern, Bettlern und Taschendieben, an deren Kundschaft dem Kaufmann wenig gelegen sein kann.

Die Industrie erkannte bald, daß dieser Modus von nur sehr getheilter Wirkung sei. — Da nun ferner die Annoncen auf der vierten Seite der großen Journale ein kolossales Geld kosten und nur dann von Erfolg begleitet sind, wenn sie in monströser Form auftreten, so kam man auf die Idee, kleine Papierstreifen mit allerlei empfehlenden Redensarten bedrucken zu lassen, und sie den Vorübergehenden in die Hand zu schieben. Diese Methode erwies sich, so lange sie neu war, als außerordentlich praktisch. — Man war überrascht, man las, man steckte den Zettel ein, kurz, die Sache rentirte sich. Als die Nachahmungen sich jedoch häuften, als man keine drei Schritte mehr über die Boulevards machen konnte, ohne von einem halben Dutzend Agenten überfallen zu werden, als man nicht Hände genug hatte um die angebotenen Zettel abzunehmen,

da trat plötzlich eine energische Reaction ein. Man ging seines Weges, ließ die Zettelvertheiler ihre Papiere hinhalten, so viel sie wollten und ignorirte sie vollständig. Heutzutage fällt es keinem Pariser ein, nach einem derartigen Blatt einen Finger auszustrecken, und es sind wiederum nur die Fremden, die sich erobern lassen.

Allein die Speculation gab die Schlacht nicht verloren. „Wir werden euch schon zwingen", dachten die Industriellen, gingen an's Werk und fabricirten Hunderttausende von kleinen Kalendern, auf deren Rückseite die betreffende Reclame in Perlschrift abgedruckt war.

„Sieh da", sagte jetzt das Publikum, „einen Kalender kann man immer gebrauchen, zumal wenn er gratis offerirt wird!" Man biß also auf den Zopf an, und die Kaufleute welche auf diese Weise populär wurden, rieben sich vergnügt die Hände. Die Freude dauerte jedoch auch diesmal nicht lange. War Ein Kalender willkommen — für fünfundzwanzig fühlte man keine Sympathie. „Una nux prodest", sagt das lateinische Sprüchwort, „altera nocet, tertia mors est." Kurz und gut, nach wenigen Monaten war auch dieser Versuch als überlebt zu betrachten.

Aus dem Vorstehenden erhellt, daß nur das Neue im Stande ist, beim Pariser Publikum seinen Weg zu machen. Die Reclame hat diese Wahrheit so wohl begriffen, daß man sagen kann, sie betreibt seitdem eine systematische Jagd nach dem Originellen, Pikanten, noch nicht Dagewesenen.

Ein wichtiger Punkt im Geschäftsleben, gewissermaßen das Fundament des Erfolges, ist der Name, den man seinem Hause zulegt; er prangt in großen Lettern auf dem Aushängeschild und in den Annoncen, und kann schon an und für sich, wenn er glücklich gewählt ist, Wunder thun. Bekanntlich begnügt sich die Pariser Industrie nicht mit Bezeichnungen wie „Weißwaarengeschäft von August Meier", sondern sie verlangt eine hochklingende Beigabe, wie wir

sie in Deutschland bei Gasthöfen und Apotheken gewöhnt sind; also beispielsweise: „Zum goldenen Engel“ oder: „Zum wahnsinnigen Häring“. — In diesem Genre leistet die heutige Pariser Industrie sehr Anerkennenswerthes. Früher kannte man nur jene stereotypen Titel, in denen der Schwan, der Adler, der Löwe und andre bekannte Geschöpfe eine hervorragende Rolle spielten. In neuerer Zeit hat man sein Progamm bedeutend erweitert. Wer kennt nicht die Magazine „Zum heiligen Ludwig“, „Zum großen Condé“, „Zum Frühling“, „Zum Louvre“, „Zur Belagerung von Corinth“, „Zum Pygmalion“, oder die „Verlobte“, den „armen Jakob“, den „guten Teufel“, den „Struwelpeter“? Besonders zeichnen sich die Trauermagazine durch gewählte Titulaturen aus. Der „Sarkophag“, die „Treue Erinnerung“, die „Immortelle“, der „Gedanke an's Jenseits“ u. s. w. sind allbekannte Firmen. Wer möchte nun z. B. läugnen, daß eine junge Wittwe, NB. wenn sie ihren Seligen wirklich geliebt hat, ihre Bestellungen lieber in der „Treuen Erinnerung“, als bei Schwips und Co. machen wird?

Nicht zufrieden auf diese Weise anzuziehen, fügen einzelne Häuser ihren volltönenden Namen noch irgend ein Bonmot, einen Witz, einen Calembourg bei. So versichern die großen Wandgemälde, vermöge deren der „Gute Teufel“ zu reüssiren sucht, alles Ernstes, in seinen Magazinen koste ein vollständiger Anzug — Nichts. — Dem Theater der Porte Saint-Martin gegenüber liegt ein Flanell-Magazin, das sich folgendermaßen ankündigt: „Maison de Flanelle de Santé, contre le théâtre de la Porte Saint-Martin et les rhumatismes.“ — Ein Restaurant zeigt an, daß er jedem Gaste, dem das Essen nicht bekomme, das Geld zurückgeben werde und dgl. m. Auch die Poesie muß herhalten, und namentlich in den Vorstädten gehören anmuthige Quatrains im Dienste der Industrie nicht zu den Seltenheiten.

Seitdem in Folge der zahlreichen Neubauten die freistehenden Brandmauern nach Tausenden zählen, hat das Wandgemälde, resp. die Annonce in Oelfarbe, eine hervorragende Bedeutung gewonnen. Bis zur Höhe von dreißig Metern findet man die grauenerregende Gestalt des mehrfach citirten „Guten Teufels", wie er aus einem riesigen Füllhorn Röcke, Westen und Beinkleider über die Erde schüttet; oder den struppigen Kopf des „Heriſſé", von einer reichen Auswahl blauer, grüner und scharlachrother Hüte umgeben. Meistens wird indeß die Wand in regelmäßige Felder getheilt, ganz so wie der Inseratentheil einer Zeitung, und alsdann carréweise verpachtet. Für eine Wandannonce von mäßiger Größe zahlt man jährlich bis zu 1000 Francs. Diese Methode gehört unstreitig zu den sichersten und lohnendsten. Unwillkürlich haftet der Blick des Vorübergehenden auf den riesigen bunten Buchstaben und wenn er die Adresse des annoncirenden Hauses auch zwanzigmal vergißt: das einundzwanzigstemal behält er sie doch!

Ein erst zu Anfang des Jahres 1870 in Schwung gekommenes Genre der Wandreclame ist das Nebelbild. Der Ruhm dieser Idee gebührt einem speculativen Kaufmann auf dem Boulevard Montmartre. Er ließ allabendlich einen Cyclus von Landschaften und grotesken Figuren in Scene gehen, zwischen denen die Annonce geschickt angebracht war. Das Publikum sammelte sich massenweise vor den unterhaltenden Schaufenstern, und las nolens volens die Anpreisungen der Schuster, Schneider und Handschuhmacher. Es dauerte keine vierzehn Tage, so zählte man allein auf den Boulevards du Centre ein Dutzend solcher Lichtspiele und der Reiz begann rapid zu schwinden. Es galt also auch hier durch originelle Ueberraschungen zu fesseln, und alsbald suchten sich die Nebelbilder in diesem Punkte zu überbieten. Kam heute der A. auf den Gedanken, die Rivolistraße mit beweglichen

Wagen und Fußgängern darzustellen, so brachte morgen B. den Volksmann Rochefort, „wie er sich selbst verschlingt“ — und C. schlug übermorgen mit einem naturgetreuen Brande des Hippodroms alle Zwei aus dem Felde. Demungeachtet schmolzen die Schaaren der Zuschauer immer mehr zusammen, und nach einem Vierteljahre fiel es keinem Pariser mehr ein, sich nach diesen Banalitäten umzusehen.

Die Reclamen auf den Theatervorhängen sind älteren Ursprungs. Größere Bühnen halten es für ungentil, sich zu solchen Speculationen herzugeben; um so üppiger blühen sie in den Musentempeln dritten und vierten Ranges. Die Vorhangsannonce bietet eine nicht zu verachtende Einnahmequelle. Das Châtelet verdient 20 bis 30,000 Francs damit. Nach Ablauf eines Jahres werden die Carrés von Neuem vermiethet.

Die Annoncen in der Presse werden, wie bereits angedeutet, nur sehr bedingungsweise für wirksam erachtet. Der Pariser liest die Inserate nicht zum Zeitvertreib wie der Deutsche, sondern höchstens, wenn er einen bestimmten Zweck dabei verfolgt. Die meisten Blätter besitzen daher die Einrichtung der sogenannten „Faits divers“, eine Rubrik, unter welcher gegen verdreifachte Gebühren jede beliebige Marktschreierei zum Abdruck gelangt, und zwar so, daß der Unerfahrene glauben soll, der fragliche Artikel rühre von der Redaction des Journals her, und biete also gewisse Garantien. Schwerlich existirt heutzutage in Paris eine Seele, die naiv genug wäre, sich durch diese „Faits divers“ Sand in die Augen streuen zu lassen; allein die Gewohnheit ist allmächtig. Weiß doch z. B. auch Jedermann, daß die Beifallsbezeugungen der Claque erkauft sind — und demungeachtet fehlt den Autoren und Schauspielern die sittliche Energie, auf diesen Unfug zu verzichten. Eine Nebenart der „Faits divers“ ist die gleichfalls anscheinend aus dem Schooße der Redaction hervorgehende Illustration mit witzigem Text. Die „Vie Parisienne“

brachte zuerst diese Methode in Aufnahme. Einige Beispiele werden sie am besten erläutern. Wir finden in der „Vie Parisienne“ eine treffliche Skizze, einen jungen Mann darstellend, der vor dem Spiegel seinen Hemdkragen arrangirt. Der Text schiebt ihm nun folgenden Monolog unter: „Es ist wahr, Gaston besitzt Geist und distinguirte Manieren; er weiß zu reden; er tanzt gut . . . aber Eins habe ich vor ihm voraus: die Hemdkragen aus den Magazinen ‚Zur blendenden Wäsche‘.“ — Oder: Zwei junge Leute befinden sich in einer Soirée und sehen dem Tanze zu. „François“, sagt der Eine zum Andern, „sieh' doch, wie der Schwerenöther Jérôme den jungen Damen die Köpfe verdreht!“ — „Und doch“, erwidert François, „verdankt er sein exorbitantes chic nur seinem neuen Anzuge aus den Magazinen des ‚Tadellosen Fracks‘.“

Einige Firmen haben dieses Genre auf eigene Faust ausgebeutet und eine Art Bilderbogen unter das Publikum vertheilt, auf denen eine Reihe von Anecdoten des oben signalisirten Geschmacks figurirt. Man wird gestehen, daß der Gedanke vom industriellen Standpunkte aus genial zu nennen ist.

Eine Erweiterung dieser Methode führt zu der Reclamen-Novelle, an welcher sich gewöhnlich mehrere Häuser zugleich betheiligen. Dieselbe schildert, wie Arthur in einem geschmackvollen Sommeranzuge aus dem Geschäfte H. Brémieux, Rue Noire N. 99 zu Amalien in's Zimmer tritt, die sanft auf einem Divan aus der Fabrik der Gebrüder Barbaroux, Rue Fauve N. 88 schlummert. Er beugt sich über sie und erblickt an ihrem Finger einen Ring aus dem Juwelenladen der Herren Weinheimer und Co. im Palais-Royal und ruft entsetzt: „Ha, Treulose! wer gab dir dieses unvergleichlich funkelnde Kleinod?“ ꝛc. —

Die höchste Stufe erreichte die Reclame indeß unstreitig in der wandelnde Annonce: im Reclame-Wagen, im Reclame-Velociped, im fahrenden Magazin und in dem placatbeklebten Menschen!

Der Carneval gab zu diesen Erfindungen den ersten Anstoß. — Am Fastnachstage durchzogen abenteuerlich ausgeschmückte Fuhrwerke die Stadt: auf ihren Seiten trugen sie riesige Annoncen. Später erklärte man diese Wagen in Permanenz, und gegenwärtig ist Paris von solchen vierräderigen Reclamen überschwemmt. Das Velociped ist neuerdings gleichfalls in den Dienst der Industrie gezogen worden: vor dem Justizpalaste tummelt sich tagaus tagein das schönste Specimen dieser neuen Errungenschaft. Die fahrenden Magazine beschränken sich nicht auf die bloße Anpreisung; sie geben gleich Proben und Beweise. In großen Glaskasten führen sie zahlreiche Exemplare des betreffenden Productes mit sich herum; ja sie vermerken den Preis jedes einzelnen Stückes in lesbaren Ziffern und lassen sich auf offener Straße in Verkäufe ein. Der placatbeklebte Mensch endlich, die Krone des ganzen Gebäudes, gehört in Paris noch zu den Seltenheiten. Seine eigentliche Heimat ist England. Allein auch in der französischen Hauptstadt hat er eine Zukunft! Schon läßt der Jockey-Club bei jedem bevorstehenden Rennen ein Dutzend rothgekleideter Bürschchen herumlaufen, deren Rükken und Brust zum Aushängeschild dient, oder er setzt sie gar auf Ponies und benutzt auch die Hintertheile dieser Vierfüßler zu Ankündigungen.

Wenn wir bedenken, daß die erste Zeitungsannonce aus dem Jahre 1826 datirt, um welche Zeit ein speculativer Apotheker am Maubert-Platze, Namens Lepère, die vierte Seite der Journale zu Lobeshymnen auf seine Heilmittel gegen Hautkrankheiten in Anspruch nahm, so müssen wir gestehen: Unser Jahrhundert reitet schnell! Was wird das zwanzigste bringen?

Zum Schlusse noch ein hübsches Beispiel von einer Reclame poetischer Art, das ich in Berlin erlebte. Es war im Woltersdorftheater. Die dicke Agnes Rathey fuhr mit vieler Grazie eine Kanone vor und schoß sie zum

Entſetzen der anweſenden Damen ins Publikum ab. Ein Meer von blauen Zetteln ergoß ſich über das Parterre und auf dieſen Zetteln ſtand zu leſen, wie folgt:

„Und er ſteigt hinab in den furchtbaren Zwinger,
Und nimmt den Handſchuh mit keckem Finger,
Und ſpricht: ſein Leder iſt ſo fein,
Der kann doch nur von N. N. ſein."

Und nun kam die Adreſſe, die wir an dieſer Stelle nicht reproduciren, um nicht der heiligen Marktſchreierei ins Handwerk zu pfuſchen. Aber war die Geſchichte nicht nett? Enfoncés, Messieurs les Parisiens!

Ende des erſten Bändchens.

Im Verlag von A. Kröner in Stuttgart ist erschienen:

Venus Urania.

Satirisches Epos

von

Ernst Eckstein.

Preis 2 Mark = 20 Sgr.

Beurtheilungen:

Ernst Eckstein hat in der Gattung des komisch-satirischen Epos unter den Jüngern nicht einen Nebenbuhler. Seine Individualität bewegt sich hier wie in ihrem eigensten Lebenselement. „Schach der Königin", „Der Stumme von Sevilla" hatten schon das vortheilhafteste Zeugniß abgelegt von der eminenten Begabung des jungen Dichters für das komisch-satirische Epos, seiner meisterlichen Herrschaft über Rhythmus und Reim, dem Gestaltenreichthum und der unverwüstlichen Laune seiner Phantasie. Sein neuestes Werk übertrifft die beiden erstgenannten gerade in den Stücken, in denen ein ernstes poetisches Streben nach Vervollkommnung zu ringen hatte.

(Augsburger Allgemeine Zeitung.)

Ernst Eckstein gehört zu den Bevorzugten, welche mit vielseitigem Wissen und erstaunlicher Productionskraft ausgestattet, in gediegenem Fortschritt ihren poetischen Schöpfungen gar bald das leuchtende Siegel des kunstberufenen Genius aufzuprägen verstanden haben.

„Venus Urania" ist ein poetisches Meisterwerk... Eckstein hat das Wesen der Komik in allen ihren Theilen auf's Tiefste erfaßt... Dabei ist nicht allein die Zeichnung der Charactere eine so plastisch lichtvolle, wie man in den Epopöen der Gegenwart Aehnlichem kaum irgendwo wieder begegnet, sondern auch die Motivirung der Facten und Situationen erscheint künstlerisch in seltenem Maße vollendet.

(Dr. Friedlieb Rausch in seiner Studie: „Ernst Eckstein's Venus Urania".)

Eckstein kann uns mit seiner reichen Begabung und schönen Bildung Ersatz für ein ganzes Dutzend Humoristen und Satiriker bieten, nach denen wir besonders aus Neid gegen die englische Literatur begehren möchten. Für das komische Epos ist er in der eminentesten Weise begabt; sein „Venus Urania" war ein für empfindsame Seelen bedenklicher, aber für das Auge des unbefangenen Beobachters überaus glücklicher Wurf. Man hatte hier nicht nur einen komischen Inhalt, sondern auch (was eine Seltenheit ist) komische Sprach- und Versfarbe zu bewundern. Lesen Sie sich diese Strophen nur einmal laut! Fritz Reuter hat in einigen seiner Gedichte einen ähnlichen Reiz, von dem wir freilich nicht wissen, wie viel der hochdeutsche Leser auf Rechnung des Plattdeutschen zu setzen hat; wirkliche Verwandte hat Eckstein in dieser Art der Behandlung des Verses nur an Ariosto und Samuel Butler!

(Professor **Richard Gosche** in seinen „Literatur- und Kunstbriefen".)

Ferner erschien bei **A. Kröner** in Stuttgart:

Schach der Königin!

Humoristisches Epos

von

Ernst Eckstein.

Preis 3 Mark = 1 Thlr.

Beurtheilung:

Der Verfasser dieses jüngsterschienenen Epos ist unzweifelhaft ein dichterisches Genie. (**Augsburger Allgemeine Zeitung.**)

Ferner:

Der Stumme von Sevilla.

Epische Dichtung

von

Ernst Eckstein.

Eleg. broch. 2 Mark = 20 Sgr. In Prachteinband mit reicher Goldpressung 3 Mark = 1 Thlr.

Der „Stumme von Sevilla" eignet sich nach Inhalt und Ausstattung vornehmlich **zum Geschenk für die Damenwelt.**

Ernst Eckstein's Gymnasial-Humoresken.

Preis eines jeden Bändchens 1 M. = 10 Sgr. In Prachteinband 2 M. = 20 Sgr.

Im Verlag der **Expedition des Allgemeinen Literarischen Wochenberichts** in **Leipzig** ist erschienen:

I. Aus Secunda und Prima.

Achtzehnte Auflage.

II. Stimmungsbilder aus dem Gymnasium.

Zehnte Auflage.

III. Katheder und Schulbank.

(Neue Gymnasialhumoresken.)

Im Verlag von **Joh. Fr. Hartknoch** in **Leipzig** ist erschienen:

I. Der Besuch im Carcer.

Mit 6 Original-Illustrationen von G. Sundblad.

Zwanzigste Auflage.

II. Die Mädchen des Pensionat.

Mit 6 Original-Illustrationen von G. Sundblad.

(Novität, Gegenstück zu „Besuch im Carcer".)

Zugleich bei **Joh. Fr. Hartknoch** in **Leipzig** und bei **Provoſt & Co.** in **London** ist erschienen:

Autorisirte Englische Ausgabe

von

Eckstein, „Der Besuch im Carcer", unter dem Titel:

The Visit to the Cells.

A humorous tale by Ernst Eckstein.

Translated from the fiftheenth German edition by Sophie F. J. Veitch.

Third edition.

Pariſer Leben.

Heitere und düſtere Bilder aus der Weltſtadt

von

Ernſt Eckſtein.

Zweites Bändchen.

Küchen-Myſterien.
Ein Beſuch bei Erckmann-Chatrian.
Pariſer Wucherer.
Ein Künſtler des „Charivari".
Paris im Theater.

Leipzig,

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Küchen-Mysterien.

Die Gegensätze der menschlichen Existenz treten bekanntlich nirgends so handgreiflich zu Tage, als in einer Weltstadt. Hier brüstet sich der wahnwitzigste Luxus neben dem entsetzlichsten Elend. Während Tausende kein wichtigeres Problem kennen, als die Frage: „Wie werde ich heute meine Hundertfrancsnoten mit möglichst viel Behagen und Genuß losschlagen?“, erwachen andere Tausende mit dem niederdrückenden Bewußtsein, nicht so viel in der Tasche zu haben, um eine warme Suppe oder einen Bissen Brod bezahlen zu können. Zwischen beiden Extremen liegt eine ununterbrochene Kette von Mittelgliedern, deren nähere Betrachtung eben so unterhaltend als lehrreich erscheint. Wenn der Leser diese Ansicht theilt, so begleitet er uns vielleicht auf einer kleinen Rundreise durch die zahlreichen Etablissements der französischen Hauptstadt, in welchen die verschiedenen Klassen der Pariser Gesellschaft ihre Mahlzeiten einnehmen. Wir beginnen mit den Restaurants ersten Ranges, um schließlich in Regionen anzulangen, von denen man sich nur durch eigene Anschauung einen Begriff zu bilden vermag. Die Redensart: „Sie leben schlechter, als die Hunde“, hört in diesen Tiefen auf, eine Hyperbel zu sein; und als unterste Stufe der Scala finden wir jenes blasse Gespenst, das uns angrinst, wie ein Hohn auf die Menschheit — den Hungertod.

Die Stätten, an welchen die „Elite der Gastronomie“ ihre schwelgerischen Mahlzeiten einnimmt, liegen fast sämmtlich im Mittelpunkte der Stadt, „zwischen Madeleine und Château d'Eau“, wie der Pariser zu sagen pflegt. Im „Café Anglais“, im „Café Bignon“, in der „Maison Dorée“, bei den „Drei provençalischen Brüdern“, bei „Véfour“, bei „Brébant“ ꝛc., kostet ein normales Mittagsessen kaum unter 20 Francs. Man versteht unter dieser Bezeichnung etwa folgende Speisen: Austern. Eine Suppe. Fisch. Braten. Gemüse. Süße Speise. Käse. Diverse Früchte. Eine Flasche Tischwein. Sobald man von dieser Norm abgeht und sogenannte erlesene Schüsseln beansprucht, steigert sich der Preis ins Unberechenbare. — So kostet z. B. die zuerst im Café Anglais aufgekommene Camerani-Suppe per Teller 25 Francs. Sie besteht aus einer ebenso theuren, als absonderlichen Mischung, vornehmlich aus fetten Hühnerlebern, bei denen es aus feinschmeckerischen Gründen unumgänglich ist, daß die betreffenden Vögel nicht geschlachtet, sondern durch die Entladungen einer elektrischen Batterie getödtet worden sind. — Die echten Feinschmecker halten an dieser conditio sine qua non mit unglaublicher Hartnäckigkeit fest, und die Restaurants schlagen aus der Albernheit solcher Leute klingende Münze.

Zum richtigen Verständniß eines solchen Etablissements ist ein Blick hinter die Coulissen erforderlich. Verlassen wir daher das eigentliche Speiselokal, dessen luxuriöse aber langweilige Einrichtung so wie so wenig Bemerkenswerthes bietet und treten wir an die Stätte der Vorbereitung, — in die Küche!

Wir befinden uns in einer großen unterirdischen Halle. — Unsere Aufmerksamkeit wird zunächst durch einen riesigen Kamin in Anspruch genommen, vor welchem acht oder zehn Bratspieße von einem uhrwerkartigen Mechanismus in Bewegung gesetzt werden. — Auf dem Gesimse

über dem Bratofen blitzt und funkelt, was der Koch seine Batterie nennt, d. h. die achtzig oder hundert kupfernen Kessel, Pfannen, Töpfe und sonstigen Gefäße. — Es ist vier Uhr. — Die Arbeit beginnt. — Der „Grand-Chef", auch „Chef-Chef" geheißen, schreitet mit ernstiger Würde auf und nieder und leitet die Thätigkeit seiner Untergebenen. Er prüft jedes Gericht; kein Mißgriff, keine Unregelmäßigkeit entgeht seinem Scharfblicke. Hier weist er einen Küchenjungen zurecht, dessen Kleidung in Unordnung gerathen ist; dort kritisirt er die Zubereitung einer Pastete; dort endlich wirft er eigenhändig ein paar Messerspitzen Pfeffer an eine mangelhaft gewürzte Sauce. Für seine Bemühungen erhält er ein sehr anständiges Gehalt, ein Neujahrgeschenk und einen Antheil an den Trinkgeldern der Kellner. Im Ganzen steht er sich nicht leicht unter 4000 Francs, wobei die freie Kost nicht mit in Anschlag gebracht ist.

Seine nächsten Untergebenen sind die „Chefs de partie", deren jeder drei oder vier Gehilfen zur Seite hat. Je nach ihren Functionen heißen diese Unterköche rôtisseur (Brater), entremetier (Zwischengerichtler), légumier (Gemüsler), saucier (Saucenkoch) ꝛc. Der Rôtisseur hat außer der Oberaufsicht über die Bratspieße die Verantwortlichkeit für alles Gebackene, Geröstete oder Geschmorte, während der Entremetier neben den süßen Speisen auch die Suppen besorgt. Alle haben ein Fixum von mindestens 1800 Francs. Eine nicht weniger wichtige Rolle spielt der Aufseher der Speisekammer. Er übermittelt seinen ausübenden Kameraden das erforderliche Material an Fleisch und Fischen. Die Speisekammer befindet sich unmittelbar neben der Küche; die Vorräthe liegen auf Lattengerüsten und werden durch täglich erneuertes Eis frisch erhalten. (Das Café Riche verbraucht an Eis im Durchschnitt täglich drei Centner.) Der Aufseher der Speisekammer ordnet überdies alle kalten Gerichte und die sogenannten Gar-

nituren, jene Verzierungen, bestehend aus Gelée, harten Eiern, Gurken, Früchten ꝛc., in deren künstlerischer Anordnung er ein wunderbares Geschick zu entwickeln pflegt. Er steht sich fast auf 3000 Francs jährlich.

Die „Gehilfen" sind mit dem vierten Theil dieser Summe zufrieden: dafür haben sie ein Anrecht auf das „bijou", auf die Reste, für die man in der Wirthschaft selbst keine Verwendung mehr hat. Das „bijou" wandert gegen eine mäßige Zahlung in die Markthallen und findet dort willige Abnehmer.

Zu einer Küche ersten Rangs gehört ferner ein eigens hierzu angestellter Spülljunge; in den kleineren Wirthschaften liegen diese Geschäfte den „Gehilfen" ob. — Der Spülljunge erhält nur 60—70 Francs per Monat, allein es erschließt sich ihm eine Quelle des Verdienstes in dem riesigen Napfe in welchem er die Teller und Schüsseln reinigt. Er schöpft das Fett ab, welches im Spüllicht an die Oberfläche steigt, und verkauft es, in kleine Fäßchen gefüllt, an die Seifenfabrikanten. Der Spülljunge des Restaurants Bachette erzielt auf diese Weise eine Nebeneinnahme von monatlich 300 Franken! Wenn die Arbeit an dem dampfenden Kessel nicht gar so aufreibend wäre, so würde dieser Posten der beste im ganzen Lokal sein, allein wie die Bergleute in den Quecksilbergruben, leidet der Spülljunge meist an einer unheilbaren Krankheit.

Wenn wir nun außerdem das sehr beträchtliche Kellnerpersonal und die bedeutende Miethe in Erwägung ziehen, so können wir uns über die hohen Ziffern der Speisekarte kaum wundern, zumal das Bereithalten aller erdenklichen Gerichte, die manchmal ganze Wochen hindurch nicht verlangt werden, die einzelnen Schüsseln ungemein vertheuert. Der jährliche Umsatz in einem Restaurant ersten Rangs zählt nach Hunderttausenden; die Gäste dieser Kategorie bestehen aus vergoldeten Diplomaten, reichen Aerzten und Advokaten, Parvenüs aller Art, zweideutigen Frauenzim-

mern, Mitarbeitern des „Figaro", Herzögen und Opernsängern.

Steigen wir eine Stufe abwärts. Als Typus der Häuser zweiten Rangs mag die Wirthschaft von Bonvalet am Boulevard du Temple gelten. — Der Uneingeweihte merkt beim ersten Anblick wenig Unterschied. Nur das Publikum dünkt ihm weniger vornehm. Die Speisen sind theilweise ebenso vortrefflich, als in den Restaurants der vorigen Gattung; nur ihre Auswahl ist etwas beschränkter. Auch der äußere Luxus des Lokals ist nicht ganz so splendid, wie er in No. 1, aber noch immer glänzend genug, um das Gefühl eines verschwenderischen Ueberflusses in uns zu erwecken. Das wesentliche Kennzeichen dieser Klasse im Vergleich zu der vorgenannten ist ihre verhältnißmäßige Billigkeit. Hier kann man sich schon einmal die Zügel schießen lassen, ohne vor der bevorstehenden Rechnung Alpdrücken zu empfinden. Fleischspeisen, Fische, Pasteten sind sämmtlich von tadelloser Qualität; der Wein ist gut und billig; drei Personen können für 2 Napoleons alle erdenklichen Genüsse haben. Ein normales Essen, bestehend aus Suppe, Fisch, Braten, Gemüse und Dessert, sowie einer halben Flasche Wein, kostet nicht leicht über 6 Franken, wobei zu bemerken ist, daß die Portionen für einen ganz bedeutenden Hunger berechnet sind. — Das Publikum, welches diese Lokalitäten besucht, gehört dem Mittelstande an.

Die dritte Klasse umfaßt alle diejenigen Wirthschaften, welche Diners zu festen Preisen geben. — An ihrer Spitze steht das „Diner de Paris" im Passage Jouffroy; Preis: 4 Fr. 50. — Wer es nicht vorzieht, sich die freie Wahl seiner Gerichte vorzubehalten, der mag in einigen dieser Wirthschaften seine Rechnung finden; im Allgemeinen ist jedoch wenig von ihnen zu halten. Von 4 Fr. 50. geht es abwärts bis zu 65 Centimes; allein schon bei 2 Franken beginnt das Uebel. — Es besteht eine große Anzahl von Wirthschaften, welche für 1 Franken 50 Centimes ein

Essen geben, das auf den ersten Anblick das Unmögliche zu leisten scheint: Eine Suppe, drei Gerichte nach Belieben, ein Dessert, eine halbe Flasche Wein, und Brod à discrétion. Ich möchte jedoch Niemanden rathen, auf diesen Köder anzubeißen. Wer nur $1^1/_2$ Franken auf sein Diner verwenden kann, der versuche sein Heil in den „Etablissements de Bouillon" von Duval oder Porret. Er wird dort allerdings sehr haushälterisch zu Werke gehen müssen, denn die Portionen sind sehr, sehr klein, und um satt zu werden, dürfte er sich genöthigt sehen, der Suppe und dem Brod stark zuzusprechen, allein er ist doch wenigstens sicher, eine gute, schmackhafte, gesunde Nahrung zu finden, während die „Diners à 1 Fr. 50." in den andern Lokalitäten nur für sehr abgehärtete Gaumen genießbar sind. — Man hat es oft räthselhaft gefunden, wie ein Wirth, bei der übermäßigen Theuerung aller Lebensmittel, im Stande sein mag, für 1 Fr. 50 Cent. die oben angeführten Leistungen zu bieten. Allein sehen wir einmal näher zu. Eine Suppe! Verdient das grünlichgelbe Gebräu, das man uns auftischt, diesen Namen? Unter drei Gästen lassen zwei ihren Teller unberührt; er wandert in die Küche und wird wieder in den Kessel gegossen. Auf diese Weise macht sich die Sache billig. — Eine Portion Fisch! Wenn Dir der Appetit nicht vergehen soll, so befrage den Turbot, den man Dir reicht, nicht um seine Biographie; iß muthig drauf los und halte dir die Nase zu. Die Restaurants dieser Art kaufen die Reste aus den Centralhallen auf und suchen den Mangel an Frische durch starkduftende Knoblauchsaucen und dergleichen zu bemänteln. Auch das Wildpret leidet an ähnlichen Schwächen, abgesehen davon, daß der Chef-de-Cuisine zwischen Katze und Hase keinen strengen Unterschied macht. Das Roastbeef erinnert an die Wettrennen von Vincennes und Vésinet; hunderte von lebensmüden Mähren finden im Restaurant à prix fixe ein ruhmloses Grab. Das Dessert besteht aus einem beschei-

denen Apfel, einer halben Orange, oder einigen Pflaumen. In Summa kostet die ganze Geschichte noch keinen Franken. Dem Ausländer pflegt namentlich die „halbe Flasche" Wein zu imponiren; das Staunen hört jedoch auf, wenn man erfährt, daß das Faß, aus welchem der Restaurant 800 halbe Flaschen schenkt, mit Octroi und Steuer nicht mehr als 120 Franken kostet.

Wir sind nunmehr bei der eigentlichen Volksküche angelangt. — Die große Masse des Verbrauchs und der Mangel an allem äußeren Comfort ermöglicht hier das Beschaffen einer unsrer Ansicht nach besseren und gesünderen Nahrung, als in den Wirthschaften mit festen Preisen. Hier speist der bemitteltere Arbeiter. — Als Vertreter dieser Klasse mag die „Californie" an der Barrière du Maine gelten. — Dieses Riesenetablissement verbraucht monatlich 100 Ochsen, 500 Hämmel, 350 Kälber und 2500 Kaninchen. Seine Säle fassen 2000 Personen. Man sitzt dort an rohen Holztischen und ißt von irdenen Platten. Jeder Gast holt sich seine Portion selbst aus der Küche und zahlt sofort beim Empfang. Kellner im eigentlichen Sinne des Wortes gibt es nicht; sie sind durch handfeste Hausknechte ersetzt, welche die Ordnung aufrechtzuerhalten, und eintretenden Falls die Ruhestörer an die Luft zu befördern haben. Der Wein wird in Krügen servirt; die Flaschen würden eine zu verführerische Handhabe bei Streitigkeiten bieten. Das Publikum macht einen Lärm, der jeder Schilderung spottet; es wird fortwährend gesungen, gepfiffen und auf die Tische getrommelt; dazwischen lassen fahrende Spielleute ihre schreienden Melodieen erklingen; Bettler wimmern um eine milde Gabe; Hunde bellen und Gläser klirren, — kurz, es ist eine babylonische Wirthschaft. Wenn ein Gast aufsteht, so stürzen sechs, acht gierige Gesellen auf die Speisereste, die er auf dem Teller gelassen, und prügeln sich um einen abgenagten Knochen, oder um eine ausrangirte Kartoffel. Man speist hier bequem für 80, 90 Cen-

times, — allein starke Nerven sind eine unerläßliche Vorbedingung . . .

Die Volksküche wird kleiner, schlechter, ärmlicher. — Der übermüthige Lärm verstummt. Wir befinden uns an einer Stätte des Elends. Treten wir ein. Welche Umgebung! Ein enges, niedriges, verräuchertes Loch, dessen ungesunde Atmosphäre uns fast den Athem benimmt. Ein schmutziges altes Weib verabreicht für drei Sous ein abenteuerliches Gericht, dessen Ingredienzien wir auf den ersten Anblick nicht unterscheiden können. Wir sehen näher zu, — Fischköpfe, Knochen, Fleischreste, Brodfragmente, Kohlblätter . . . dies alles mischt sich hier, halbverfault, in grauenvollem Durcheinander. Es sind die verdorbenen Ueberbleibsel aus allen möglichen Markthallen, Restaurants und Fleischerladen . . . Die technische Sprache bezeichnet dieses bunt zusammengesetzte, gräßliche Mahl als „arlequin“. . . Die Reste sind großentheils von der Straße aufgelesen; die Lumpensammler, welche Abends die Kehrichthaufen durchstöbern, rühmen sich, die Hauptlieferanten dieser Wirthschaften zu sein . . . In den Polizeiannalen von Paris ist ein Fall verzeichnet, der für die Arlequins und ihre Geschichte charakteristisch erscheint. Aus Gesundheitsrücksichten wurde früher allwöchentlich in den hiesigen Markthallen eine Razzia auf verdorbene Fische angestellt: die erbeuteten Opfer fuhr man nach der Billette und warf sie dort in die Cloaken. Eines Tags verhafteten die Sergeanten zwei Burschen, welche hier „im Trüben“ fischten, d. h. die Fische aus jener unbeschreiblichen Flüssigkeit wieder herausholten, um sie, horribile dictu, für menschliche Gaumen herzurichten.

Wo sind wir hingerathen! Welche Gegensätze: das Café Riche und der Arlequin! Aber so scheußlich dieser Auswurf auch sein mag, er fristet doch noch nothdürftig das Dasein.

Die unterste Stufe der „Dineurs“ von Paris dinirt

gar nicht. — Die amtlichen Berichte ſchweigen von den Opfern des Hungertodes. Gleichwol ſteht es feſt, daß jährlich viele Hunderte dem Mangel an Nahrung erliegen. Auf 16 Menſchen kommt hier ein Paria, der weder beſitzt noch erwirbt ... Was vermögen die Wohlthätigkeitsanſtalten gegen ein ſo rieſiges Elend! Die Summen, über die ſie verfügen, ſind lächerlich klein im Vergleich zum obwaltenden Bedürfniß; — es trägt dem Einzelnen täglich etwa einen Centime! Wenn aber beiſpielsweiſe jeder, der mehr als fünf Franken für ſein Diner verwendet, auch nur ein Zwanzigſtel von dem, was er in die großen Reſtaurants wandern läßt, dem darbenden Proletariat zukommen ließe, ſo wäre mit einem Schlage geholfen! Leider weiß die eine Hälfte der Geſellſchaft abſolut nicht, wie die andre lebt: was kümmert ſich der Boulevardier um die Entbehrungen der Faubourgs!

Ein Besuch bei Erckmann-Chatrian.

Paris, im September 1869 *).

Vor einigen Wochen äußerte ich gegen einen hiesigen Freund den Wunsch, die beiden Verfasser der „Histoire d'un Conscrit de 1813" kennen zu lernen, und fragte ihn, ob er in der Lage sei, mir zu diesem Zwecke ein Empfehlungsschreiben zu verschaffen.

„Wozu diese Umstände?" erwiderte er; „ich weiß allerdings unter meinen nächsten Bekannten zwei oder drei, die mit Erckmann-Chatrian sehr liirt sind, aber in Paris führen derartige Formalitäten zu unabsehbaren Weiterungen. Ich will Ihnen einen Rath geben. Chatrian hat eine Stelle in der Verwaltung der Straßburger Eisenbahn; jeder Schaffner gibt Ihnen Auskunft. Gehen Sie einfach nach dem Chemin de fer de l'Est, und stellen Sie sich selbst vor. Die beiden Schriftsteller haben so un-

*) Obgleich die nachmaligen Leistungen des berühmten Schriftstellerpaares geeignet sind, unser definitives Urtheil einigermaßen zu modificiren, so glaubte ich doch an dem vorliegenden Aufsatze, der im Jahre 1869 geschrieben wurde, keine Veränderungen vornehmen zu sollen, da solche unorganisch aufgekleisterte Emendationen stets zu Widersprüchen und Mißklängen führen. Ich schildere im Folgenden einfach meine Erlebnisse und Eindrücke von ehedem, unbekümmert um die späteren Albernheiten, deren sich die damals auch in Deutschland allgemein bewunderten Autoren schuldig gemacht haben.

gezwungene, patriarchalische Sitten, daß Sie auf diese Weise am sichersten und schnellsten zum Ziele kommen."

Der Vorschlag leuchtete mir ein. Des andern Vormittags warf ich mich in eine Droschke, fuhr nach dem Bahnhof und drang durch ein wahres Labyrinth von Gängen, Vorzimmern, Sälen und Corridoren nach dem Cabinet vor, wo Alexander Chatrian gegen einen Gehalt von tausend Franken monatlich die Oberaufsicht über die Titres und Obligationen der Bahngesellschaft führt.

Der Vogel war ausgeflogen. „Herr Chatrian ist vor fünf Minuten zum Déjeûner gegangen," erklärte mir einer der Unterbeamten.

Ich dachte: um so besser! erkundigte mich nach dem Restaurant, wo Herr Chatrian zu speisen pflegte, und bat schließlich um eine kurze Personalbeschreibung . . .

„O, Sie brauchen nur seinen Namen zu nennen, — jedes Kind kennt ihn," erwiederte der Employé lächelnd; „Herr Chatrian gehört bereits zu den legendenhaften Figuren der Metropole."

Ich wußte genug. Zehn Minuten später befand ich mich in dem Duvalschen „Établissement de bouillon" an der Ecke des Boulevard Sébastapol und der großen Boulevards du Centre.

Die „Établissements de bouillon" sind trefflich eingerichtete Garküchen, in denen eine sehr gesunde und schmackhafte Nahrung verabreicht wird*), allein sie gelten bei der feinen Pariser Gesellschaft nicht für fashionable. Es erschien mir daher als ein nicht unwichtiger Zug in der Charakteristik des biederen Elsässers, daß er die Lockungen des Café Riche verschmähend, an dieser bescheidenen Stätte seinen Frühimbiß einzunehmen liebte.

Eine hübsche Kellnerin wies mich auf meine Frage an einen abgelegenen Seitentisch, wo ein kleiner Herr mit

*) Vergl. den Aufsatz „Küchenmysterien".

dunklem lockigem Haar und hoher Stirn damit beschäftigt war, ein gebratenes Huhn zu vertilgen. Seine stark ausgeprägten Gesichtszüge, sein martialisch geschwungener Schnurrbart, sein tiefdunkles Auge mußten gleich auf den ersten Anblick frappiren. Er war fein, jedoch nachlässig gekleidet. Um den Hals trug er eine Binde à la Byron.

Ich weiß nicht mehr, mit welcher Redensart ich mich bei dem einsamen Frühstücker einführte: gewiß ist nur so viel, daß nach wenigen Minuten ein Gespräch im Gange war, dessen Verlauf mich im höchsten Grade interessirte. Ich sagte Herrn Chatrian geradezu, daß ich die unbescheidene Absicht hätte, mich direct an der Quelle über ein psychologisches Räthsel aufzuklären. „Unsere deutschen Kritiker", fuhr ich fort, „behaupten ein für alle mal, das gemeinschaftliche Produciren könne nie zu einer künstlerischen Einheit führen und doch liegt eine solche in Ihren Werken vor . . . Es ist derselbe Stil, dieselbe Individualität, die uns aus jeder Zeile entgegentritt; nie und nirgends haben wir den Eindruck einer Mosaikarbeit . . . Wie ist das möglich?"

Chatrian lächelte. „Das ist möglich", sagte er, „sobald zwischen den beiden Mitarbeitern eine vollständige Identität der moralischen, politischen, religiösen und künstlerischen Anschauungen besteht; das ist möglich, sobald einem jeden von beiden das Kunstwerk selbst mehr am Herzen liegt, als der individuelle Ruhm; das ist möglich, sobald sich einer dem andern in wahrer Selbstverläugnung unterordnet und nie aus persönlicher Eitelkeit auf einer Meinung besteht, wenn seine Einsicht ihm sagen muß, daß die Meinung seines Gefährten die richtigere ist."

„Wir sind", fuhr er nach einer Pause fort, „in denselben Verhältnissen geboren und erzogen; dasselbe Licht hat unsere Augen gebadet, dieselbe Scenerie, dieselben Menschen haben auf uns ihren Einfluß ausgeübt: eine jetzt mehr als zwanzigjährige Freundschaft hat die obwaltenden Verschie-

denheiten nach und nach geebnet, und was ja noch an Differenzen erübrigen sollte, das wird durch wahre Hingebung an die Sache vollständig unwirksam gemacht."

Das war alles, was ich von Chatrian herauszubringen vermochte. Dies oder Aehnliches hatte ich mir selbst gesagt, aber das Räthsel schien mir durch diese vagen Andeutungen in keiner Weise gelöst.

Chatrian war im Uebrigen auffallend zurückhaltend. Als ich ihm mein Erstaunen darüber aussprach, daß er ungeachtet seiner ausgedehnten schriftstellerischen Thätigkeit noch Zeit finde, seinen Functionen bei der Ostbahngesellschaft zu genügen, lächelte er wiederum sein feines, sarkastisches Lächeln und sagte: „Meine Arbeit bei der Ostbahn besteht darin, die Andern arbeiten zu sehen. — Ich habe überdies mein Privatzimmer, in das ich mich jeden Augenblick zurückziehen kann."

Das seltsame Benehmen Chatrians, dem es sichtlich nicht darum zu thun war, mich aufzuklären, reizte meine Neugierde. Ueber die Art und Weise ihrer gemeinschaftlichen Thätigkeit war ich trotz der mannigfachsten Anspielungen nicht im Stande, das Geringste zu ermitteln. Ich legte mit verschiedenen Hypothesen die Sonde an, in der Erwartung, er werde mir widersprechen. Umsonst! Geschickt wußte er jedem Griffe auszuweichen, und als er schließlich aufstand, seine Cigarre anzündete und mir einen vergnügten Nachmittag wünschte, war ich im Grunde so klug wie zuvor.

Ich mache mir keine Illusionen darüber, daß meine Methode der Selbsteinführung und die etwas indiscrete Art der Aeußerung meines Interesses Herrn Chatrian einigermaßen sonderbar vorkommen mußte; allein ich hatte eine Andeutung über meine Absicht fallen lassen, demnächst eine psychologisch-literarische Studie zu schreiben, und so war ich in seinen Augen gewiß hinlänglich entschuldigt. Wenn er gleichwohl den Mantel einer nahezu ängstlichen

Reserve umhängte, so hatte er offenbar andre Motive, und ich war fest entschlossen, trotz aller Schwierigkeiten dahinter zu kommen.

Während Chatrian in Paris damit beschäftigt ist, „Andre arbeiten zu sehen", sitzt Erckmann wie ein Eremit in dem gemeinschaftlichen Landhause zu Raincy und handhabt die Feder. Chatrian hatte mir seinen geistigen Zwillingsbruder als einen „Bären" geschildert, der nur in den seltensten Ausnahmefällen Besuch annehme: „Geben sie Acht, die Bonne wird Ihnen sagen: Monsieur est sorti — und dann haben Sie's."

Ich ließ mich durch diese dunkle Warnung nicht abschrecken, sondern zahlte meine Zeche und schritt kühn dem Bahnhofe zu. Eine halbe Stunde später saß ich im Coupé.

Raincy liegt einige Meilen östlich von Paris, an der Straßburger Linie. Der Name: Dorf würde für diese höchst eigenartige Niederlassung eben so wenig passen, als die Bezeichnung: Stadt, oder: Flecken. Raincy war ehedem ein großer, prächtiger Park und gehörte dem Könige Louis Philipp. Das zweite Kaiserreich confiscirte diese Besitzung und legte inmitten der romantischen Wildniß Boulevards an, die sich binnen Kurzem mit zahlreichen zerstreuten Landhäusern und Villas bedeckten.

Ein Gang durch die Straßen von Raincy bietet dicht nebeneinander die überraschensten Gegensätze. Undurchdringliches Waldgestrüpp wechselt mit anmuthigen Gärten und labyrinthischen Schlingwegen. Bald wandeln wir an großen Erdbeer- oder Kartoffelfeldern vorüber, bald an einer schwereichnen Hausthüre mit breiter Marmortreppe. Jetzt glauben wir uns in ein elegantes Vorstadtviertel von Paris, jetzt in einen lauschigen Winkel des Thüringer Waldes oder des Spessarts versetzt. Ueberall herrscht jedoch der tiefste Friede, die feierlichste Sabbathstille. Kein Omnibus, keine Droschke stört hier die Betrachtungen eines schlendernden Parkperipatetikers. Nur dann und wann ein

sonnverbrannter Blousenarbeiter, eine Landschöne mit Eier- und Butterkörben, — und wenn es hoch kömmt, ein langsam dahin rollender Gemüsekarren, — das ist die Staffage der Raineyschen Straßenscenerie ....

Das Landhaus der beiden „Unzertrennlichen", wie der Volksmund sie seit lange betitelt, liegt weit, weit vom Bahnhofe, am Boulevard du Nord. Es ist eine kleine Reise, die bei einer brennenden Augustsonne ihre Strapazen hat. Anmuthig in die Umgebung von dichtbelaubten Kastanien und Buchen geschmiegt, bietet die zweistöckige Villa unsrer Elsässer das Bild der tiefsten Zurückgezogenheit, — ein Tusculum von durchaus deutschem Charakter, wie denn auch seine Bewohner ihrem Wesen nach mehr Deutsche als Franzosen sind.

Ich trat an die Gartenthüre und klingelte. Sofort ertönte ein lebhaftes Hundegebell, und als die „Bonne" mir öffnete, sprangen ein großer, schwarzer Neufundländer und ein muntrer Spitz schweifwedelnd auf mich zu und bewillkommten mich mit vieler Zuvorkommenheit. Dieser Empfang war nichts weniger als ungastlich, und so zog ich denn mit wachsendem Sicherheitsgefühl eine Karte hervor, und schrieb mit Bleistift auf die Rückseite:

„— désire voir Mr. Erckmann pour une minute et demie."

Die Wirthschafterin hatte nämlich die Anwesenheit ihres Gebieters keineswegs in Abrede gestellt, sondern nur hinzugefügt, Herr Erckmann sei außerordentlich beschäftigt.

Nach wenigen Augenblicken kam mir aus der Thüre des Landhauses ein Mann entgegen, der das leibhaftige Wohlwollen in Person zu sein schien. Eine kräftige, etwas beleibte Figur von mittlerer Größe, mit kurzem, blondem, in sich zurückgebogenem Schnurrbart, weitblinkender Glatze und einem breiten, rosigen Vollmondsgesicht, — so trat Emil Erckmann auf mich zu und reichte mir, dem völlig Unbekannten, treuherzig und trotz alledem graziös und

Jovialeresk die biedre rundliche, grübchenreiche Rechte. Aus seinen kleinen grauen Augen blitzte ein ungebändigtes jugendliches Feuer, eine Klarheit des Geistes, eine Frische der Thatkraft, deren Eindruck wiederzugeben mir unmöglich ist. Ueber der ganzen Erscheinung lagerte der Schimmer eines ewig heiteren, glücklichen, sonnigen Gemüths.

Ich bat ihn wegen meiner unbescheidenen Störung — die Feder hinter seinem Ohre bewies mir, daß ich ihn bei der Arbeit unterbrochen hatte — um Verzeihung und rückte unverblümt mit dem Zwecke meines Besuches heraus. Ich sagte ihm, ich bereite eine kleine Studie über „Erckmann-Chatrian" vor, d. h. nicht über ihre Werke, sondern über ihre Personen, und zu diesem Behufe hätte ich meine Helden von Angesicht zu Angesicht sehen müssen . .; bei Chatrian sei ich bereits gewesen, und wenn er nun liebenswürdig sein wolle, so würde er mir nicht grollen, sondern mich in seine Idylle am Boulevard du Nord einen theilnehmenden Blick werfen lassen.

Mit einer Artigkeit, die ich nicht genug rühmen kann, erwiderte mir der so seltsam überfallene Schriftsteller, es könne ihm nur schmeichelhaft sein, wenn man in Deutschland für seine Personalien so viel Interesse hege, und erbot sich, mir zu zeigen, was ich nur immer wünschte.

„Ich sprech' auch e bissel Deitsch", fügte er in seinem gemüthlichen Elsässer Dialect hinzu, und in diesem Augenblicke kam er mir vor wie ein alter Bekannter.

Er führte mich nun zunächst in den Garten und zeigte mir seine Tauben, seinen Hühnerhof und die traulichen schattigen Plätzchen, an denen Raincy so reich ist.

„Arbeiten Sie zuweilen im Freien?" fragte ich.

Er verneinte. „Die Inspiration", sagte er, „kommt mir nur an meinem Schreibpult." — Können Sie sich denken", fuhr er nach einer Pause fort, „daß es mir rein unmöglich ist, eine Scenerie zu beschreiben, so lange mich dieselbe umgibt? Ferne von meiner Heimat, dem Elsaß

male ich ihn aus der Erinnerung. Wenn ich in einigen Jahren Raincy verlassen haben werde, so denke ich einen Roman hier an diesen romantischen Park-Boulevards spielen zu lassen . . ."

Diese Bemerkung führte das Gespräch auf seine schriftstellerische Vergangenheit.

Er schilderte mir die Begebnisse, in deren Folge er die Mitarbeiterschaft mit Chatrian begonnen, folgendermaßen:

Ich bin am 20. Mai 1822 zu Pfalzburg im Niederelsaß geboren, und besuchte daselbst bis zu meinem 19. Jahre das Lyceum des Professors Perrot. Der vier Jahre jüngere Chatrian, der in Boldestenthal, nicht weit von Pfalzburg, das Licht erblickte, war bei meinem Abgang nach der Universität in demselben Lyceum Untersecundaner. Wir hatten von einander kaum Notiz genommen. Ich ging nach Paris, studirte Jura und machte meinen Doctor. Inzwischen war ich einmal wieder in Pfalzburg gewesen und hatte auch begreiflicher Weise meinen alten Lehrer Perrot besucht, mit dem mich eine intime Freundschaft verband.

„Nun, was macht die Schule?" fragte ich ihn, nachdem die erste Freude des Wiedersehens vorüber war.

„Ach Gott" seufzte er, „seit du weg bist, habe ich nur wenig Schüler, die für die Wissenschaft ein ernstes Interesse zeigen, oder eigentlich nur einen . . ."

„Ich mußte laut auflachen. Aber Perrot meinte es ganz ernstlich.

„Und der eine wäre?" fragte ich neugierig.

„I nun, der junge Bauernsohn aus Boldestenthal, der Chatrian . . . — Erckmann, den Burschen solltest du näher kennen lernen, — ich glaube, ihr paßt zu einander."

Er lud uns beide zum Nachtessen ein, wir waren zusammen bis gegen Mitternacht, trennten uns in gehobener Stimmung, aber das war Alles. Chatrian gefiel mir recht gut, ich lernte seine bedeutende Begabung würdigen, allein

ein Gedanke an eine gemeinsame Thätigkeit kam uns beiden nicht in den Sinn. Ich reiste wieder ab und hatte die Geschichte bald vergessen. Chatrian absolvirte inzwischen sein Abiturienexamen, und da ihn seine Eltern für den Kaufmannsstand bestimmten, so ging er nach Belgien in ein Glaswaarengeschäft.

Abermals verflossen zwei Jahre, und abermals besuchte ich Pfalzburg und meinen alten Freund Perrot. Wen treffe ich da bei ihm auf seinem Zimmer? Niemand anders als Chatrian, der seinem Prinzipal Knall und Fall aufgesagt und sich hoch und theuer verschworen hatte, lieber zu sterben, als in die Brüsseler Zwangsjacke zurückzukehren. Diese Selbstständigkeit machte mir den jungen Mann interessant. Perrot zeigte mir gelegentlich eine Abhandlung über eine wichtige sociale Frage, zu deren Bearbeitung Chatrian inmitten seiner täglichen Plackereien Muße gefunden hatte, und die Arbeit frappirte mich so, daß ich dem Verfasser meine Vorschläge machte ....

Chatrian acceptirte. — Ich will Sie mit einer detaillirten Schilderung der Schwierigkeiten, welche wir zu überwinden hatten, ehe wir mit unsern Schriften durchdrangen, nicht ermüden. Unsere ersten Feuilletons erschienen im „Démocrate du Rhin“: acht Tage später war das Blatt von Regierungswegen unterdrückt ... Wir schrieben ein vieractiges Drama: „Der Elsaß im Jahre 1814“: zwei Tage vor der Aufführung legte der Präfect sein Veto ein. Ein Jahr später gingen wir nach Paris. Mit Mühe hatten wir uns Eingang bei dem Feuilleton der „Revue de Paris“ verschafft: vierzehn Tage später wurde die „Revue de Paris“ von dem Gouvernement suspendirt ...

Da offerirte uns der „Moniteur Universel“ gegen ein sehr anständiges Honorar sein Rez-de-Chaussée. Wir brauchten damals Geld ... und somit acceptirten wir....

Unsere politischen Ansichten erlaubten uns jedoch nicht, diese Mitarbeiterschaft fortzusetzen. Hätten wir nur Feuille-

tons im eigentlichen Sinne geliefert, so konnte uns die politische Färbung des Blattes, das sie abdruckte, gleichgültig sein. Allein wir producirten vorzugsweise Novellen und Erzählungen, deren Charakter eine Tendenz erheischte — und die Unterdrückung dieser Tendenz aus Rücksicht auf die Richtung des publicirenden Blattes schien uns mit unserm Gewissen und unserer Ueberzeugungstreue unvereinbar.

Wir gaben also den „Moniteur" auf, und waren nunmehr wieder auf dem alten Fleck. Unser Genre sagte den Franzosen nicht recht zu. Unsere Bildung war eine zu deutsche, um dem damaligen Pariser Publikum sympathisch zu sein ...

Zehn Jahre lang pochten wir vergeblich an die Pforten der Pariser Rédactionen, bis endlich das „Journal des Débats" unsere Specialität begriff und einen größeren Roman von uns veröffentlichte, der gründlich durchschlug. Gleichzeitig machte uns die „Revue des deux mondes" glänzende Anträge — und unser literarisches Glück war gemacht."

Erckmann hielt inne. Seine Augen leuchteten. Die Erinnerung an die bestandenen Kämpfe hatte ihn sichtlich ergriffen. Ich schwieg, denn ich fühlte, daß eine banale Bemerkung ihn verletzen würde.

Er zeigte mir nunmehr sämmtliche Räumlichkeiten des Hauses Chatrian bewohnt den untern Stock, Erckmann den obern. Unten, gleich dem Eingang gegenüber, befindet sich der gemeinsame Speisesaal, ein etwas altfränkisch möblirtes, aber höchst gemüthliches Zimmer. Schwere Bänke aus Eichenholz stehen an den Wänden entlang. Das bekannte Bild „Rouget de Lisle, die Marseillaise vortragend", hängt über der Thüre, und rechts und links prangen zwei prächtige Nachbildungen der Venus von Milo und des Belvederischen Apollo. Die übrigen Zimmer sind moderner ausstaffirt; indeß athmen auch sie eine wohl-

thuende Einfachheit. Im obern Stock ſind zwei gaſtliche Fremdenzimmer hergerichtet. Erckmanns Arbeitsſtube iſt ein kleines blautapezirtes Quadrat ohne jeden äußeren Schmuck. Auf einem runden Tiſche aus Tannenholz iſt eine kleine pultartige Einrichtung angebracht, und rings herum am Boden liegen Stöße von Büchern und Manuſcripten. Nie ſah ich eine regelmäßigere Schrift, als die Erckmanns: in den langen Zeilen ſeiner Quartbogen iſt keine Ausweichung, keine Unebenheit zu bemerken; das Ganze ſieht faſt aus wie armeniſche Typographie. Die Bibliothek der beiden Freunde beſteht faſt ausſchließlich aus hiſtoriſchen und philoſophiſchen Werken: die belletriſtiſche Literatur der Gegenwart iſt gar nicht, die claſſiſche nur ſehr ſpärlich vertreten. Erckmann ſagte mir ſpäter einmal, jedes Genießen fremder Schöpfungen ſei für ihn mit dem eigenen Produciren unvereinbar.

In einem Nebengebäude befindet ſich ein allerliebſtes Billardzimmer, deſſen Wände mit Alterthümern aller Art geſchmückt ſind. Dieſer Platz iſt das Rendezvous eines kleinen Kreiſes von Pariſer Schriftſtellern, Künſtlern und Theaterdirectoren, die ſich hier allwöchentlich einmal einfinden, Bier trinken, caramboliren und Erckmann-Chatrians treffliche Cigarren rauchen. Erckmann ſelbſt iſt in die Geheimniſſe des Billardſpieles nicht eingeweiht, und oft ſitzt er noch ſtundenlang oben in ſeinem „blauen Loch“, wie ſeine Freunde zu ſagen pflegen, während es unten ſchon toll genug hergeht. Er muß ſich alsdann noch eine Scene von der Seele ſchreiben, — ſonſt iſt er für den ganzen Abend unbrauchbar.

Im Uebrigen fehlt der allerliebſten Villa Nichts, was zum Comfort gehört. Ein Badezimmer, ein hübſcher Balkon und eine Veranda bedürfen kaum der Erwähnung, denn ſie verſtehen ſich bei einem franzöſiſchen Landhauſe von ſelbſt.

Nachdem ich alle dieſe Einrichtungen ausgekundſchaftet

hatte, setzten wir uns an den Eichentisch im Speisesaal; die Bonne brachte in einem humpenartigen Steinkruge schäumendes Straßburger Bier, die Cigarren wurden angezündet, und nun erzählte mir mein gefälliger Wirth, was ich zu wissen brannte: nämlich, wie Erckmann-Chatrian arbeitet. Lassen wir den wackeren Pfalzburger selbst reden: —

„Chatrian fährt jeden Morgen um neun Uhr nach Paris, und kehrt jeden Abend um sechs Uhr wieder hierher zurück. Ich bin dagegen Tag für Tag von früh bis spät zu Hause: den Schluß können Sie sich selbst ziehen. Sie werden die Thätigkeit Chatrians und seine Bedeutung für mich und unsere Arbeiten nicht unterschätzen, wenn ich Ihnen sage: Chatrian hat, seitdem wir mit einander zu thun haben, noch nicht die Feder angesetzt!"

Ich drückte mein Erstaunen aus. — „Ja, so ist es," fuhr er fort. „Da haben Sie das ganze Geheimniß der Stileinheit, welche selbst unsre Gegner in unseren Romanen nicht wegläugnen können: der Stil aller unsrer Schriften ist mein."

Ich begriff jetzt, warum Chatrian sich geweigert hatte, mir reinen Wein einzuschenken. Offenbar fürchtete er, eine oberflächliche Beurtheilung werde aus der wahren Kenntniß der Thatsachen einen einseitigen Schluß ziehen. Daß das Verdienst Chatrians bei ihren gemeinsamen Leistungen indeß kein Geringes ist, wird aus dem Folgenden erhellen.

„Jeden Abend nach Tische," erzählte Erckmann weiter, „wenn die Bonne von Neuem die Humpen gefüllt, beginnt unsre gemeinschaftliche Thätigkeit. Ich lese dann zunächst vor, was ich den Tag über geschrieben habe. Chatrian besitzt in hohem Grade, was man Compositionstalent nennt. Fast immer hat er in dieser Richtung etwas an meiner Arbeit auszusetzen. Ich, vorzugsweise Colorist, verfalle nur allzuleicht in den Fehler, die Perspective zu vergessen, und z. B. unwichtige Nebenpersonen mit einer

gleichen Detailmalerei zu beehren, wie die Hauptcharaktere. Hier legt denn Chatrian sein Veto ein. Er weist mir mit einem kritischen Scharfsinn, den ich nicht genug bewundern kann, die Irrthümer und Schwächen meiner Anordnung, meiner Entwickelung nach und streicht mit stoischer Hartherzigkeit alles Ueberflüssige und Unmotivirte. Auch in stilistischer Hinsicht besitzt er ein ungemein feines Gefühl; er hat ein Verständniß für die Nuancen der Rede, für die Abdämpfungen der Begriffe, wie kein Zweiter. Demungeachtet würde er, seinem eignen Geständniß zufolge, nicht so wie ich, im Stande sein, die eigentliche Ausarbeitung zu übernehmen. Chatrian ist kein Prosaiker. Seine Verse sind dagegen allerliebst und erinnern mehr als alle übrigen französischen Poesien an die deutschen Lyriker. Ist nun der erste Theil unsrer Aufgabe, die Durchsicht des bereits Vollendeten, erledigt, so beginnt die Vorbereitung, Besprechung und Sichtung dessen, was ich etwa am folgenden Tag vorzunehmen gedenke. Der Plan des ganzen Werkes liegt uns selbstverständlicher Weise vor, ehe ich überhaupt die Feder ansetze: diese Präparation für den andern Tag bezieht sich immer nur auf die Einzelheiten unsres Entwurfes. Hier kommt denn das Talent Chatrians zu seiner vollen Geltung. Er ist Meister im Gruppiren; er hat einen tiefen Blick für die Verschlingungen der Intrigue; er versteht es, den Charakteren Relief zu geben. So sitzen wir oft bis Mitternacht und länger den Bleistift in der einen, die Brieftasche in der andern Hand, und tauschen, halblaut redend, unsre Gedanken aus. Um ein Uhr hat die Wirthschafterin Auftrag, uns an die Bürgerpflicht der Ruhe zu erinnern. Gehorchen wir alsdann ihrer Mahnung nicht, so löscht sie uns die Lampe aus. Es ist indeß ein paar Mal vorgekommen, daß wir im Dunkeln bis gegen drei Uhr fortdebattirten. Seitdem haben wir die Bonne autorisirt, zu Zwangsmaßregeln zu schreiten: sie hat das Recht, nach ein Uhr ein Hackebretconcert

anzuſtimmen, das uns jede Converſation unmöglich machen würde."

Ich mußte laut auflachen. Archimedes und ſeine Cirkel fielen mir ein, und die ganze Komik dieſer nächtlichen Scene trat ſo lebhaft vor meine Seele, daß es mich Mühe koſtete, meine Zwerchfellmuskeln wieder zur Ruhe zu bringen.

Auch Erckmann lachte herzlich mit.

„Ja," ſagte er ſchließlich, „ſo iſt's! Wie wir collaboriren, ſo können es alle, ſelbſt die größten Poeten, ohne daß ſie fürchten müſſen, die neun Himmliſchen zu beleidigen! Sagen Sie das Ihren Landsleuten!"

Noch einmal goß er die Becher voll bis zum Rande, erhob das Glas und ſprach mit warmer, klangvoller Stimme:

„A votre santé!"

„A votre santé!" erwiderte ich, und nie war dieſer Wunſch aufrichtiger über meine Lippen gekommen.

Zwei Minuten ſpäter ſaß er wieder oben, an dem vierten Bande ſeiner „Histoire d'un Paysan". Wenn dieſe Zeilen die Preſſe verlaſſen, iſt das Buch vielleicht ſchon erſchienen.

Pariſer Wucherer.

Das egoistische Geschöpf, Mensch genannt, hat es von jeher verstanden, aus der Verlegenheit und dem Unglück seiner Brüder Capital zu schlagen. — Mit der fortschreitenden Ueberfeinerung der Sitten, mit der Steigerung der Lebensbedürfnisse, hat auch diese illiberalste aller Professionen eine erhöhte Bedeutung gewonnen, und in einer Stadt wie Paris spielen die Wucherer eine Rolle, von deren Wichtigkeit sich nur derjenige eine entsprechende Vorstellung macht, der entweder thöricht und unglücklich genug ist, mit diesem Auswurf in „geschäftliche" Beziehungen zu treten, oder der dem Gesindel zum Zwecke culturhistorischer Studien eigens hinter die Coulissen blickt.

Wenn wir das Corpus Juris aufschlagen und die Bestimmungen über die Zinsnahme lesen, denen zufolge Personæ illustres nur 4, Kaufleute 8, und alle Uebrigen nur 6 Prozent nehmen durften; wenn wir das Verbot finden: „Es ist Niemanden erlaubt, die Zinsen zum Capital zu schlagen, und Zinseszins zu nehmen!" — so muthet uns das angesichts der Pariser Escompteur-Verhältnisse wie ein Lied aus mythischer Vorzeit, wie eine Sage an, für deren süße Klänge uns das Verständniß fehlt. — Es gibt in Paris eine Sorte Wucherer, die fünftausend Prozent nimmt! Wie ist dies möglich? Wer ist dornirt, wahnsinnig genug, einer solchen Blutsaugerei ohne Gleichen in

die Hände zu fallen? Lieber Leser! Bei Gott und in Paris sind alle Dinge möglich! Der Hunger thut weh, und ein Herz, an das die Verzweiflung anpocht, ist zum Aeußersten fähig.

Die berüchtigsten Wucherer des mittelalterlichen Paris waren die lombardischen Juden, die ihr Quartier in jener Straße aufgeschlagen hatten, welche noch heute ihren Namen trägt. — Jahrhunderte erhielt sich der Lombarde in seiner vollen unverfälschten Eigenart. — Die Revolution von 1789 machte ihm den Garaus. — An seine Stelle trat die weitverzweigte Familie jener widerlichen Gestalten, als deren Typus der Gobseck Balzac's zu betrachten ist. — Diese gemeinen Durchschnitts- und Allerwelts-Wucherer bewohnten eine Baracke von so schmutzigem Exterieur, daß sich die Seele des Insassen ihrer eigenen Schmutzigkeit weniger bewußt ward; sie harmonirte zu vollständig mit ihrer Umgebung. Dicker Staub bedeckte die wurmstichigen Möbel; von den Wänden troff eine ekelhafte Feuchtigkeit; das Licht des Tages erhellte diesen Aufenthalt menschlicher Verkommenheit nur spärlich. Der Gobseck trug einen langen, vielfach geflickten Paletot, ein lebensmüdes Hauskäppchen, über dessen Urfarbe debattirt werden konnte, Pantoffeln, deren niedergetretene Klappen mit der Sohle im vollen Sinne des Wortes zusammengeschweißt waren, und eine Brille mit großen, runden Gläsern, die seinem Antlitz einen eulenartigen Ausdruck verliehen. — Stirne und Wangen wetteiferten im Punkte der Runzeln; seine spitze Nase, sein vorgebogenes Kinn, und die schmalen, bläulichen Lippen vollendeten das Bild eines Schurken, der zu klug war, um mit dem Strafgesetzbuch in ernstliche Collision zu kommen, dafür aber mehr Unheil anrichtete, als alle Tropmann's und Lacénaire's zusammengenommen.

Heutzutage gehört auch dieser Typus zu den seltneren. Der Wucherer von 1870 ist meistens ein Mann in den

besten Jahren, ja, oft ein Jüngling in der Blüte der Zwanziger. — Die Arbeitstheilung hat auch hier Platz gegriffen, und so kann man denn sagen, daß gegenwärtig jeder Stand, jede Gesellschaftsclasse ihre eigenen Blutsauger besitzt, die sich im Aeußeren gewöhnlich nicht unwesentlich von einander unterscheiden. Lassen wir einige dieser Gauner Revue passiren.

Der Wucherer des Petit-Crevés.

Petit-Crevés — so nennt die neufranzösische Kunstsprache bekanntlich jene mehr oder minder lächerlichen Hanswurste, die keine höheren Bestrebungen kennen, als die Sorge, sich nach der neuesten Mode zu kleiden, im Café Riche zu diniren, Cigarren zu einem Franken das Stück zu rauchen, und Pferde, Hunde und Maitressen zu halten. — Es gibt Petit-Crevés, die mit der Zeit zur Besinnung kommen, und die jockey-clubliche Nichts- und Wieder-Nichts-Existenz an den Nagel hängen, um vernünftige Menschen zu werden; allein diese seltenen Ausnahmen sind nie rechte Petit-Crevés gewesen. Sie haben den Stutzer nur aus genialischer Launenhaftigkeit gespielt, wie Prinz Heinz von England das mauvais sujet copirte; oder sie waren Petit-Crevés aus Pflichtgefühl gegen die Gebote des „Chic" — ohne sich jedoch in ihrem Petit-Crevismus recht wohl zu fühlen. Im Allgemeinen ist und bleibt der Petit-Crevé ein jämmerlicher Tropf, an dem Hopfen und Malz verloren ist. (Wir werden uns in einem späteren Aufsatze eingehender mit ihm beschäftigen.)

Der Wucherer, der sich die Welt dieser Taugenichtse zum Terrain seiner Großthaten auserkürt, ist meistens ein Mann von circa vierzig Jahren, derb, starknochig, breitschulterig, eher klein als groß, mit dichtem, wolligem Backenbart, gutem Gebiß, riesigem Appetit, und einer Faust, deren rundliche stumpfe Finger in Verbindung mit dem behaarten Gelenk die massivste Brutalität verrathen. Der

Dandy-Wucherer — so wollen wir ihn der Kürze und Bequemlichkeit halber nennen — sieht neben seinem Opfer ungefähr aus, wie ein normännisches Omnibuspferd neben einem Sieger der Rennbahn. — Hier Alles dünn, schmächtig, zierlich, — dort Alles gesund, roh, derbsinnlich. — Wir werden den Dandy-Wucherer und seine Beziehungen zum Petit-Crevé am besten kennen lernen, wenn wir eine ihrer „geschäftlichen" Unterredungen belauschen. Dem Dandy-Wucherer begegnet man in den eleganteren Stadtvierteln — auf den Boulevards du Centre, am Börsenplatze, in den Passagen u. s. f. — so häufig, daß es verhältnißmäßig wenig Mühe kostet seine charakteristischen Merkmale ausfindig zu machen. — Hören wir also eines jener typischen Gespräche, wie sie täglich zu Dutzenden stattfinden.

Im Café Tortoni sitzt ein junger Mann, dessen Gesichtszüge eine gewisse Unruhe athmen. Seine Leibwäsche ist von tadelloser Reinheit und Feinheit; seine Jaquette sitzt wie angegossen; die wohlgepflegten Finger, deren Spitzen von langen, rosigen Nägeln überragt sind, krauen ängstlich in dem spärlichen Backenbärtchen, das sich der ihm aufgenöthigten Cotelettesform absolut nicht fügen will. Der junge Mann ist Monsieur le Baron Benjamin Vaurien.

Unterdessen schlängelt oder besser wälzt sich über die Asphaltplatten des „Boulevard des Italiens" die gedrungene Gestalt des ehrenwerthen Herrn Polydore Fourbe-Flouteur, des Gauners, dem Monsieur le Baron Benjamin Vaurien um drei Uhr Nachmittags im Café Tortoni ein Rendezvous gegeben hat.

Fourbe-Flouteur legt durchaus keine Eile an den Tag, obgleich es bereits Dreiviertel auf Vier geschlagen hat. Mit breitem Schmunzeln, die linke Hand in den Beinkleidern, die rechte in der Westentasche, schlendert er einher, hier ein wohlwollendes Kopfnicken, dort ein gnädiges Lächeln austheilend. — Jetzt bleibt er stehen, um dem Herrn von So und So brüderlich die Hand zu schütteln; jetzt

zieht er ein Notizbuch aus dem Paletot und nimmt die Miene an, als sei ihm plötzlich etwas Hochwichtiges eingefallen . . . Herr Fourbe-Flouеur hat nämlich immer ein kolossales Geschäft „in Petto", ein zweites nicht minder bedeutendes „im Gange" und ein drittes „soeben erledigt".

Endlich ist er am Ziel seiner Wanderung angelangt. Nachlässig und mit siegesgewisser Gemüthlichkeit betritt er das Kaffeehaus.

Der Jüngling Vaurien, der in der Verzweiflung bereits seine dritte Halbtasse geleert hat, fährt vom Sitze empor.

„Gott sei Dank, daß Sie kommen! Sie haben mich auf die Folter gespannt . . ."

„Ah, mein Freund, daran müssen Sie sich gewöhnen. Ein Mann von meiner Stellung ist nie Herr seiner Zeit . . ."

„Aber eine Verabredung . . ."

„Durchmustern Sie das Leben unserer bedeutendsten Financiers: Sie werden die Wahrheit meiner Behauptung bestätigt finden. Die Geschäfte machen uns zu Sklaven ihrer Laune . . ."

„Trinken wir ein Glas Sherry?"

„Mit Vergnügen. Aber ich habe nur zwanzig Minuten Zeit . . ."

„Das ist wenig; ich dachte . . ."

„O, die Jugend, die keinen Begriff von dem umfassenden Wirkungskreise eines Fourbe-Flouеur, keine Idee von der Kostbarkeit der Minuten hat . . ."

Das Gespräch dreht sich nun noch etwa eine Viertelstunde lang um Gegenstände von allgemeinerem Charakter, wie z. B. die unangenehme Situation eines Elegants, dem die Kapitalien ausgehen, oder die unsterblichen Verdienste, die sich Fourbe-Flouеur um die bedürftige Menschheit erworben hat. Endlich sieht der Wucherer auf die Uhr und sagt . . .

„Donnerwetter! Ein Viertel auf Fünf . . . Wir hatten ja wohl eine kleine Abrechnung zu erledigen . . ."

„Achttausend Francs," seufzt der junge Mann; „die Frist ist heute abgelaufen . . ."

„Achttausend Francs, sagen Sie . . . hm . . . ich entsinne mich nicht genau . . . man vergißt solche Lappalien . . ."

Er blättert eine Minute lang in seiner Brieftasche.

„Achten Mai . . . Neunten Mai . . . Sechstausend Francs . . . Zweiundzwanzigtausend . . . hier . . . warten Sie . . . sechs und sechs ist zwölf . . . und Sechstausendachthundert zu den Zwölfhundert . . ."

Benjamin Baurien seufzt noch stärker als zuvor.

„Apropos, mein lieber Fourbe-Flouneur," beginnt er nach einer Pause; „habe ich Ihnen schon erzählt, daß ich mich nächstens verheirathe?"

„Ich glaube mich zu erinnern . . . sechs von neun bleiben drei . . ."

„Die Baronesse Titi, eine reizende Blondine . . ."

„Ah? Tant mieux pour vous . . . fünf von zehn macht fünf . . ."

„Dreimalhunderttausend Francs Mitgift, mein lieber Fourbe-Flouneur, und achtmalhunderttausend in Aussicht . . ."

„Das ist recht hübsch, lieber Baron . . . Sie schulden mir achttausendneunhundert Francs."

„Schön."

„Sie haben wol Bankbillets bei sich . . .? (sieht auf die Uhr) . . . Crénom, ich muß fort . . . wickeln wir die Sache also rasch ab . . ."

Es ist fast überflüssig zu bemerken, daß unser Freund Baurien nicht nur keine 8900 Francs bei sich hat, sondern im Gegentheil die Absicht hegt, den humanen Fourbe-Flouneur um ein neues Darlehen zu ersuchen. — Bauriens Lage ist kritisch. — Die Hochzeit mit der Baronesse Titi würde vielleicht noch in der elften Stunde zu Wasser wer-

den, wenn es ihm nicht gelingen sollte, bis zum letzten Moment sein Renommee als begüterter junger Mann aufrecht zu halten. Hat er doch in der That von einem Oheim mütterlicher Seits eine reiche Erbschaft zu erwarten! Nur momentan, momentan ist er auf dem Trockenen! — Wie kann er vor seine Laura treten, ohne mindestens vier reizende Isabellen, ein Tilbury und einen Jokey mitzubringen? Unmöglich! — Er muß Geld auftreiben, um jeden Preis!

Ein inhaltschweres Wort! Um jeden Preis! Fourbe-Flouneur weiß das zu genau, und mit kalter Berechnung steuert er auf sein Ziel los.

„So und so liegen die Dinge," sagt Benjamin nach einer mehr oder minder beredten Auseinandersetzung; „zahlen kann ich nicht und wenn Sie mich aufhängen; dagegen wäre ich Ihnen höchlichst verpflichtet, wenn Sie mir vor übermorgen fünfundzwanzigtausend Francs verschaffen wollten. Ich bin Ihnen sicher, das wissen Sie!"

Jetzt aber scheint die Sache unserem Wucherer zu toll zu werden. Er ergreift seinen Hut.

„Ich weiß nur dies: daß ich in Geschäftssachen die Pünktlichkeit liebe. — Adieu!"

„Aber, Fourbe-Flouneur, Mann meines Herzens, zum Fliegen gehören doch Flügel! Was kann Ihnen daran gelegen sein, ob Sie noch vier Monate länger warten? — Kommen Sie her! Wie viel Zinsen soll ich Ihnen bezahlen?"

„Sparen Sie Ihre Mühe. Adieu!"

Der Petit-Crevé faßt den Wucherer am Arme.

„Liebster, bester Fourbe-Flouneur, wollen Sie, daß ich mir eine Kugel durch den Kopf jage?"

„Halten Sie das, wie Sie wollen; wir sind fertig."

Es fallen nun noch einige Dutzend ähnlicher Redensarten. Endlich scheint der Wucherer ein menschliches Rühren zu fühlen.

„Gott, mein lieber Baron," sagt er; „ich würde ja schon allenfalls mit mir reden lassen, aber ich versichere Sie auf Cavaliersparole, — ich habe kein Geld zur Hand . . ."

„Pah! ein Finanzmann wie Sie und kein Geld! Machen Sie das einem Andern weiß."

Schließlich beginnt Fourbe-Floueur hin und her zu sinnen.

„Voyons", — dies ist die übliche Rede, wenn man in nebelgrauer Ferne eine Idee dämmern sieht — „voyons . . . ich habe da in Passy eine Ladung frischer Ochsenfelle . . . etwa für 15,000 Francs . . ."

„Ochsenfelle? aber was soll ich mit Fellen thun? Geld brauche ich, aber keine Felle . . ."

„Hm! voyons! ich würde Ihnen vielleicht die Adresse eines soliden Käufers übermitteln können, an den Sie die ganze Ladung en bloc losschlagen und . . . hm . . . Sie würden allerdings dabei verlieren . . . der Termin ist so kurz . . . übermorgen, sagen Sie? . . ."

Dem Petit-Crevé wird Angst und bange.

„Gut also!" sagt er seufzend; — „aber weiter! Ihre Ochsenfelle decken doch erst einen Theil meines Bedürfnisses."

„Hm! voyons," fährt Fourbe-Floueur fort, indem er eifrig in seiner Brieftasche hin und her blättert, — „richtig . . . da fällt mir ein . . . in den Weinhallen liegt mir eine Sendung Burgunder, über die ich noch nicht verfügt habe . . ."

Kurz, nach langer Debatte „kauft" der Petit-Crevé für 40,000 Francs diverse Waaren, schlägt sie Tags darauf an einen Spießgesellen des Wucherers für 25,000 Francs los und fühlt sich nun überglücklich im Besitze eines Darlehens, das er nur mit 15 Prozent zu verzinsen braucht.

Dabei ist noch zu bemerken, daß nicht Jedermann von Fourbe-Floueur so liberal behandelt wird. Wenn der

Baron Benjamin Baurien nicht so ganz zuverlässige Garantieen böte und überdies nicht ein alter Kunde wäre, so würde man ihn ganz anders geschröpft haben. So aber thut man ein Uebriges!

* * *

An dem entgegengesetzten Ende der gesellschaftlichen Scala „arbeitet" die zweite Nummer unserer Galerie:

Der Wucherer des Proletariers.

Er ist ungleich verwerflicher, als der oben geschilderte Dandy-Wucherer. Fourbe-Flouenr speculirt auf die menschlichen Schwächen, Leidenschaften und Laster; sein Opfer spielt nicht selten eine komische Figur. — Der Wucherer des Proletariers nährt sich dagegen von den Thränen der Verzweiflung, von den Seufzern der Sterbenden; er entreißt dem Hungernden die letzte Brodrinde; er mißgönnt dem Kranken das schmutzige Strohlager, auf dem er den Tod erwartet. Seine Opfer erregen nie unsere Spottlust.

Auf den Straßen von Paris blüht der Kleinhandel mit Gemüse, Obst, Fischen und anderen Eßwaaren. Die Verkäufer fahren ihre bescheidenen Vorräthe auf kleinen Handkarren von Haus zu Haus, von Platz zu Platz, in der Hoffnung, den Markthallen einige Concurrenz zu machen. Leider besitzen diese beklagenswerthen Sklaven nicht so viel, um sich aus eigenen Mitteln verproviantiren zu können — Jeden Morgen wandern sie daher zum Wucherer und borgen je nach dem Umfange ihres Unternehmens drei, vier bis zwölf Franken. Des Abends entrichten sie das erborgte Capital nebst einem Sous Zinsen per Franken. Fünf Franken tragen dem Wucherer auf diese Weise monatlich $7^1/_2$ oder jährlich 90 Franken ein. Der Leser wird sich leicht ausrechnen, um wie viel menschlicher noch Herr Fourbe-Flouenr mit seinen Stutzern verfährt.

In der St. Jacques-Straße wohnte noch vor drei Jahren ein Jude Namens Bernier, der auf Pfänder lieh. —

Einer seiner täglichen Kunden war eine arme Wittwe: sie pochte regelmäßig Morgens und Abends an die Pforte des ruchlosen Schächers, bis man sie eines Tages todt aus der Seine zog. Sie hatte jeden Morgen die Bettdecken ihrer Kinder verpfändet, um deren Kleider auslösen zu können; Abends trug sie die Kleider hin, um das Bettzeug in Empfang zu nehmen. Dieser Austausch kostete sie jedesmal 25 Centimes, — also 50 Centimes täglich. — Die Sprache entbehrt der Worte, um eine derartige Schurkerei in verdienter Weise zu brandmarken. Das „Geschäft" dieser Blutsauger — (denn Bernier zählt in Paris gar manchen Collegen) — trägt nicht weniger als fünftausend Prozent ein; (siehe oben!) — mit einigen Goldstücken verschaffen sich die Berniers also eine recht hübsche Rente!

Es wirft sich hier naturgemäß die Frage auf: wie vermag die Gesellschaft diesem schandbaren Treiben, das großentheils die Schuld an dem Elend der unteren Klassen trägt, zu steuern? Wir können uns an dieser Stelle begreiflicher Weise nicht auf weitläufige wissenschaftliche Erörterungen einlassen. Es sei indeß des Vorschlags eines französischen Publicisten gedacht, der die großen Bankiers der Metropole auffordert, eine Volks-Bank zu gründen, welche Beträge auch von noch so geringer Höhe zu gesetzmäßigem Zinsfuß ausleihen und so das Uebel mit der Wurzel ausrotten würde! Der Wucher unterbindet dem Kleinhandel alle Lebensadern: eine Volks-Bank wäre die siegreiche Vernichterin des Wuchers.

Die Berniers und Consorten unterscheiden sich auch in ihrer äußeren Erscheinung wesentlich von den Fourbe-Flioueurs. — Während diese derb, gesund und plump auftreten, ja nicht selten eine gewisse brutale Gutmüthigkeit athmen, kennzeichnet den Wucherer des Proletariers eine lauernde Miene, ein gebeugter Gang, eine Unsicherheit im ganzen Wesen. — Er kommt unter allen Arten der ganzen Gattung dem Balzac'schen Gobseck am nächsten. —

Eine dritte Species ist der Damenwucherer, oder richtiger

die Damenwuchererin,

denn diese Klasse gehört fast ausschließlich dem schwächeren Geschlecht an. — Nennen wir die wohlbeleibte Fünfzigerin, von der wir hier reden wollen, Madame Sangsue. — Sie ist stets nach einer überlebten Mode gekleidet, nicht übermäßig reinlich, und eine heimliche Absinth-Trinkerin. — Eine geschäftige Lebendigkeit und Packete in allen Taschen sind ihre vorzüglichsten Merkmale. — Wie ein brüllender Löwe umschleicht sie die Wohnungen und sucht, wen sie verschlinge. — Der Gatte ist ausgegangen. — Es klingelt. — Mit einschmeichelnden Verbeugungen tritt Madame Sangsue vor die schutzlose Gattin und öffnet unter einer wahren Sturmflut von verführerischen Redensarten ihre Büchsen und Schachteln.

„Sehen Sie, gnädige Frau, — dieser Brillantschmuck! Wie geschaffen für Ihre nußbraunen Locken! Entzückend, sage ich Ihnen! Und hier dieser prächtige Kaschmir-Shawl! Welche Falten er wirft! Gestehen Sie selbst, gnädige Frau, Sie sahen nie in Ihrem Leben ein ähnliches Meisterstück ..."

Und somit breitet sie ihre Schätze aus, — Wer die Pariserinnen kennt, der weiß die Unwiderstehlichkeit einer solchen Versuchung zu würdigen.

Aber die junge Frau hat kein Geld! Nicht Jedermann verfügt über die Renten einer Fürstin Metternich ...

Thut Nichts! Ein Wechsel, zahlbar in drei Monaten, genügt vollkommen ... Natürlich verlangt Madame Sangsue Zinsen ... die Zeiten sind schwer, und das Verdienst karg ...

Wehe der Unglücklichen, die sich durch die verlockenden Reden der listigen Schlange kirren läßt! Der Verfalltag naht heran — aber die Gelder, die man aufzutreiben hoffte,

sind unter hundert Fällen neunundneunzigmal ausgeblieben. Der Gemahl soll nicht wissen, daß man insgeheim über die Schnur gehauen. — Die Lage ist verzweiflungsvoll.

Ist die junge Frau schwach oder leichtsinnig, so sinkt sie bald von Stufe zu Stufe. Madame Sangsue jedoch reibt sich vergnügt die Hände, und fragt nicht weiter darnach, wie viel Glück sie im Keime zerstört, wie viel Elend sie gesä't hat und wie viele Flüche sie ernten wird. Vorerst zählt sie die ergaunerten Doppellonisdor's — und schmunzelt. —

Betrachten wir zum Schluß eine vierte Species von Wucherern, die ihre Geierfänge über alle gesellschaftlichen Klassen zugleich erstreckt, — ich meine die Species der

Rückverkäufer.

Nehmen wir an, ich brauche vor Ablauf zweier Tage tausend Francs — ein Fall, der in Paris nicht zu den Seltenheiten gehört. — Ich habe vielleicht im Trente et quarante verloren, — oder ein vergessener Wechsel wird mir präsentirt, oder es gilt die Auslösung einer Wette ... Ich öffne meine Portefeuille: Leer! Ich durchsuche meine Pulte: noch leerer!

Que faire? Geld muß ich haben, das steht fest, — aber woher nehmen?

Da fällt mein Blick auf den kostbaren Diamantring, den mir Tante Lottchen bei meinem verwichenen Geburtstag an den Finger gesteckt hat. Sofort durchzuckt der Gedanke an den „Rückverkäufer" mein aufgeregtes Hirn! Nicht losschlagen, nicht preisgeben will ich ja das köstliche Kleinod meiner zärtlichen Verwandtin — um Gotteswillen, nein! Diese Idee wäre um so frevelhafter, als Tante Lottchen mich ob einer solchen Mißachtung ihrer Geschenke unfehlbar enterben würde; — nur zum „Rückverkäufer" will ich den Ring tragen, einen Scheinverkauf eingehen, und nach vier Monaten mein Eigenthum gegen Entrich-

tung des Kaufpreises und der entsprechenden Zinsen zurückverlangen. — Zum Verleiher mag ich nicht gehen, da dieser Spitzbube auf das beste Pfand nur eine Kleinigkeit, und zwar zu den haarsträubendsten Bedingungen zu geben pflegt. — Der „Rückverkäufer" bagegen zahlt mir doch wenigstens ein Drittel des Werthes, und verlangt nur zehn Prozent . . . Freilich . . . wenn ich nach Ablauf der bestimmten Frist die erforderliche Summe nicht in Händen habe, so kann ich bei dem Verleiher den Vertrag prolongiren, während der „Rückverkäufer" mein Kleinod ein für alle Mal einstreicht . . . Das kömmt mir doch einen Augenblick bedenklich vor . . . Aber Unsinn, sage ich zu mir selbst! Was kann sich in vier Monaten nicht Alles ereignen . . . Ich kann im Whist gewinnen . . . ich kann irgend eine unerwartete Erbschaft antreten . . . Das große Loos kommt doch auch noch anders wo als in mangelhaft motivirten Komödien vor! . . . und ganz abgesehen von diesen außerordentlichen Ereignissen, darf ich nicht meiner eigenen Kraft vertrau'n? Ich werde arbeiten . . . ich werde . . . Gott, was werde ich nicht Alles! — wenn ich nur jetzt erst einmal glücklich meine tausend Francs habe . . .!

Gedacht, gethan. — Ich verkaufe meinen Ring unter dem Vorbehalte des Rückkaufs. — Der Wucherer grinst, wie er mir die gewünschte Summe auf den Tisch zählt. Ich glaube, der Kerl moquirt sich über mich! Er meint vielleicht einen guten Fang gethan zu haben! Quod non! Ich werde ihm zeigen, daß er sich grimmig verrechnet!

Schade, Jammerschade, — aber der Mann verrechnet sich eben nicht! Ich gewinne weder im Whist, noch erbe ich einen Sous, und was das große Loos betrifft, so genügt die Bemerkung, daß ich mich überhaupt an keiner Lotterie betheilige. Auch mit dem Arbeiten und allen anderen guten Vorsätzen ist's nicht weit her; die Unruhe läßt mich kaum zu Athem kommen; Tante Lottchen schwebt als nächtliches Gespenst ob meinem Lager, und zerschlagen wache

ich auf. Tag um Tag, Woche um Woche zerrinnt, und meine Lage hat sich eher verschlechtert als verbessert. Der verhängnißvolle Moment naht heran: ich habe gerade so viel in der Tasche, um meine täglichen Bedürfnisse zu bestreiten, — aber auch keinen Sous mehr ... Mit gerungenen Händen eile ich zu meinem Blutsauger und bitte um Aufschub ... Umsonst ... Der kostbare Ring ist verschleudert, und ich darf noch von Glück sagen, wenn der Wucherer mir gestattet, nach dem Muster des echten einen falschen verfertigen zu lassen, mit dem ich bei meinem nächsten Besuch in Fontenoy-les-Oies der guten Tante Lottchen Sand in die Augen streuen kann.

In der vorgeschilderten Weise geht es, wie gesagt, unter hundert Fällen neunundneunzig Mal. Uhren und Landhäuser, Zweigespanne und Tabaksdosen werden so für eine Bagatelle der Raub eines Speculanten. — Diese Sorte von Wucherern sendet sogar Reisende in die Provinzen aus, um die harmlosen Landbewohner, die Kleinbürger und Bauern zu prellen. — Vorzüglich nach einer Mißernte machen besagte Commis-Voyageurs glänzende Geschäfte.

Wie heißt der alte, philosophische Wahrspruch . . .?

„Homo homini lupus!“

Das versteht erst ganz, wer Paris kennt!

Ein Künstler des „Charivari“.

Wir befinden uns im Departement der Hautes-Pyrénées, auf dem Landgute eines patriarchalisch gesinnten Edelmanns. Das Diner ist vorüber. Die Gesellschaft hat sich in dem geräumigen Salon vor dem Kamin versammelt. Lustig prasseln die mächtigen Eichenscheite; lustig blitzen die dunkeln Augen der beiden Schloßfräulein, die plaudernd und lachend in einem illustrirten Modejournal blättern. Hinter ihnen steht ein junger, schmächtiger Mensch, dessen bescheidener Anzug mit der Eleganz seiner Umgebung zu contrastiren scheint. Doch verräth seine Haltung jenes angeborene Sicherheitsgefühl, wie es lebhafte und begabte Naturen selbst in ungewohnten Verhältnissen kennzeichnet. Weiter abseits lehnt der Herr des Hauses behaglich in einem Schaukelsessel und conversirt mit einem stattlichen, vollgewachsenen Manne, den er „Monsieur le directeur‘, anredet. Die Mutter des blühenden Mädchenpaares und der Geistliche des Dorfes vollenden die gemüthliche Gruppe.

Der Herr, mit welchem der Besitzer des Schlosses über die Leiden und Freuden einer kürzlich stattgehabten Fuchsjagd plaudert, ist der Director des Catasteramtes. Er verweilt seit einiger Zeit zum Behuf geometrischer Aufnahmen in der zurückgezogenen Stille des Pyrenäen-Dörfchens, und verbringt allabendlich ein paar Stunden im Schooße der gastfreien Adelsfamilie, die ihrerseits froh ist, wenigstens

ein paar Wochen lang nicht ausschließlich auf Monsieur le curé angewiesen zu sein.

Der zarte, schmächtige Jüngling ist Guillaume Sulpice Chevalier, des Directors Gehilfe.

„Nun, Monsieur Guillaume," beginnt die eine der beiden Schloßprinzessinnen, „Sie sind ja heute so schweigsam. Was fehlt Ihnen?"

Der junge Mann lächelt.

„Ich denke eben darüber nach," versetzt er in einem Tone, dessen sarkastischer Anflug ihm vortrefflich zu Gesicht steht, „wie Sie in diesem Costüm da sich ausnehmen würden . . ."

Er deutet auf ein Kupfer in dem Modejournal, das die Mädchen auf den Knieen halten.

„Ah, die Zeitungen mißfallen Ihnen?" fragt die andere . . . „Sie gehen doch stets kritisch zu Werke! Aber Tadeln ist leicht . . ."

„Und Bessermachen schwer, wollen Sie sagen! Im Allgemeinen ja — aber im vorliegendem Falle . . ."

„Wie, Sie machen sich anheischig . . .?"

„Ich bitte Sie, mein Fräulein, vermag denn diese ewige Monotonie Ihren Geschmack zu befriedigen? Der Carneval ist die Zeit der Ausgelassenheit, der Keckheit, der Originalität und doch serviren uns die Costümkünstler stets dieselben abgedroschenen Masken, nur ein wenig variirt . . . Der Pierrot, der Polichinel . . . Es ist immer die alte Leier! Ich dächte, es gehörte wenig Erfindungsgabe dazu, um etwas Besseres und Interessanteres zu liefern!"

„So zeichnen Sie uns was Neues!" sagte die erste der beiden Jungfrauen.

„Mit Vergnügen. Morgen Nachmittag habe ich eine freie Stunde . . ."

„Warum nicht gleich?"

„Nun, ich muß doch ein wenig überlegen."

„Nicht doch! Wer ein so vernichtendes Urtheil wagt,

wie Sie, Monsieur Guillaume, der muß zu jeder Zeit schlagfertig sein! Wir wollen Sie einmal ordentlich in die Klemme bringen . . ."

„Sie sind grausam," versetzte der junge Mann mit überlegenem Lächeln.

„Hier — nehmen Sie Platz," fuhr das Mädchen fort, „ich werde Papier und einen Bleistift holen . . . Nun?"

„Ich sitze ja schon."

„Gut! Sie sollen sehn, wir verstehn es, die Leute beim Wort zu nehmen!"

Sie verschwand im Nebenzimmer und kehrte nach wenigen Secunden mit den erforderlichen Utensilien zurück. Der junge Geometer ergriff den Stift, legte ein weißes Blatt auf die geschmähte Toilettenzeitung und begann mit unglaublicher Schnelligkeit eine menschliche Gestalt zu entwerfen.

Er hatte die späterhin so weltberühmte Figur des Debardeurs erfunden!

Die Damen überhäuften ihn mit Lobsprüchen. Josephine, die ältere, erbat sich die Erlaubniß, die reizende Skizze an die Redaction des Modejournals einsenden zu dürfen.

„Meinetwegen," sagte Guillaume, indem er aufstand. „Man kann nie zu früh in die Oeffentlichkeit treten, und debutirte man selbst mit einer Stegreif-Kritzelei . . ."

„Zeichnen Sie uns ein Gegenstück!" rief Eugenie, die jüngere. „Es ist besser, wir schicken dem Redacteur zwei Skizzen; dann hat er die Auswahl!"

„Gut!" entgegnete Guillaume — setzte sich und entwarf eine zweite Zeichnung.

Er hatte die unsterbliche Figur des Titi geschaffen . . .

„So, und nun schreiben Sie Ihren Namen bei!" sagte Josephine in die Hände klatschend.

„Wozu?" fragte Guillaume.

„Nun, ich dächte, das wäre bei den Künſtlern ſo Sitte . . .“

Guillaume lachte.

„Wenn Sie meinen . . . Aber warten Sie! Die Künſtler lieben es, ihren Familiennamen mit einem volltönenderen zu vertauſchen. Der berühmte Maler der Hochzeit von Canaan nannte ſich, nach ſeiner Vaterſtadt, Veroneſe . . .“

„So nennen Sie ſich Guillaume Chevalier le Pariſien oder einfach Le Pariſien!“

„Aus Paris ſind ſo viele Leute, gnädiges Fräulein; das wäre nicht originell.“

„Aber was wollen Sie ſonſt wählen? Sie ſind doch nun einmal ein geborener Pariſer!“

„Allerdings. Meine Eltern ſiedelten ſich ein Jahr vor meiner Geburt in der Metropole an. Ich bin mit Seine-Waſſer getauft!“

„Ergo!“

„Daraus folgt nicht das Geringſte! Nein, mein Fräulein! Ich weiß ſehr wohl, was ſich ſchickt! Ich werde die Skizzen mit dem Namen des Dörfchens ſchmücken, in deſſen Weichbild ich die Ehre hatte, Sie kennen zu lernen!“

Sprach's und zeichnete die beiden Blätter mit dem Namen des Dörfchens: Gavarni.

Die drei melodiſchen Silben waren bis dahin völlig unbekannt; der junge Geometer ſollte ihren Klang bis weit über die Grenzen Frankreichs hinaus berühmt machen! Er hat den Namen behalten, ja, das gebildete Europa kennt ihn nur unter dieſem Pſeudonym.

Die jungen Mädchen ſteckten die Skizzen in ein Couvert, verfaßten ein zierliches Begleitſchreiben und ſchickten das Ganze recommandirt und franco an Hern Lameſſangère, Director des mehrfach genannten Wochenblattes.

In einer der nächſten Nummern wurden die Bildchen

veröffentlicht. Der Erfolg war ein ungeheuerer. Als Gavarni nach einem mehrwöchentlichen Ausflug ins nordspanische Hochland nach Paris zurückkehrte, bestürmte man ihn von allen Seiten um Skizzen, Skizzen und Skizzen. Er gab die Geometrie auf und verlegte sich mit einem enthusiastischen Feuereifer auf's Zeichnen. Man honorirte ihn glänzend. Im Gegensatze zu vielen anderen Talenten ersten Rangs hatte Gavarni durchaus keine Kämpfe durchzumachen. Er producirte mit einer so unerhörten Leichtigkeit und war so unerschöpflich an neuen Ideen, witzigen Einfällen, geistvollen Gesichtspunkten und kühnen Streiflichtern, daß er, trotz seiner mangelhaften ökonomischen Grundsätze, über die achtungswertheften Capitalien verfügte. Die Mode- und Theaterzeitungen brachen sich um seine Beiträge fast die Hälfe. Drei, vier Jahre lang konnte neben Gavarni absolut Niemand aufkommen; er versorgte die illustrirte Presse so reichlich, daß jeder deus minorum gentium überflüssig wurde — ein Umstand, der ihm viele heimliche Feinde machte. Nur das Charivari, das humoristische Blatt par excellence, war bis zur Stunde außer dem Bereiche seines Wirkungskreises geblieben . . . Mit Einem Worte, Gavarni's eigentliches Genre schlief noch im Schooße der Zukunft.

Da sitzt der junge Künstler eines Nachmittags im Kaffeehause und schlürft, heiter beobachtend, seinen petit noir. Caboche, der Director des genannten Witzblattes, tritt ein, wandelt nachdenklich an den besetzten Tischen vorüber und stolpert über das vorgestreckte Bein des Croquiszeichners. Mit vieler Wucht und wenig Grazie fällt er dem überraschten Künstler in den Schooß, die umgeworfene Tasse überstrudelt beide mit ihrem zuckergesättigten Inhalt, die Cigarrette Gavarni's erzeugt auf der Wange des Directors eine Brandblase, und des Directors Ellbogen zerreißt Gavarni's Uhrkette. Kurz, die Situation war mehr pittoresk als gemüthlich, und die Schreckensrufe der

herzueilenden Kellner trugen nicht dazu bei, das klägliche Intermezzo zu vertuschen.

Caboche war eine leidenschaftliche Natur; die Brandwunde that weh, und der Fluch des ridicule lastet bekanntlich jedem Franzosen wie Blei auf der Seele.

„Herr!“ donnerte er, als das körperliche Gleichgewicht wieder hergestellt war, „Sie sind . . .“

In diesem Augenblick erkannte er in dem Gegenstand seines Zornes den geistvollen Verfasser der Mode- und Theaterskizzen.

Er unterbrach sich und schlug sich heftig wider die Stirne.

„Das ist ein Wink des Schicksals!“ murmelte er vor sich hin. „Der Zufall stößt mich im buchstäblichen Sinne des Wortes mit der Nase darauf.“

Er verneigte sich.

„Sie sind Herr Gavarni?“

„Zu dienen! Was Sie betrifft, Monsieur, so scheinen Sie mir . . .“

— Er wollte eine Verbalinjurie ausstoßen, aber der Andere nahm ihm das Wort vom Munde, und es entspann sich ein geordnetes, ruhiges Gespräch.

„Ich bin François Caboche, vom Charivari,“ sagte der Director. „Wir bringen Pariser Carricaturen, satirische Actualitäten — Sie kennen uns ja! Wollten Sie nicht unser Mitarbeiter werden?“

„Pah,“ entgegnete Gavarni, „ich habe mich auf dem Gebiet der Carricatur noch nicht versucht!“

„Das schadet nichts . . .“

„Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, das Genre ist meine Sache nicht. Sie speculiren falsch.“

„Mein Gott, so zeichnen Sie mir, was Sie wollen. Ich lasse Ihnen freie Hand und genehmige Alles im Voraus.“

„Nun, wenn Sie meinen . . . Mir soll's recht sein. Ich habe Sie gewarnt!“ —

Wenige Tage erschien im Charivari die erste Nummer der famosen Skizzen-Serie „La Boite aux Lettres'. Zunächst lieferte Gavarni nur die Zeichnungen und überließ den epigrammatischen Text einem der literarischen Mitarbeiter des Blattes. Bald jedoch entwickelten sich zwischen ihm und dem Collegen von der Feder unerquickliche Streitigkeiten, die ihn bewogen, auch das Wort — die „légende", wie der Franzose sagt — zu übernehmen. Er bewies auch auf diesem Felde eine unnachahmliche Meisterschaft.

In der Regel entwarf er die Skizze, ohne an den Text zu denken. Wenn die Zeichnung fertig war, betrachtete er sie einen Augenblick und fragte sich, was die Figuren wol mit einander reden könnten . . .? Zwei Minuten später war das Zwiegespräch gefunden! Er verstand es wunderbar, die unbedeutendste Phrase mit Esprit zu sättigen . . . Mirécourt hat einen glücklichen Moment gehabt, als er den Künstler mit der Wendung charakterisirte: „C'est l'esprit français au bout d'un crayon!" Das Motto gilt in gleicher Weise „von seinen Linien wie von seinen Silben!"

Von diesem Zeitpunkte an datirt Gavarni's eigentliche schöpferische Thätigkeit. Seine Productionskraft, seine Vielseitigkeit übersteigt Alles, was jemals und irgendwo dagewesen. Gustav Doré, Paul de Kock und Friedrich Gerstäcker rangiren doch auch unter den fruchtbarsten Geistern aller Zeiten und Völker: aber sie haben zusammengenommen nicht annähernd so viel hervorgebracht als Gavarni. Seine Zeichnungen nehmen die unerhörte Zahl von fünfhundert dickleibigen Quartbänden ein. Man hat ausgerechnet, daß die zur lithographischen Vervielfältigung dieser Skizzen erforderlichen Steine ausreichen würden, um die Seine an ihrer breitesten Stelle mit zwei massiven Brücken zu versehen!

Trotz der phänomenalen Ergiebigkeit seines Talentes ist Gavarni selten platt oder geschmacklos. Seine Beobachtungsgabe grenzt an's Märchenhafte. Es entgeht ihm kein Zug, keine Miene, keine auch noch so schwach accen-

tuirte Bewegung. Während seiner Glanzperiode verbrachte er den größten Theil des Tags auf der Straße. Das Schauen war ihm die wichtigere und ernstere Hälfte seiner Arbeit: Das Entwerfen der empfangenen Eindrücke spielte eine weit untergeordnetere Rolle und nahm kaum den dritten Theil der Zeit in Anspruch, die er auf seine peripatetischen Studien verwendete.

Gavarni hat das ganz moderne Frankreich wie in einem Zauberspiegel aufgefangen. Wenn alle geschichtlichen und culturhistorischen Documente des 19. Jahrhunderts verloren gingen, man könnte die Pariser Civilisation aus den Werken Gavarni's bis in die feinsten Details zurück construiren. Da seine Arbeiten, wie gesagt, nicht lediglich aus „Linien", sondern auch aus „Worten" bestehen, so lohnt es sich, eine oder die andere seiner berühmtesten Sammlungen an dieser Stelle zu durchmustern.

Blättern wir auf's Gerathewohl!

. . . Auf der Straße. Ein Titi verfolgt eine Dame, die er jedenfalls für hinreißend schön hält. Vorläufig hat er sie nur von der Rückseite gesehen — aber er versteht sich darauf! So elastisch wandeln nur zwanzig Jahre . . . Plötzlich sieht er sich am Arme gefaßt. Er erkennt Zidore, seinen Freund, Kameraden und Nachbar.

Zidore (mit Pathos): „Halt, Unglücklicher . . . Es ist meine Tante!"

Die Physiognomie des enttäuschten Amoroso ist bezaubernd.

. . . Monolog eines Studenten, der mit untergeschlagenen Armen im Zimmer auf und ab geht:

„Voyons! mein Papa behauptet immer, ich sei ein energieloser Bonvivant! „Eugène, du arbeitest nicht!" — Voyons! Ich habe in diesem Semester fünf Meerschaumköpfe angeraucht und sieben Polizisten geprügelt — ungerechnet die eingeworfenen Fensterscheiben! Das will auch gelernt sein!"

... Feines Boudoir in der rue Notre ame de Lorette. Die „Dame" des Hauses und Gaston ...

„A propos, Richette, Dein Portier ist abscheulich ..."

„Das finde ich auch."

„Grob, ungeschliffen, ein rechter Bauernlümmel, und dabei kaum zu verstehen mit seinem unausstehlichen Auvergnatendialekt."

„Ja, ja, Du hast Recht."

„Ich hätte ihn längst zum Teufel gejagt, wenn ich Du wäre."

„Hm, daran habe ich auch schon gedacht — aber es geht nicht ..."

„Warum nicht?"

„Er ist — mein Vater!"

In diesem kurzen Zwiegespräch liegt ein ernstes Stück französischer Sittengeschichte.

... Um das Leben und Treiben im Schuldgefängnisse von Clichy zu studiren, ließ sich Gavarni eines Tages durch Vermittlung seines Schneiders in Haft bringen. Mehr als drei Wochen saß er hier unter den Duldern und Sündern, und zeichnete mit einer Emsigkeit, die selbst seine Freunde vom Charivari überraschte.

Man erzählt aus dieser Clichy-Epoche eine reizende Anecdote. Die Gefangenen beklagten sich, daß Gavarni sie stets als fidele, sorglose Gesellen darstelle. Diese Methode sei nicht geeignet, das öffentliche Mitleid zu erregen.

„Zeichnen Sie etwas Ernsteres," sagte ein alter, graubärtiger Herr. „Es gibt hier Leute, denen es durchaus nicht heiter zu Muthe ist."

Gavarni erkannte seinen Mißgriff und beeilte sich, ihn nach Kräften wieder gut zu machen. Er skizzirte einen armen Handwerker, der im Kerker von seiner jungen Gattin besucht wird. Die Züge des Gefangenen tragen den Stempel des Grams und der Sorge. Das junge Weib führt ein dreijähriges Kind an der Hand. Sie legt ein

Buch, eine Pfeife und verſchiedene andere Kleinigkeiten auf den Tiſch und ſagt:

„Da, mein Lieber, da bringe ich dir deine Mütze, deine Pfeife und deinen Montaigne.“

Die Skizze ward alsbald nach dem Redactionsbureau geſchickt. Wenige Stunden ſpäter kam folgende Botſchaft:

„Monſieur T . . . (einer der Redacteure) findet die Skizze reizend, aber er meint, es ſei eine bizarre Idee von Ihnen, den kleinen Knaben „Montaigne“ zu nennen. Er hat ſich erlaubt, dieſen ungewöhnlichen Namen mit „Auguſt“ zu vertauſchen.“

Die Anecdote beweiſt, daß man in Frankreich ein großes Blatt redigiren kann, ohne etwas von Montaigne, dem berühmten Schriftſteller und Moralphiloſophen, zu wiſſen!

Monſieur T. wurde ſpäter Abgeordneter und noch ſpäter Theaterdirector. Es muß nett geweſen ſein, unter ſeiner Direction dramatiſche Arbeiten einzureichen! —

Gavarni war begreiflicherweiſe ein leidenſchaftlicher Freund der Geſelligkeit. Er verſäumte keinen Opernball, kein Maskenfeſt. „Ich gehe in die Bibliothek,“ pflegte er dann zu ſagen. In der That, die Menſchen waren ſeine Bücher und Papyrusrollen. Er ſchöpfte ſeine Weisheit unmittelbar aus dem Borne des Lebens; er bedurfte keines Mediums, um die geheimſten Tiefen der Natur zu ergründen.

Seine Wohnung, rue de la Fontaine St. Georges Nr. 1, war der Sammelplatz einer ganzen Colonie von Künſtlern, Schriftſtellern, Dichtern und Schauſpielern. Zweimal in der Woche vereinigte man ſich hier zu zwangloſer Unterhaltung. Alle vierzehn Tage gab es eine „tolle Soirée“, die ſich bedenklich dem näherte, was man anderwärts Orgie nennt. Gavarni war ein Kind ſeiner Zeit.

Im Salon der Madame Waldor lernte unſer Künſtler drei oder vier Blauſtrümpfe kennen, die er in ſeinen Skizzen mit vielem Humor verwerthete. Madame Wal-

vor zürnte ihm anfänglich ob dieser Indiscretion, aber die Bêtisen des Meisters waren zu köstlich, um ihm dauernd grollen zu können.

Eine dieser Zeichnungen stellt eine Dichterin dar, die nicht wohlhabend genug ist, um sich eine Köchin zu halten ... Sie verwaltet dieses Amt daher selbst. Seufzend legt sie die Feder weg, bindet die Schürze vor und tritt zum Herde. Die „légende" lautet:

„Ach die Hymne, die Apollo
In die Seele ihr geflötet,
Läßt sie unvollendet liegen:
Nied're Sorgen, qualumnebelt,
Heischen jetzo ihren Eifer ...
Anadyomenens Vögel
Brät' sie sanft mit frischen Erbsen,
Und die Leyer wird zum Roste!"

Im Jahre 1846 trat Gavarni in den Stand der heiligen Ehe. Wenn jemals ein Künstler für die Bande Hymens zu flott und zu unbeständig war, so gilt dies von dem Zeichner der „Gens de Paris". Gleichwol behandelte er seine Gattin liebevoll und zuvorkommend. Wenn er sie zeitweilig, ohne Abschied zu nehmen, zwei, drei Monate lang allein ließ, so war das die Folge seiner rastlosen, extravaganten Natur.

Gavarni hatte zwei Söhne. Um seinen Künstlernamen fortzupflanzen, ließ er Beide „Gavarni" taufen. Der Beamte auf der Mairie machte Einwände.

„Monsieur Chevalier," sagte er, „man tauft seine Kinder regelrecht und gesetzmäßig. Man wählt einen Namen ... einen Namen, wie er eben vorzukommen pflegt ... einen Namen aus der alten oder aus der neuen Geschichte ..."

„Ganz recht," entgegnete Gavarni, „ich habe einen Namen aus der Kunstgeschichte der Gegenwart gewählt." —

Der Beamte war auf den Mund geschlagen.

Einige Jahre später trat unser Freund eine längere

Reise nach England an. Mehr als ein halbes Lustrum verbrachte er unter den philosophischen Briten, eifrig ihre Eigenthümlichkeiten, Sitten, Einrichtungen und Anschauungen studirend. Der Aufenthalt jenseit des Kanals scheint ihn ein wenig anglisirt zu haben — nota bene so weit dies bei einem so prononcirt französischen Talente möglich ist. Seine späteren Arbeiten tragen den Stempel einer originell-populären Weltweisheit. Die „Propos de Thomas Vireloque" könnten der Seele eines in England ansässigen Diogenes entflossen sein. Vireloque ist ein denkender Proletarier, der über alle Erscheinungen des Lebens seine trocknen, schlagenden, halb ernsten, halb cynisch-humoristischen Bemerkungen macht.

Zum Beispiel:

Er sitzt nachdenklich auf einem Steine und verzehrt eine Artischocke.

Monolog: Der Mensch ist der Herr der Schöpfung! . . . Wer hat das gesagt? — Der Mensch!

Ein anderesmal zieht er beim Anblick einer prachtvollen Kuh den schäbigen Hut und bricht in die Worte aus: „Ein herrliches Geschöpf! Und sie trägt kein Corset . . .!"

Er sieht zwei Knaben, die eine Ratte quälen. „Nicht doch!" ruft er. „Was macht ihr da? Man muß das Zeug nicht malträtiren! Das sind Thierchen wie wir! Sie fressen sich unter einander auf!"

Zwei Gymnasiasten plaudern mit ihm über die Geheimnisse der Weltgeschichte. Er belehrt sie, wie Mephisto den Schüler:

„Der ganze Witz, meine Jungens, ist der: die alte Geschichte heißt Fresser und Gefressene; — Schwindler und Beschwindelte, das ist die neue!" . . .

Gavarni verbrachte den Rest seines Lebens in seiner reizenden Villa, unweit des Bois de Boulogne. Seltsamer Weise begann er hier zu dichten. Er hielt sich für einen

großen Poeten, während er seinem Crayon nicht den geringsten Werth beilegte. Als Ricourt die Zeitschrift „L'Artiste" gründete, bat er den Meister um einen Beitrag. Natürlich erwartete er eine Zeichnung, und war nicht wenig überrascht, als Gavarni ihm eine „Ode an den Frühling" schickte! In ähnlicher Weise hat sich bekanntlich Goethe viel auf sein Kupferstechen und Zeichnen zu Gute gethan. War der Altmeister doch eine Zeit lang unschlüssig, ob er sich nicht lieber auf die Kunst Raphael's und Leonardo's werfen und die Poesie nur so nebenbei treiben solle. Amüsant ist die Thatsache, daß Ricourt sich gleichzeitig an Victor Hugo wandte, und von dem Dichter der „Chants du Crepuscule" eine sehr sorgfältig ausgearbeitete Kreidezeichnung erhielt!

„Man ist auf eingebildete Vorzüge stets eitler, als auf wirkliche," sagt Madame de Sévigné . . .

Kurz vor seinem Tod hatte Gavarni die fixe Idee, er sei zur Umgestaltung des Luftballonwesens berufen. Jedem, der es hören wollte, entwickelte er in weitschweifiger Rede, wie er eine Entdeckung gemacht habe, vermöge deren es kinderleicht sei, die Ballons nach Willkür zu lenken. Er war gegen etwaige Zweifel an der Ausführbarkeit seines Projectes in hohem Grade empfindlich. Mit einem ungeheueren Aufwand von algebraischen Gleichungen bewies er, daß seine Idee unfehlbar sei. Nur erheischte ihre Inscenirung einige Millionen, über die er, trotz seiner glänzenden Einnahmen, niemals verfügte.

Fünfundsechszig Jahre alt, starb er eines plötzlichen Todes — vermuthlich am Schlagfluß.

So lange es eine französische Sittengeschichte gibt, wird der Name Gavarni unvergessen bleiben!

Paris im Theater.

Ein Viertel nach sechs! Unruhig läuft Madame aus einem Zimmer in's andere. Ninie, die Köchin, ist heute unausstehlich langsam! Präcis um sechs Uhr sollte servirt werden, aber noch immer hat Jerome nicht die ersehnte Kunde gebracht! Madame fängt an, die Geduld zu verlieren. Aegerlich zieht sie die Klingel.

„Mais, Jérôme . . ."

Der Bediente versichert, er sei unschuldig. Ninie habe sich vermuthlich mit dem Turbot verrechnet . . .

Jetzt betritt auch Monsieur den Schauplatz.

„Nun, liebe Eulalie?" fragt er lächelnd, indem er den Chronometer aus der Tasche zieht . . .

. . . Ein paar hundert Schritte weiter abwärts in der Straße prangt die Façade eines der zahlreichen „Cercles", deren vornehmster Typus der „Jockei-Club" ist. Die Stammgäste sitzen schon seit einer halben Stunde vor den elegant gedeckten Eßtischen.

„Das soll wol bis morgen früh dauern?" murmelt ein alter, weißbärtiger Herr vor sich hin, indem er einen Blick nach der broncenen Standuhr auf dem Kamine wirft.

„Das Diniren scheint hier überhaupt abgeschafft zu sein!" bemerkt ein junger, braunlockiger Dandy, indem er lebhaft seinen Stuhl hin und her rückt . . .

Dem Cercle gegenüber liegt ein vielbesuchter Restaurant.

Vier oder fünf Gäste scheinen ähnliche Gefühle zu haben, wie die beiden Herren im Gesellschaftshause.

„Kellner, vor einer Stunde habe ich ein Filet mit Trüffeln bestellt!“

„Kellner, wollen Sie mir meine Taube nun endlich bringen, oder nicht!“

„Es ist wirklich ein Scandal, Kellner. Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich keine Zeit habe . . .“

— Wer Paris kennt, der weiß, was diese sonst so sanften Gemüther so ungeduldig macht. Monsieur und Madame, der alte weißbärtige Herr und der junge, braunlockige Dandy, der Mann vom Filet und der Mann von der Taube — sie alle haben den gleichen Gedanken: sie wollen heute in's Theater!

Der Franzose ist in seinem Privatleben die Pünktlichkeit selber. Wenn er z. B. einen Genuß in Petto hat, so hält er darauf, daß derselbe auch regelrecht und vollständig in Scene gesetzt werde. Um keinen Preis will er zu spät kommen — weder zur musikalischen Matinée, noch zur politischen Versammlung, noch zur Beerdigung eines guten Freundes — am wenigsten aber zu einer Theatervorstellung. Der Pariser verschlingt sein Diner mit der Hast eines verfolgten Deserteurs; er begnügt sich im Nothfall mit einem Teller Suppe und einer Brodrinde: er dinirt gar nicht — wenn ihm nur als Lohn für dieses Opfer das Bewußtsein winkt, beim Aufgehen des Vorhangs an Ort und Stelle zu sein.

Den ersten Rang unter den fashionablen Theatern der Hauptstadt nimmt das Theatre-Italien ein: ihm zunächst und beinahe gleich steht die große Oper. Wer in der eleganten Welt eine hervorragende Rolle spielen will, der wird nicht umhin können, sich auf beide Bühnen zu zu abonniren. Ein fester Platz in den „Italiens“ und der „Oper“ verleiht seinem glücklichen Besitzer ein wunderbares Relief, obgleich dieser Luxus keineswegs zu den

allzu kostspieligen gehört. Für ungefähr tausend Francs jährlich hat man in der Oper dreimal wöchentlich einen sogenannten Orchester-Fauteuil. Eine Loge mit sechs Plätzen, gleichfalls dreimal in der Woche zu benützen, kostet jährlich ungefähr achttausend Francs. Beansprucht man seine Plätze wöchentlich nur Einmal, so beläuft sich die Taxe auf ein Drittel der genannten Summen. Im Vergleich mit anderen Erfordernissen der reichen Leute, wie z. B. mit den Equipagen und Lakaien, verschlingen die beiden fashionablen Theater also einen verhältnißmäßig geringen Betrag, zumal sich gewöhnlich zwei, drei Personen an einem Platze betheiligen.

Die Logen der „Italiens“ und der „großen Oper“ dienen der vornehmen Welt als kleine Empfangssalons. Man lädt seine Bekannte „in's Theater“ ein — nicht um zu hören oder zu sehen, sondern um zu plaudern. Junge unverheirathete Cavaliere revanchiren sich auf diese Weise den Familien gegenüber, bei denen sie aus- und eingehen. Sie bitten sich von Monsieur, Madame und Mademoiselle, bei denen sie vor acht Tagen dinirt oder getanzt haben, das Vergnügen zur „Nachtwandlerin“ oder zur „Stummen von Portici“ aus, und Monsieur, Madame und Mademoiselle sagen nicht Nein — am wenigsten Mademoiselle, in deren Augen ein logenbesitzender Junggeselle das Höchste ist, was der Erdball an begehrenswerthen Männern hervorbringt. Eine junge Pariserin, die eben die Pension verlassen hat, ist unfehlbar gekettet, wenn ein solcher privilegirter Sterblicher zweimal ihr Tischnachbar gewesen ist. Uebrigens bietet ein „Empfang“ in der Loge die trefflichste Gelegenheit, den Charakter der jungen Dame zu studiren. Die Art und Weise, wie die mannigfachen künstlerischen und unkünstlerischen Eindrücke auf ihre Seele wirken; die mehr oder minder naive Manier, mit der sie ihren Beifall, ihre Bewunderung, ihr Entzücken zu verstehen gibt; die sorgfältige Beobachtung derjenigen Momente, die ihr am

sehhaftesten zu Herzen gehen; — dies Alles wird den Schleier der gesellschaftlichen Convenienz, den Mademoiselle Ionst vor ihrem wahren Wesen trägt, zerreißen, und einen Blick in's Innere gestatten. Jungen Männern, die sich verheirathen wollen, ist ein solcher Logenabend auf's Dringendste zu empfehlen.

Weniger unumgänglich zum Begriff eines vollendeten Gentleman ist der Besuch des Theatre-Français. Sein Publikum setzt sich mehr aus solchen Persönlichkeiten zusammen, die ein wirkliches Interesse an der dramatischen Darstellung nehmen. Indeß verleiht ein Abonnement auf das Theatre-Français einen gewissen Anstrich von literarischer Bildung, und so gibt es denn Leute von Distinction, die in jedem der drei genannten Thalia-Tempel einen Altar besitzen.

Alle übrigen Pariser Theater werden ohne Rücksicht auf die Forderungen des „bon ton" und lediglich nach den Eingebungen der individuellen Neigung besucht.

Es ist hier nicht der Ort, die zahlreichen Schauspielhäuser, deren sich die Seinestadt rühmen darf, namhaft zu machen, oder gar ihre Eigenthümlichkeiten eingehender zu besprechen. Es genüge die Bemerkung, daß Paris, trotz der Mißwirthschaft der Commune, die bekanntlich mehrere Theater dem Erdboden gleich gemacht hat, noch über vierzig größere und kleinere Bühnen besitzt, die alle erdenklichen Gattungen von dramatischen Erzeugnissen — Tragödien, Possen, bürgerliche Trauerspiele, Komödien, Rührstücke, Melodramen u. s. w. u. s. w., in mehr oder minder gelungener Weise zur Aufführung bringen und, wie schon oben bemerkt, gute Geschäfte machen.

Greifen wir ein Theater mittleren Ranges heraus und betrachten wir, dem Plane unseres Aufsatzes gemäß, das schaulustige Publikum. Schaulustig — das Prädicat paßt nicht auf Alle, die den bunten, unruhigen Zuschauerraum füllen! Eine Reihe von Personen will nicht sehen, sondern

gesehen werden. Da erblicken wir in den offenen Ranglogen zu beiden Seiten der Bühne verschiedene Damen in glänzender Balltoilette: sie gehören in die fragliche Kategorie. Ohne Ausnahme Bürgerinnen der höheren Halbwelt, spielen sie, wie Goethe sagt, ohne Gage mit, und triumphiren, wenn sie eine möglichst große Anzahl blitzender Lorgnons und gewaltiger Operngucker „gefesselt" haben. Oft befinden sie sich in Gesellschaft eines flaumbärtigen Stutzers, der dann eine Befriedigung darin sucht, recht auffällig mit ihnen zu plaudern, und in jedem Zwischenakt einen Teller auserlesener Erfrischungen auffahren zu lassen.

In den ersten Ranglogen paradiren auch die unbedeutenderen Schauspielerinnen, die einen freien Tag haben, und nun in souveränem Selbstbewußtsein die Leistungen ihrer Colleginnen „genießen" wollen. Ein fast unmerkliches, aber herb höhnisches Lächeln kräuselt die Lippen dieser Damen, die man, im Gegensatz zu den echten dramatischen Künstlerinnen, „Cabotinen", d. h. Vagabundinnen nennt. Wenn man der Cabotine zumuthen wollte, eine Loge zweiten oder dritten Rangs zu besuchen, so würde sie sich in ihrer Stellung als „Artiste" tödtlich beleidigt fühlen. Die wirkliche talentvolle Schauspielerin begnügt sich dagegen mit einem bescheideneren Platze; auch ist es ihr nicht darum zu thun, vom Publikum begafft und beäugelt zu werden.

Die Leute von Distinction, von Welt, oder wie man die Aristokratie des Geldes und der Geburt sonst noch betiteln mag, bevorzugen die Logen, welche der Bühne gegenüberliegen. Dieselben sind nicht ganz so theuer, als die von der Halbwelt mit Beschlag belegten Prosceniumslogen, und gewähren überdies den Vortheil, daß man, ohne sich den Hals zu verrenken, die Scene überblicken kann.

Die Aristokratie des Geistes schlägt ihre Zelte im Parquet, oder, wie der Franzose sagt, im Orchester auf. Die

Orchesterfessel sind entschieden diejenigen Plätze, von denen aus die Bühne den zweckmäßigsten und natürlichsten Anblick bietet; Spiel und Decorationen sind für das Parquet berechnet; die Illusion ist hier am vollständigsten. In den Fauteuils d'Orchestre sitzen die Künstler, die Journalisten, die Schriftsteller, die Gelehrten, die Advocaten, die Aerzte, die gebildeten Kaufleute, mit einem Worte, das eigentliche Publikum, von dessen Urtheil der Erfolg oder der Mißerfolg eines Stückes abzuhängen pflegt — freilich nicht ausschließlich, wie wir gleich sehen werden. Das Parquet ist mit seinen Beifallsbezeugungen sparsam. Hat eine dramatische Novität indeß erst einmal das Eis gebrochen und einen einzigen lebhaften Applaus von dieser Seite geerntet, so kann der Autor in den meisten Fällen mit dem gezogenen Looſe zufrieden sein.

Hinter den Orchestersitzen befindet sich das Parterre — der Lieblingsplatz aller derjenigen Leute, die über beschränktere Geldmittel verfügen und doch keine Lust haben, zur Höhe des sogenannten Paradieses hinanzuklimmen. Im Parterre steht der Handwerker, der Student, der kleine Bourgeois. Keine Fraction des gesammten Zuschauerraumes — die Parquet-Fauteuils nicht ausgenommen — nimmt so regen Antheil an dem, was auf der Bühne vorgeht, als das Parterre. Das Publikum dieser bescheidenen, aber einflußreichen Plätze bestimmt, nächst den Orchestersitzen, am wirksamsten, ob ein Stück reüssirt oder nicht. Was bei dem Parquet der geschulte Geschmack thut, das erzielt beim Parterre ein gewisser künstlerischer Instinkt. Man darf behaupten, daß das Parterre für Schwächen des Autors oder des Darstellers noch weit empfänglicher ist, als das Publikum der Fauteuils. Wenigstens bedeckt das letztere gar manchen Fehler mit der Hülle christlicher Liebe, den das Parterre auf's Unbarmherzigste zu rügen liebt. Die Stehplätze waren denn auch von je der Schreck der dramatischen Künstler. Noch unter Louis Phi-

lipp gehörte es zu den alltäglichsten Ereignissen, daß einzelne Stimmen aus dem Parterre den Schauspieler direct anredeten und verhöhnten; ja, es kam nicht selten zu förmlichen Zwiegesprächen, von denen uns die Theater-Annalen verschiedene aufbewahrt haben. So wurde ein unglücklicher Tragöde, der sich alle erdenkliche Mühe gab, vier- oder fünfmal hinter einander vom Parterre ausgepfiffen. Endlich riß ihm der Faden der Geduld. Er trat mit gekreuzten Armen an die Rampe und rief seinen Peinigern folgende geflügelte Bemerkung zu:

„Ihr dahinten habt es darauf abgesehen, mich zu ruiniren! Aber wartet! Ich habe mir sechs von Euch gemerkt! Wenn wir nachher fertig sind, prügle ich die sechse nach einander so windelweich, daß sie das nächste Mal vor lauter Bravo's rauh und heiser werden sollen!"

„Fort mit ihm!" schrie das Parterre.

„Ihr wollt also nicht, daß ich weiter spiele?"

„Fort mit ihm!"

„Gut! So werde ich nie wieder vor Euch auftreten. Das sei nun Eure Strafe!"

„Um so besser!" jauchzte die ausgelassene Menge. — Das Stück konnte nicht zu Ende geführt werden.

Auch humoristische Einwürfe aus den Reihen des Parterre's gehörten früher nicht zu den Seltenheiten. Seit den letzten zehn Jahren haben sich die Verhältnisse etwas weniger patriarchalisch gestaltet. Die lauten Bemerkungen sind gegenwärtig das ausschließliche Monopol des „Paradieses". Hier, unmittelbar unter dem Dache, ist nämlich das Publikum noch um eine Schattirung naiver, rücksichtsloser und leidenschaftlicher als in der Tiefe. Das Lärmen gehört in den Höhen des Paradieses wesentlich mit zum künstlerischen Genusse. Es kostet den Gamin, der droben an der Balustrade lehnt, gewaltige Ueberwindung, auch nur während zweier Scenen den Schnabel zu halten. Selten vergeht eine Vorstellung, ohne daß der Olymp

durch irgend einen faulen Witz die ästhetische Illusion beeinträchtigt hätte. Zuweilen sind diese Unarten indeß treffend und von unbeschreiblich komischer Wirkung.

So erinnere ich mich, vor einigen Jahren irgend einer ersten Aufführung im Gymnase-Theater angewohnt zu haben, deren ernster, getragener Charakter jedenfalls nicht auf eine paradiesische Störung berechnet war. Ein auffallend häßlicher Schauspieler gab die Titelrolle. — Wie das Stück hieß, habe ich leider vergessen.

„Ha!" sagt im dritten Akte der erste Liebhaber zu dem Titelhelden — „ha, mein Vater, Du veränderst Deine Züge . . ."

„Sehr gut!" rief's vom Olymp herunter, „er kann dabei nur gewinnen!"

Ein unbändiges Gelächter war die Folge dieser malitiösen Bemerkung; an eine dem Sujet angemessene Stimmung war nicht mehr zu denken: das Stück fiel durch. Ich bin überzeugt, ohne die Ungezogenheit des witzigen Bengels würde es wenigstens einen sogenannten succés d'estime erlangt haben, denn es war von einem allgemein geachteten Autor.

Das Paradies ist, wie bereits angedeutet, die leidenschaftlichste Fraction des ganzen Hauses, und zwar entbrennt es mit gleicher Lebhaftigkeit in Haß und Zorn, wie in Liebe und Bewunderung. Folgendes Billet-Doux, welches Fräulein Marie R . . ., eine der hübschesten und liebenswürdigsten Pariser Schauspielerinnen, von einem jugendlichen Olympier erntete, ist für den Sturm der Gefühle, wie er den „Titi" charakterisirt, gewiß höchst bezeichnend. Er schrieb:

„Mein Fräulein!"

„Sie liegen mir Tag und Nacht im Herzen: ich komme jeden Abend hierher, um Sie zu sehen. Ich heiße August, und bin Broncearbeiter. Wenn Sie mir für nächsten Sonntag ein Stelldichein gewähren wollen, so senden Sie

mir Ihren Brief durch die Schließerin. Sie werden mich sehr leicht erkennen: ich bin der große Blonde, der immer die Beine durch die Baluſtrade hängen läßt.

Ihr Sie liebender

Auguſt."

Das folgende Gegenſtück möge den Olympier im Zorn illuſtriren.

Es war im Jahr 1870, einige Monate vor der Kriegserklärung. Im Theatre de la Porte St. Martin, das ſeitdem der Beſtialität der Commune zum Opfer gefallen iſt, wurde eine intereſſante Novität gegeben. Wie bei allen erſten Vorſtellungen war die Elite der Kritik zugegen. Drei Reihen Orcheſterſeſſel waren faſt ausſchließlich von den Herren Jules Claretie, Paul Foucher, Théophile Gautier, Francisque Sarcey und ſo weiter mit Beſchlag belegt. Die Feuilletoniſten warteten mit außergewöhnlicher Spannung. Es war vorauszuſehen, daß ſie einen beſonders ſtrengen Maßſtab anlegen würden.

Der Vorhang geht auf. Das Stück verräth eine unläugbare Lebensfähigkeit, aber eine der Hauptrollen wird gleich von vornherein ſo ſchändlich ſchlecht geſpielt, daß es keiner übermäßig gereizten Kritik bedurft hätte, um den Stab darüber zu brechen. Die Journaliſten gaben denn auch die unverhohlenſten Zeichen des Mißfallens, und enthielten ſich ſelbſt da des Applaudirens, wo die glückliche Anlage des Drama's eine Beifallsbezeugung gerechtfertigt haben würde.

Die Olympier mußten nun der Anſicht ſein, die Haltung der Feuilletoniſten ſei unbillig, oder das Mitleid mit dem unglücklichen Schauſpieler gewann ausnahmsweiſe die Oberhand — kurz, ſie ereiferten ſich mit einem Male wie auf Verabredung und ſchrieen in allen Tonarten:

„Hinaus mit den Journaliſten! — Vor die Thüre mit den Federfuchſern! — Man gibt ihnen Freibillets und ſie

wollen sich noch obendrein über die Künstler lustig machen! Fort mit den Tintenklexern!"

Zwei oder drei der insultirten Schriftsteller wandten sich entrüstet um, und versuchten, das Paradies auf das Unanständige seines Benehmens aufmersam zu machen.

Diese unglückliche Tactik gab das Signal zu einem neuen Unfuge. Mit einem Male ergoß sich ein wahrer Hagel von halbfaulen Birnen, Orangeschalen, Apfelgröbsen und hundert anderen unnennbaren Ingredienzien über die Denkerstirnen der armen Federhelden, und verursachte einen so panischen Schrecken, daß die Vorstellung unterbrochen werden mußte. Jules Clarétie, der sich gerade umgedreht hatte, erhielt eine halbe Goldreinette in den geöffneten Mund; die ehrwürdige Glatze Francisque Sarcey's wurde von einer steinharten Wallnuß und zwei Bergamotten getroffen, so daß sie noch nach mehreren Tagen die bedenklichsten Spuren zeigte; Paul Foucher ward im Genick verletzt u. s. w. u. s. w. Nun schritt freilich die Polizei ein — aber, wie es in der Fabel heißt, „ein wenig spät"! Die Pariser Kritik hatte die Wuth des Olymps aus eigenster, persönlichster Erfahrung kennen gelernt! Es war amüsant, wie die Herren des Tags darauf in ihren Feuilletons auf die vermaledeiten Titi's loswetterten; ob ihre Moralpredigten dazu beigetragen haben, die verwahrlosten Gemüther zu bessern?

Eine Rolle von täglich mehr zusammenschrumpfender Bedeutung spielen die bezahlten Klatscher, die Claqueurs, auch Römer (Romains) oder Ritter vom Kronleuchter geheißen. Sie sitzen entweder zwischen den Orchesterfauteuils und dem Parterre in den sogenannten Stalles, oder im dritten Rang über den Mittellogen. Da sie nicht zum eigentlichen Publikum gehören, so entziehen sie sich unserer heutigen Studie.

Der Pariser hat die eigenthümliche Gewohnheit, im Theater zu essen. Oben unter der Decke verzehrt man,

wie aus dem vorhin geschilderten Vorfall ersichtlich, rohes Obst, und zwar vorzugsweise Aepfel. Das Parquet vertilgt Orangen, oder allerlei Gebäck, das in den Zwischenakten herumgetragen wird. In den Logen werden Bonbons, glacirte Ananasscheiben, feine Trauben ꝛc. genascht, und zwar mit Hilfe eines eigens hierzu erfundenen Instrumentes, der Bonbonzange. Der größere oder geringere Grad von Eleganz, den man bei der Handhabung dieses kleinen silbernen Werkzeuges entwickelt, wiegt schwer in der Wage des Urtheils aller „Leute von Welt".

Die Demimonde in den Prosceniumslogen liebt auch im Punkte des Naschens das Extravagante, Originelle. Es gehört zum feinsten Ton, seine Loge in eine Art Bazar zu verwandeln, indem man alle erdenklichen Luxusgegenstände ꝛc. vor sich auf die Brustwehr ausbreitet. Eine Dame von „Chic" sitzt gewöhnlich hinter einer Garnitur, die aus folgenden Dingen besteht: einem Bonbon-Täschchen, einem Obstkörbchen, einem Kuchenteller, einem Bouquet, einem Fächer, einem Operngucker, einem Batisttaschentuch, einem „Figaro", einem Theaterzettel, einem Riechfläschchen. Je reichhaltiger der Bazar ist, um so höher steigt die Dame in der Achtung ihrer Verehrer und ihrer Rivalinnen, denn jeder Gegenstand ist ein Beweis, mit welcher Aufmerksamkeit man die Wünsche und Neigungen der Besitzerin zu beobachten und zu befriedigen pflegt.

Fast eben so allgemein, wie die Eßwuth, ist die Manie, den „ersten Vorstellungen" anzuwohnen. Es gibt Leute, die einen Orchesterfauteuil mit fünfzig Franken bezahlen, lediglich um eine „première" mit anzusehen. Tags darauf, bei der zweiten Vorstellung, hätten sie es weit bequemer und weit billiger: aber sie würden für den Platz, der ihnen gestern mit fünfzig Franken nicht zu theuer erkauft erschien, am zweiten Tage keine zehn zahlen! Es ist vorgekommen, daß bei einer ersten Vorstellung vier- bis fünftausend Menschen zurückgewiesen werden mußten, weil

das Haus bis auf den letzten Winkel vermiethet war; — und siehe da, bei der zweiten Vorstellung spielten die Künstler vor leeren Bänken. Das Neue reizt den Pariser eben lediglich seiner Neuheit wegen; selbst das Schlechte, Unbedeutende erringt sich einen vorübergehenden Erfolg, wenn es in irgend einer Beziehung „noch nicht dagewesen" ist. Oft genügt ein pikanter Titel, um ein schwaches Stück in Curs zu setzen: die Etiquette gilt mehr als die Waare, die Form mehr als der Inhalt. In vielen Fällen ist es überdies nicht einmal das Interesse an der Novität, was den Pariser in die „première" treibt, sondern lediglich das kindische Bestreben, ein theatralisches Ereigniß früher kennen zu lernen als so und so viele andere Sterbliche. Der echte Franzose setzt eine Ehre darein, über alle Zeitbegebnisse möglichst rasch unterrichtet zu sein. Es erfüllt ihn mit Stolz, von dem Selbstmord des Grafen X. und von dem Erbschaftsstreit der Familie Y. mehr zu wissen als der staunende Kreis von Freunden und Bekannten, der ihm mit schlechtverhohlenem Neide zuhört und seine Erzählung mit Oh's und Ah's begleitet. Ein Stück von Sardou womöglich schon in der Generalprobe gesehen zu haben, das ist fast ebenso rühmlich, als ein solches Stück zu schreiben oder zu spielen. Glücklich der Mensch, sagt Pascal, der über einer Armseligkeit die großen Räthsel des Lebens vergißt. Glücklich die Pariser!

Ende des zweiten Bändchens.

Pariſer Leben.

Heitere und düſtere Bilder aus der Weltſtadt

von

Ernſt Eckſtein.

Drittes Bändchen.

Die Nouveautés-Magazine.
Ein Beſuch bei dem Pariſer Scharfrichter.
Ein kleiner Beamter.
Der Tag eines Petit Crevé.
Literariſche Landſtreicher.

Leipzig,

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Die Nouveautés-Magazine.

Die schöne Leserin hat ohne Zweifel eine elegante Mohair-Robe nöthig. Das ist so selbstverständlich, daß jede Frage überflüssig, ja verbrecherisch wäre. Eine Wanderung durch eines der großen Nouveautés-Magazine von Paris ist also für unsere Freundinnen jederzeit von practischer Bedeutung. Wollen sie uns heute die Ehre schenken so werden wir überdies bemüht sein, sie auf mancherlei aufmerksam zumachen, was der flüchtigeren Beobachtung entgangen sein dürfte; wir werden versuchen, über Käufer und Verkäufer einige naturgeschichtliche Details beizubringen, und verschiedene stets wiederkehrende Typen derselben zu charakterisiren.

Treten wir ein — gleichviel, wo! . . . Die Pariser Nouveautés-Magazine sind sämmtlich nach einem Modelle gearbeitet. Das „Louvre", die „Ville de Paris", der „Coin de Rue", der „Nordstern" und wie sie alle heißen mögen — sie variiren ohne Ausnahme dasselbe Thema. Der ganze Unterschied besteht in der mehr oder minder aristokratischen Nüance.

Unmittelbar am Eingange befindet sich die Kasse. Vor der hölzernen Brustwehr, die dies unnahbare Heiligthum vom Publikum trennt, wandelt ein sorgfältig gekleideter Mann in der Mitte der Vierziger. Seine zierlichen Lackstiefel werfen die blendendsten Lichter. Auf der hellen, nagel-

neuen Weste baumelt eine schwergoldene, berlockenreiche Uhrkette. Sein Haar ist gelichtet, aber das liebevolle gewichste Schnurrbärtchen würde jedem jugendlichen Dandy zum Schmucke gereichen. Die leichte malerische Neigung des Hauptes nach rechts und das feine, verbindliche Lächeln, das fortwährend um seine rosigen Lippen spielt, verleiht seiner Erscheinung den Ausdruck des unendlichsten Wohlwollens, der exquisitesten Höflichkeit. Er hat die Hände à la Napoleon auf dem Rücken in einander gelegt. Wie er uns erblickt, macht er eine artige, graziöse Verbeugung, kommt auf uns zu und fragt mit einer weichen, angenehmen Tenorstimme:

„Was wünschen Sie, meine Herrschaften?"

Wir können nun auf diese Frage hundert verschiedene Antworten ertheilen: die Pariser Nouveautés-Magazine sind Universalgenies, die für jedes Problem eine Lösung bieten.

Wir wünschen einen gewirkten Longshawl, eine seidene Robe.

„Bitte, bemühen Sie sich eine Treppe hoch."

Wir bedürfen ein Dutzend gestickter Batisttaschentücher.

„Bitte, meine Herrschaften, drüben links, wenn's gefällig ist."

Die gnädige Frau befiehlt Posamentirartikel, Möbelstoffe, ein paar ungarischer Schnürstiefelchen.

„Haben Sie die Güte, Madame, im dritten Rayon rechts, im vierten Rayon, gradeaus ꝛc. nachzufragen."

Und gleichzeitig mit dieser höflichen Auskunft gibt der Herr mit der berlockenreichen Uhrkette und den zierlichen Lackstiefeln dem Aufseher der betreffenden Abtheilung einen etwas weniger unterwürfig gehaltenen Wink, ungefähr wie folgt:

„He, Longshawls!" oder „Weißzeug!" oder: „Bitte, Schuhwaaren!"

Der Herr, der uns so artig begrüßt hat, ist „Monsieur

l'Inspecteur", der Oberaufseher, der „Kundeneinführer". Von seiner größeren oder geringeren Liebenswürdigkeit hängt wesentlich der Erfolg des gesammten commerziellen Unternehmens ab. Auf die Damenwelt macht es einen entscheidenden Eindruck, ob sie beim Betreten eines Magazins recht chevaleresk empfangen wird oder nicht. Man wählt denn auch zum „Inspecteur" nur solche Persönlichkeiten, denen das Savoir-vivre im Blute liegt. Der „Inspecteur" ist meistens ein „Ex-Patron", d. h. ein Mann, der bereits selbstständig etablirt war, aber durch Mißgeschicke wieder von der Höhe der mühsam errungenen Freiheit herabgekommen ist; oder ein herangereifter Commis, der bis jetzt noch nicht im Stande war, ein eigenes Haus zu gründen.

Das Nouveautés-Magazin ist in eine Reihe strenggesonderter Bezirke eingetheilt, die in der Kunstsprache der Kaufleute „Rayons" genannt werden. Jedem dieser „Rayons" steht ein eigener Chef mit unumschränkter Machtvollkommenheit vor. Der „Chef de Rayon" ist für seinen Bezirk das, was der „Patron", der „Herr", für die kleineren Detailgeschäfte. Er besorgt die Engros-Einkäufe, überwacht die Anfertigung der einzelnen Artikel, setzt den Verkaufspreis nach Maßgabe der vorgeschriebenen Normen fest, ordnet und numerirt nach Gutdünken und beaufsichtigt seine Leute mit der Würde eines orientalischen Pascha's.

Ihm persönlich fällt es nicht ein, sich unserer anzunehmen. Er macht uns eine galante Verbeugung und spricht dann langsam und gemessen zu einem seiner Untergebenen:

„Bitte, Monsieur Auguste, zeigen sie den Herrschaften Longshawls, Mohair-Roben u. s. w., u. s. w."

Monsieur Auguste hüpft mit kautschuckartiger Elasticität heran, verneigt sich zwei-, dreimal, bietet uns vier, fünf Stühle an und fragt dann mit einem süßlich lispelnden Organe:

„Zu welchem Preise wünscht Madame den Longshawl, die Mohair-Robe . . . ? u. s. w., u. s. w."

Wir nennen die Summe.

Jetzt nimmt Monsieur Auguste, der Zweite im Rang nach dem „Chef de Rayon", eine ebenso malerische als selbstbewußte Positur an.

„Monsieur," sagt er kalt zu einem der umherstehenden Commis, „bitte das U-P-X und das K-V-O . . ."

Der Commis gehorcht dem Befehle mit einer Flinkheit, der man anmerkt, daß Monsieur Auguste, der „Zweite", eine gefürchtete Autorität ausübt. Er holt die bezeichneten Artikel aus ihren Fächern hervor, breitet sie lächelnd vor unseren Blicken aus und entwickelt uns ihre Eigenschaften und Vorzüge.

Monsieur Auguste tritt heran und sucht unsere Wahl zu beeinflussen. Er wird mit einem Male beredt. Sein oratorisches Talent ergeht sich in den gewagtesten Superlativen. Er nennt einen schwarzen Sammtstoff „delicios", „poesievoll", „träumerisch"; er vergleicht ein blauseidenes Band mit dem Azur eines Frühlingshimmels und spricht von der „rauschenden Farbensymphonie" eines Fußteppichs. Er citirt die Classiker und bemerkt mit einem verständnißinnigen Augenzwinkern, Buffon habe zwar gesagt: „Le style c'est l'homme," aber die These: „La robe c'est la femme" sei ohne Zweifel eben so richtig. Er schlägt die Augen auf wie eine verzückte Heilige, wenn wir den unter der Chiffre U-P-X verstandenen Preis zu hoch finden, und gibt uns in der Blume die verführerische Schmeichelei zu genießen, für uns sei Nichts zu gut und Nichts zu theuer. Er weiß genau, was uns kleidet, was unseren Teint hebt, was zu unseren dunkelbraunen Locken paßt, was uns kleiner oder größer erscheinen läßt. Er „räth" uns diesen Stoff und nicht jenen, jenes Muster und nicht dieses zu nehmen; er verpfändet uns sein Ritterwort, daß die blaue Farbe seiner Bandwaaren nicht verblasse, daß seine

Roben den Regen vertragen, daß seine Promenade-Jäckchen gar nicht abzunutzen sind.

Während Monsieur Auguste uns auf diese Weise zu bestimmen sucht, muß sein Unter-Commis rennen und laufen und klettern und schleppen . . . Ein Berg von Verkaufsartikeln stapelt sich im Handumdrehen vor unseren Blicken auf; die Wahl wird von Secunde zu Secunde schwerer. Endlich indeß kommt der Kauf zu Stande. Der Unter-Commis befördert die Waare, die wir erkürt haben, auf Umwegen nach der Casse. Monsieur Auguste aber gibt sich die Ehre uns zu begleiten . . .

„Apropos, meine Herrschaften, haben Sie nicht vielleicht das oder das oder das nöthig? Ich habe da verschiedene Artikel zu fabelhaft billigen Preisen, und da Sie gerade hier sind, bitte, so sehen Sie z. B. hier diesen Alpacastoff an. Noch vor vierzehn Tagen verkauften wir den Meter zu acht Franken. Ich bin jetzt im Stande, ihn für den unglaublichen Preis von zwei Franken und dreißig Centimes zu lassen."

Wir zögern. Das ist allerdings nicht theuer. Sollen wir? sollen wir nicht?

„Sie finden nicht leicht zum zweiten Male eine so günstige Gelegenheit," fährt Monsieur Auguste fort. „Ich habe ja persönlich kein Interesse dabei . . ."

Wir betrachten uns den Alpacastoff näher.

„Hm . . ."

„Ich kann Ihnen wirklich nur dringend zurathen," flüstert Monsieur Auguste mit einem verstohlenen Blinzeln.

Das verstohlene Blinzeln soll aussehen, als theile er uns Etwas mit, was er eigentlich verschweigen sollte, als habe er mehr unseren Vortheil, als den des Geschäfts im Auge.

Wir sind schlichte, gutmüthige, jeder Heuchelei unfähige Naturen; wir können uns nicht denken, daß Monsieur

Auguste Komödie spielt; wir lassen uns fünfzehn Meter zu einem Costümkleide abschneiden.

Wären wir echte, geriebene Pariser, so wüßten wir, daß wir einen Stoff gekauft haben, der „veraltet" und „abgefrischt", d. h. aus der Mode und seines ursprünglichen Glanzes beraubt ist. Oft entdecken wir erst beim Anprobiren des Gewandes, das ihm ein gewisses unnennbares Etwas, ein Hauch von Neuheit und Eleganz fehlt, den wir schmerzlich vermissen. Wir haben eben einen „Aü" — einen Ladenhüter — gekauft, der bereits seit anderthalb Jahren auf Erlösung harrte.

Der größere oder geringere Grad von Talent, den der Commis beim Anbringen „Aü's" an den Tag legt, übt einen wesentlichen Einfluß auf sein Avancement aus. Ueberdies erhält er von dem Erlös dieser Schmerzensartikel einen respectablen Prozentsatz.

Die meisten Rayons sind männlichen Chefs unterthan, die sämmtlich je nach der Natur der von ihnen commandirten Waaren verschiedene Namen führen, wie „Soyeux" (Seidener), d. i. Chef des Seiden-Rayons, „Châlier", d. i. Chef des Shawl-Rayons, „Fantaisiste", d. i. Chef des Buntwaaren-Rayons, „Bonnetier", d. i. Strumpfwaaren-Chef u. s. w.

Der vornehmste unter allen ist der „Soyeux"; ihm folgt der „Châlier". Der „Bonnetier", spottweise auch „Schlafmütze" geheißen, ist der am wenigsten Angesehene, und demgemäß auch meistens der Jüngste.

Die „Chefs de Rayon" sind materiell vortrefflich situirt. In den größeren Häusern beziehen sie einen Gehalt von 10—15,000 Franken; in den kleineren verdienen sie doch mindestens 5000.

Einige Rayons, wie das Putzwaarengeschäft, die Weißwaaren, die Damen-Chaussüre, werden von weiblichen Oberbefehlshabern geleitet, die indeß nicht den amtlichen

Titel Chef de Rayon, sondern die schlichtere Bezeichnung „Première“ führen.

Die „Première“ befindet sich gewöhnlich in jenem Alter, das bei verheiratheten Frauen für liebenswürdig, bei unverheiratheten dagegen für bedenklich gilt: Ende der Zwanziger, Anfangs der Dreißiger. Ihre Züge haben etwas Unsympathisches, Hartes. Mager bis zum Exceß, trägt sie ein enganschließendes Kleid aus dunklem Stoffe und einen scharf gestärkten, schmucklosen Leinwandkragen. Ihr spärliches Haar ist ohne Wülste und Bänder, ohne künstlerische Wellen- und Winkelzüge, einfach gescheitelt. Doch fehlt nicht der Chignon. Sie trägt eine etwas kokette Schürze. Darüber baumelt an langer, elastischer Schnur die blinkende Scheere. Außerdem ist sie häufig mit Bleistiften, Meterstangen, Meßkordeln und Notizbüchern bewaffnet. Sie duldet nicht, daß ihre Untergebenen, meistens hübsche, lustige Mädchen von 17 bis 24 Jahren, den Tact verletzen; zu lautes Lachen, zu lebhaftes Plaudern sind strenge verpönt. Die „Première“ wirft sich alsbald, so weit dies ihre Mittel erlauben, in die Brust, und ertheilt mit gerunzelter Stirne ein Mißtrauensvotum.

Hat die „Première“ dieses Schlags jemals geliebt...? Ach, freundlicher Leser, du berührst da eine nur halbvernarbte Wunde! Mademoiselle Coquelicot hat angebetet — aber unglücklich! Der Gegenstand ihrer Neigung war ein vornehmer Jüngling, der „Verhältnisse halber“ nicht zu ihr „herabsteigen“ konnte ... oder ein schöner Blondin aus dem Strumpfwaaren-Rayon, der sich inzwischen mit der kleinen Madeleine aus dem Putzwaaren-Rayon verlobt hat ... oder ... gleichviel wer ... Kurz, „es hat nicht sollen sein,“ wie Victor Scheffel sagt, und der Hauch der Wehmuth, der durch der Première verdüstertes Herz zieht, verleiht ihrer Erscheinung einen zwiefach herbstlichen Anstrich.

Aber nicht alle „Premièren“ sind aus diesem Teige gebacken. Die verheirathete Oberaufseherin ist meistens

sehr frisch und blühend. Sie trägt ein langes, rauschendes Schleppkleid, eine prachtvolle Uhrkette, die sich dreimal um ihren vollen weißen Hals windet, und fünf oder sechs blitzende Ringe. Ihre Stirne ist stets heiter und leuchtend; um ihre rosigen Lippen spielt ein unvertilgbares, zauberisches Lächeln.

Die „Première" im Genre der Mademoiselle Coquelicot ist gewöhnlich die tüchtigere. Ihr Scharfblick für die verschiedenen Charactere von Käufern, die sich ihrem Rayon nahen, grenzt an's Märchenhafte.

Die Pariserinnen haben seit einigen Jahren das „Ladenbummeln" der Amerikanerinnen adoptirt. Junge Frauen, die nicht wissen, wie sie einen überflüssigen Nachmittag todtschlagen sollen, verfallen auf die bizarre Idee, „nur des Scherzes wegen" ein Nouveautés-Magazin zu besuchen. Sie lassen sich alle erdenklichen Stoffe vorlegen, begaffen und betasten nach Herzenslust, tadeln und mäkeln ohne jede Rücksicht, und entfernen sich schließlich unter dem Vorwande, das Gesuchte nicht gefunden zu haben.

Die Commis gehen diesen „Flâneuses de Magasin" regelmäßig in die Falle. Die „Première" dagegen kennt ihre Leute nach den ersten zwei Minuten heraus, und legt ihr souveränes Veto ein. Sie winkt und läßt die Waaren schleunigst wieder hinwegräumen.

„Die gnädige Frau haben wol die Güte sich wieder herzubemühen, wenn Sie betreffs der Wahl entschlossen sind . . ."

Erröthend verläßt die Ladenbummlerin den Schauplatz, auf dem sie so beschämend entlarvt wurde.

Die „Dame, die Alles schlecht findet", wird von der „Première" ebenfalls mit großer Kaltblütigkeit behandelt.

„Bitte, Madame," sagt sie mit einem überlegenen Lächeln, „wollen Sie mir nicht gefälligst genau mittheilen, was Sie eigentlich wünschen? Ich werde dafür sorgen, daß Ihre Bestellung auf's Pünktlichste ausgeführt wird."

Die „Dame, die Alles zu theuer findet", ist noch leichter abzutrumpfen. Die Première lächelt noch überlegener und flüstert mit genialer Gelassenheit:

„Unmöglich, Madame, absolut unmöglich. Wir haben feste Preise, von denen wir keinen Centime ablassen können."

Die verheirathete „Première" bewahrt diesen drei Käufer-Typen gegenüber nicht so vollkommen ihre Würde. Sie ist launiger und launischer; sie kann sogar ausnahmsweise recht unartig werden. Die Damenwelt bevorzugt das Genre der Coquelicot bei Weitem, schon aus dem Grunde, weil die andere Gattung hübsch ist, und somit oft die Käuferin in unangenehmer Weise überstrahlt.

Die „Demoiselles", d. h. die weiblichen Unter-Commis, stehen zu der „Première" in einem ähnlichen Kriegsverhältniß, wie der Gymnasialschüler zum Herrn Director, wie der Autor zum Verleger, wie das Pensionsbämchen zur Gouvernante. Hinter dem Rücken der Oberaufseherin wird gezischelt und geschmählt. Man belegt die gefürchtete Persönlichkeit der gestrengen Gebieterin mit allerlei Spitznamen, wie „die lange Stange", die „Schneegans", die „Ellenprinzessin", die „Sauerrampfer" oder der „letzte Versuch." — und erzählt sich in liebloser Schroffheit Episoden aus ihrem Leben. Die unverheirathete „Première" wird mehr gehaßt, die verheirathete mehr beneidet.

Ach, die kleinen Médisancen sind den armen Kindern wahrhaftig zu verzeihen! Ihr Leben ist keineswegs ein allzurosiges — das wissen die Götter! Auch die Herren Commis sind nicht auf Daunen gebettet.

Früh Morgens um acht heißt es: Auf den Posten! Der Commis muß geschniegelt und gebügelt sein, wie ein Mitglied des Jockey-Clubs; auch von der Demoiselle verlangt man eine Eleganz, die mit dem Salair (100 bis 120 Franken per Monat) nicht in logischem Verhältniß steht. Wer auch nur um eine Minute zu spät kömmt, der hat zwei bis vier Franken Strafe zu bluten; das aca-

demische Viertel oder, wie der Franzose sagt, das quart d'heure de grâce, ist für das Personal der Nouveautés-Magazine ein Mythus.

Um zehn Uhr erklingt der Ruf: „A gauche!" Das heißt, in verständliches Deutsch übersetzt: „Meine Herren und Damen, zum Frühstück!" — Das Déjeûner ist mager, wie Mademoiselle Coquelicot.

Ist nach eingenommener Mahlzeit nicht viel zu thun, so ergötzen sich die Commis durch allerlei Unsinn. Die Rayon-Chefs drücken ein Auge zu. Man fürchtet nur das unverhoffte Nahen des „Herrn", des „Patron". Wie die Gemsen im Hochlande stellen die Calicots daher Wachen aus. Kömmt der Patron in Sicht, so läßt der Vorposten einen gellenden Warnungsruf erschallen, der indeß natürlich so beschaffen sein muß, daß er keinen Verdacht erweckt — etwa: „Acht Franken dreißig", oder: „He, Weißwaaren!" Steht das Magazin unter mehreren Patronen, so wird Monsieur A. mit dem einen, Monsieur B. mit dem anderen Ruf angekündigt, u. s. f.

Unterdessen müssen die armen Demoiselles unermüdlich arbeiten. Sie nähen und sticken, als hinge von ihren Leistungen die ewige Seligkeit ab. Die „Première" gönnt ihnen keine freie Minute.

Um fünf Uhr Nachmittags erschallt die frohe Botschaft: „A gauche!" zum zweiten Male. Man dinirt.

Um neun Uhr (in manchen Magazinen sogar erst um zehn Uhr) wird geschlossen. Ehe das Personal sich indeß entfernt, muß es noch die Etalagen — die Schaufenster — ausräumen.

Müde und zerschlagen tritt der Commis auf die Straße. Elegisch seufzend betrachtet die Demoiselle den sternklaren Himmel, der sich so sehnsuchterweckend über ihrem Haupte ausspannt. Oft ist ihr Vater, ihr Bruder zur Stelle, um sie abzuholen; öfter noch wandelt sie allein über die gefahr-

vollen Asphaltplatten der Riesenstadt, verfolgt und belästigt von albernen Crevés und angeheiterten Bummlern.

Die Demoiselle de Magasin ernährt nicht selten ihre ganze Familie — und ach! gar manchmal erntet sie für ihre Aufopferung den schwärzesten Undank. Die Mutter wirft ihr die elegante Toilette vor und weist stirnrunzelnd auf ihr eigenes dürftiges Gewand, ohne zu begreifen, daß die unglückliche Tochter „repräsentiren" muß. Der Vater wundert sich, daß sich noch immer kein reicher Geschäftsinhaber gefunden hat, um das arme Kind zu heirathen. Der Bruder beschwert sich über das mangelhafte Taschengeld.

Wir unsererseits wünschen allen diesen Demoiselles von Herzen, daß sie noch vor Jahresschluß eine entsprechende Partie machen mögen, um so der Sklaverei ihres Metiers thunlichst rasch zu entrinnen.

Ainsi soit-il!

Ein Besuch bei dem Pariser Scharfrichter.

Es ist nachgerade gäng und gebe geworden, hervorragende Persönlichkeiten ohne Weiteres in ihren Behausungen zu überfallen, sie kurzer Hand um ihre Ansichten und Meinungen zu befragen, ihre äußeren Erscheinungen zu studiren und alle erdenklichen biographischen Notizen zu erpressen. Allein den ehemaligen Pariser Scharfrichter Heudrichs aufgesucht und bei einem Glase Bordeaux mit Sr. Grausenhaftigkeit über das Köpfen geplaudert zu haben, das ist eine Idee, die das Niveau des Gewöhnlichen doch um Einiges überragen dürfte.

Es war am 23. Mai des Jahres 1870, Nachmittags um drei Uhr, als ich an der Gartenthüre eines hübschen Landhauses, etwa anderthalb Meilen westwärts von Paris, läutete.

Ein schmuckes Dienstmädchen öffnete mir und beantwortete meine Frage, „ob Herr Heudrichs zu sprechen sei", mit einem langen, zweifelhaften Blicke, der mich augenscheinlich bis in die tiefsten Falten meines Herzens durchmustern sollte.

Ich zog eine Karte hervor und schrieb mit Bleistift ein paar verbindliche Worte darauf.

„So, mein Kind," sagte ich mit einer Art überlegener Sicherheit, die ihr imponirte, „geben Sie Ihrem Herrn nur diese Karte. Ich warte hier in der Laube."

Während das Mädchen langsam dahinwandelte und in verzeihlicher Neugier meinen Namen und die gekritzelten Bleistiftzeilen zu entziffern suchte, hatte ich Muße, mich in dem kleinen Park des Herrn Hendrichs ein wenig umzusehen. — Nichts erinnerte hier an das gräßliche Metier des Eigenthümers. — Unmittelbar in meiner Nähe rahmte eine frischgrünende, wohlgepflegte Wiesenfläche vier oder fünf Beete ein, aus denen die üppigsten Rosen, Stiefmütterchen und Nelken hervorleuchteten. Rechts und links breiteten jahrhundertalte Kastanien- und Nußbäume ihre weitumschattenden Aeste. — Im Hintergrunde, halb von Linden- und Ahornpflanzungen versteckt, glänzte die zweistöckige Villa mit ihrer epheubewachsenen Veranda. — Aus dem Schornsteine stieg friedlich der blaue Rauch auf, und der kleine Springbrunnen am äußersten Ende des Kastanienganges plätscherte so melodisch, daß ich das Ganze eher für das Tusculum eines stillen Gelehrten, eines geistreichen Schriftstellers, als für die sommerliche Zufluchtsstätte des „Monsieur de Paris" halten konnte.

Nach Verlauf einiger Minuten kam das Mädchen zurück und meldete, Herr Hendrichs sei bereit mich zu empfangen.

Ich warf mich daher in die Brust, arrangirte meine Cravatte und folgte der Kleinen, die diesmal lebhaft vor mir einherhüpfte.

Ich gestehe es, mein Herz schlug in hörbarem Allegretto . . . In wenigen Secunden sollte ich Auge in Auge vor dem Manne stehen, bei dessen Namen sich alle Gläubigen sechsfach bekreuzigten, der, ein schreckliches Ueberbleibsel versunkener Jahrhunderte, das traurige Privilegium genoß, einen Mitmenschen von Rechts wegen in die andere Welt schaffen zu dürfen . . . Noch nie hatte ich einer Hinrichtung beigewohnt; noch nie hatte ich den Henker gesehn . . . Unwillkürlich malte ich mir die Erscheinung, die meiner harrte, in den unheimlichsten Farben . . . Re-

miniscenzen aus allen erdenklichen Schauerdramen und Sensationsromanen stiegen in meiner Seele auf ... Der entsetzliche rothe Mantel, das schwarzausgeschlagene, mit silbernen Thränen bestickte Schaffot, das blitzende, mit Blei ausgegossene Beil ... Prozessionen vermummter Mönche, das Dies irae singend ... dies Alles zuckte in wilder Verworrenheit durch mein aufgeregtes Hirn, und ich bedurfte aller Energie, um wenigstens äußerlich ruhig zu bleiben.

Ich trat in eine saubere, aber sehr einfach ausgestattete Hausflur. — Einen Augenblick später stand ich vor dem „Mann ohne Namen" — wie ehedem das grausende Volk ihn benannte — vor dem „Exécuteur des arrêts criminels" — wie sein offizieller Titel unter dem Zweiten Kaiserreich lautete — vor Herrn Hendrichs, dem Scharfrichter von Paris ...

Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich in ein Antlitz von milden, fast wehmüthigen Zügen schaue? Mit der Tournüre eines vollendeten Gentleman ging mir Herr Hendrichs entgegen und bat mich, indem er auf einen grünsammtenen Fauteuil deutete, gefälligst Platz zu nehmen. Ich gerieth förmlich in Verlegenheit; ich schämte mich, dem Manne, der mich wie ein feingebildeter Cavalier empfing, so schmählich Unrecht gethan zu haben. — Auch weiß ich nur noch unvollständig, auf welche Weise ich meine seltsame Visite motivirte. Ich sprach von culturhistorischem Interesse, von eingewurzelten Vorurtheilen, von Humanität, die man selbst in den schwierigsten Situationen zu üben vermöge; ich stammelte eine Bitte um Entschuldigung, schwatzte etwas von dem „längst gehegten Wunsche, ihn kennen zu lernen", und schloß mit der Erwartung, bezüglich meiner Absichten nicht mißverstanden zu werden.

Der Scharfrichter lächelte und strich sich über die Stirne, als suche er einen unangenehmen Gedanken fortzuscheuchen.

„Ich stehe Ihnen mit Vergnügen zu Diensten," sagte er nach einer Weile. „Meine Pflicht versetzt mich so oft in die Lage, ganze Sturmfluten empörter Gefühle gegen mich wachzurufen . . .; warum sollte ich nicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, im entgegengesetzten Sinne zu wirken? Wenn ich Sie durch eine oder die andere Auskunft verbinden kann, so will ich mich glücklich schätzen."

Bei diesen Worten ließ er sich, mir schräg gegenüber, auf einen amerikanischen Schaukelsessel nieder, schlug ein Bein über das andre und begann an der Uhrkette zu spielen, als gewärtige er der Dinge, die da kommen sollten.

„Ihre Güte, mein Herr," sagte ich lebhaft, „ist in der That geeignet, mich zu verwirren. Wenn Sie denn, wie Sie versichern, gesonnen sind, meine Indiscretion zu verzeihen, so gestatten Sie mir zunächst, Ihre häusliche Einrichtung ein wenig in Augenschein zu nehmen. . ."

„Wie Sie wünschen . . .", entgegnete er höflich und erhob sich wieder. — „Verfügen Sie über mich. . ."

Mit einer bewundernswürdigen Geduld und Gefälligkeit, zeigte mir Herr Hendrichs nun das ganz Logis — Küche und Billardzimmer nicht ausgenommen. — Er bewohnte das ziemlich geräumige zweistöckige Haus allein mit seiner betagten Mutter, einer Haushälterin und dem mehrfach genannten Dienstmädchen. Der Salon, in welchem er mich empfangen hatte, sowie sämmtliche Schlafzimmer lagen ebener Erde. — Oben befand sich die Eßstube, das Wohnzimmer der Frauen und die Studirstube des Hausherrn. — Die letztere interessirte mich vorzugsweise. — Ich sah daselbst auf Bronze-Postamenten die trefflichsten Nachbildungen antiker Kunstwerke, verschiedene werthvolle Gemälde und eine sehr reichhaltige und gewählte Bibliothek. — Auf einem Tischchen am Fenster lag ein Band Lafontaine'scher Fabeln. — Der Schreibtisch war mit Papieren und Manuscripten aller Art förmlich übersät.

Meine Züge mußten mein Erstaunen etwas allzudeut-

lich verrathen, denn der Scharfrichter kräuselte die Lippen zu einem eigenthümlichen Lächeln und sagte scherzend:

„Sie vermutheten wohl hier das Meublement meines Collegen aus dem bretonischen Märchen zu finden?"

„Ich verstehe Sie nicht. Was ist das für ein Märchen . . .?"

„Ah, ich vergaß, mein Herr, daß Sie nicht Franzose sind . . . Sonst würde Ihnen das alte Ammengeschichtchen ohne Zweifel bekannt sein."

„Sie machen mich neugierig."

„Eh bien, — in der Wohnung meines Amtsbruders aus der Fabel war Alles systematisch geköpft . . . Die Stöcke hatten keine Knöpfe, die Wasserflaschen keine Glasstopfen, die Stühle keine obere Querlehne . . . ja selbst die medicäische Venus auf dem Kamin und die großen Familienbilder an den Wänden gehorchten dem allgemeinen Gesetze."

„Eine curiose Phantasie," sagte ich, da ich doch etwas erwidern wollte.

„Glauben Sie nicht," fuhr er nach einer Weile fort, „daß nur die Einbildungskraft der Märchendichter derartige Ungeheuerlichkeiten schafft. — Der Vollstrecker der richterlichen Erkenntnisse ist der großen Masse des Volkes noch heute, wie ehedem, ein Gegenstand der abenteuerlichsten Vermuthungen . . . Bald schreibt man ihm übernatürliche Kräfte und Fähigkeiten zu, wie beispielsweise das Vermögen, sein eigenes Leben künstlich zu verlängern; bald dichtet man seinem Wandel die wunderbarsten Abnormitäten an . . . Es ist wahr, meine Vorgänger haben namentlich im Mittelalter das Ihrige dazu beigetragen, diese Irrthümer zu nähren . . . Sie fanden eben ihre Rechnung dabei, und gar manches Endchen harmlosen Hanffabrikates wurde als angebliches Fragment eines Armensünderstricks mit Gold aufgewogen . . .; allein man sollte doch denken ." . . .

„Sie haben Recht, es ist unbegreiflich; — doch müssen Sie nicht außer Acht lassen, daß Dichter und Künstler von jeher aus leicht begreiflichen Gründen diesen Zug des Geheimnißvollen und Räthselhaften mit Eifer erfaßt und in den Vordergrund gedrängt haben ... Ich erinnere Sie nur an Albrecht Dürer und Alexander Dumas! — Welche Nachtgestalten sind der Phantasie dieser beiden, von einander so wesentlich verschiedenen Geister entsprungen! Dazu kommt noch der poetisch gleichfalls sehr effectvolle Hauch von Cynismus und Frivolität, der so häufig den Vollstrecker der Justiz in Dramen, Romanen und Gemälden charakterisiren muß." —

Wir waren inzwischen wieder in den Salon getreten. Man brachte eine Flasche feinen Weines, und wir nahmen, wie vorher, Platz, — Hendrichs in seinem amerikanischen Schaukelsessel, ich auf dem grünplüschnen Polsterstuhl.

Ich hatte jetzt Gelegenheit, mein Gegenüber gründlich zu mustern.

Der Scharfrichter von Paris war ein Mann von etwa 50 Jahren, sechs Fuß hoch, und von einer athletischen Muskulatur. Seine etwas mit Grau versetzten Haare beschatteten eine große, breite Stirne. Unter den starken Brauen leuchteten die gutmüthigsten Augen von der Welt hervor. Sein Gesicht war von gesunder Farbe. Die Hände verriethen ihrer ganzen Structur nach eine ungewöhnliche Kraft. Diese körperlichen Vorzüge sind mitunter sehr am Platze, wiewol in Frankreich bekanntermaßen die Execution selbst keine besondere Anstrengung erfordert. Allein es ist mehrfach vorgekommen, daß die Delinquenten sich im entscheidenden Momente ungebertig betragen haben, und da war Herr Hendrichs im Stande, sie zur Ruhe zu bringen.

Unser Gespräch drehte sich zunächst um die Details einer Hinrichtung. Ich bat meinen gefälligen Wirth um eine recht eingehende Schilderung namentlich derjenigen Vorgänge, die sich den Augen des Publikums zu entziehen

pflegen. — Hendrichs stand auf und verriegelte die Thüre. Dann begann er wie folgt:

„Journalisten und Schriftsteller haben von jeher in der Beschreibung von Executionen gewetteifert. — Ihre Berichte pflegen von poetischen Floskeln und ergreifenden Betrachtungen zu strotzen, allein sie entbehren fast regelmäßig der Treue. Ich will Ihnen eine schlichte, einfache Skizze liefern, über deren Genauigkeit Sie nicht klagen sollen."

„Davon bin ich überzeugt," entgegnete ich nachdenklich. Es überkam mich ein eigenthümliches Gefühl, wenn ich mir vergegenwärtigte, wie sehr mein Gegenüber in diesem Falle berechtigt war, seine Informationen für die genaueren zu halten!

„Sie kennen das Gefängniß La Roquette?" fragte der Scharfrichter.

„Den provisorischen Aufenthalt der Bagnosträflinge und der zum Tode Verurtheilten? Gewiß! Gar manchmal, wenn ich den prächtigen Alleen des Père-Lachaise einen Besuch abstattete, sind mir die dunklen, unheimlichen Mauern dieses Schreckensortes aufgefallen . . ."

„So haben Sie auch die berühmten — oder berüchtigten — fünf Platten vor dem Eingangsthore gesehen?"

„Ich glaube mich zu entsinnen."

„Gut! Auf diesen fünf Steinplatten wird in der Nacht vor der Hinrichtung das Schaffot aufgeschlagen. Der Deliquent erhält erst eine Stunde vor dem verhängnißvollen Augenblick die Kunde von der Verwerfung seines Gnadengesuches . . ."

„Das war früher anders?"

„Ehedem benachrichtigte man ihn am vorhergehenden Tage. — Die fortschreitende Humanität hat diese Grausamkeit abgeschafft."

Ich schwieg. — Ich mochte gerade diesem Manne nicht sagen, welche Empfindungen und Gedanken bei dem Worte „Humanität" in mir aufstiegen! — Ich mochte mit dem

Henker nicht über die Berechtigung oder Verdammungswürdigkeit der Todesstrafe philosophiren! Wol schwebte mir eine ernste, schwer zurückzudrängende Rede auf den Lippen! Unglücklicher! dachte ich bei mir selbst, fühlst du nicht, daß der tiefeingewurzelte Abscheu, den das Volk vor dir und deines Gleichen empfindet, nichts andres ist, als ein instinctiver Protest gegen das blutige Gesetz, dem du dienst?

„Morgens mit dem Beginne der Dämmerung" — fuhr Herr Hendrichs fort — „tritt der Vollstrecker der Criminalerkenntnisse in das Gefängniß und überreicht dem Gressier die übliche Quittung . . ."

„Eine Quittung? Worüber?"

„Ueber den Empfang des ihm verfallenen Verbrechers."

„Weiter, weiter . . ."

„Hierauf wird der Delinquent von den Gefängnißwärtern aus dem Bette geholt und in das Toilettenzimmer gebracht . . . So nennt man jene kleine, nur spärlich erleuchtete Kammer, deren einziges Meublement aus einem alten Strohstuhle besteht . . . Es ist ein gräßliches Loch, dieses Toilettenzimmer! Von den Wänden trieft die sickernde Feuchtigkeit . . . die Luft ist dumpfig und drückend . . ."

„Und dort angekommen wird der Delinquent dem Vollstrecker des Gesetzes überantwortet?" sagte ich halb fragend, halb staunend. — — „Aber gibt man ihm zuvor keinen Priester bei?"

„Ah, ich vergaß. — Es ist der Aumônier — der Abbé Croze, — der den Verurtheilten in die Kammer geleitet . . . Er ist ihm vom ersten Augenblick an zur Seite. — Wenn die Schließer den Delinquenten wecken, steht der Abbé bereits am Bette. Der Unglückliche ahnt sofort, daß jetzt seine letzte Hoffnung zu Grabe gegangen ist. Tags zuvor lag eine Begnadigung noch im Reiche der Möglichkeit: jetzt, da er den Priester, den Gefängnißdirec-

tor und die Gardiens an seinem Bette erblickt, weiß er, daß die letzte Stunde geschlagen hat. Fiebernd kleidet er sich an. — Zum ersten Male seit langer Zeit wird ihm die Zwangsjacke ausgezogen. — Im Toilettenzimmer erwartet ihn der Nachrichter mit seinen Gehilfen . . . In diesem düsteren, traurigen Raume herrscht eine Todtenstille. — Kein Wort wird auch nur geflüstert. — Man setzt den Verbrecher auf den Strohstuhl. — Die Toilette beginnt. — Einer der Gehilfen rasirt ihm die Haare vom Genick weg und entfernt den Kragen des Hemdes — damit das Beil auf kein Hinderniß stoße. — Hände und Füße sind dem Unglücklichen schon vorher mit breiten Riemen gebunden worden . . . Auch ein Fortschritt im Vergleich mit früher . . ."

„Wie so?"

„Ehedem wandte man Stricke an, die dem Gefangenen bei der geringsten Bewegung die lebhaftesten Schmerzen verursachten. — O, mein Herr, glauben Sie mir, ich habe manche Reform bewerkstelligt, die, so unbedeutend sie dem Unbetheiligten erscheinen mag, für das bejammernswerthe Opfer von nicht zu unterschätzendem Belange ist . . ."

„Zum Beispiel?"

„Ich rede nur ungern von diesen Dingen. Zum Beispiel habe ich den Mechanismus des Todesinstruments dergestalt verbessert, daß es jetzt nur eines flüchtigen Druckes bedarf, um . . . Sie verstehen mich! Früher war mitunter ein Hin- und Hertasten von einer Viertelminute erforderlich, — und eine Viertelminute ist in dieser Situation eine Ewigkeit! —"

„Ohne Zweifel! Sie werden mich höchlichst verbinden, wenn Sie mich mit allen von Ihnen eingeführten Neuerungen bekannt machen . . ."

„Ich versichere Sie, die meisten Modificationen sind dem Laien nahezu unverständlich. Doch wenn Sie denn absolut noch etwas erfahren wollen, so mögen Sie wissen,

daß neuerdings auf meinen Vorschlag die Rinne, in welche das Beil hinabstürzt, mit einer dichten Kautschuklage umkleidet worden ist. Dies hat den Vortheil, daß der Delinquent im Gefängnisse die Probe, die vor der Hinrichtung mit einem Bündel Stroh angestellt wird, nicht hört . . . Ueberdies machte das Gepolter des Messers einen fatalen Eindruck auf das Publicum, das, wie Sie wissen, bei solchen traurigen Anlässen zahlreich vertreten ist . . ."

„Die Verbesserung springt in die Augen," sagte ich nicht ohne ein gewisses Gefühl der Bewunderung für einen Mann, der trotz seines gräßlichen Berufes noch so viel Menschlichkeit bewahrt hatte! Herr Hendrichs hätte mir als einen weiteren Vorzug der gegenwärtigen Ordnung der Dinge die Kürze des Weges namhaft machen können, den der Verbrecher jetzt vom Gefängnisse bis zum Blutgerüste zurückzulegen hat, während das früher eine förmliche Reise war.

„Wir sprachen von der Toilette," fuhr er nach einer Pause fort — „Wenn diese Vorkehrungen beendet sind, so . . . so ergreife ich meinen Mann unter der rechten Achsel am Riemen, während der Geistliche seinen linken Arm erfaßt . . . Die Gehülfen eilen voraus und postiren sich am Schaffot."

„Der Unglückliche ist natürlich schon mehr todt als lebendig?"

„Wenigstens zittert jeder Nerv an seinem Leibe, wie Espenlaub; sein Antlitz ist aschfarben; sein Herz hört fast auf zu schlagen . . ."

„Es kommt also äußerst selten vor, daß ein Verurtheilter bis zum letzten Moment standhaft bleibt? —"

„Aeußerst selten, — was auch die Journale darüber phantasiren mögen! — Bis zum Eintritte der Gardiens, die das Fehlschlagen der letzten Hoffnung verkündigen, wissen sich die meisten wenigstens äußerlich zu beherrschen; allein angesichts des entscheidenden Augenblicks geht diese

Kraft in Rauch auf. Ich kannte nur einen Einzigen, der in der That wie ein Held gestorben ist . . ."

„Und der hieß . . .?"

„Orsini. Noch zwei Secunden vor seinem Tode rief er mit fester Stimme: „Vive la France! Vive l'Italie!" In seinen unerschrockenen Zügen war keine Ahnung von Furcht oder nur von Bangigkeit zu lesen."

„Sie sagen, daß Feigheit die Regel ist; allein curfiren nicht zahlreiche Anecdoten, welche von der unglaublichsten Kaltblütigkeit selbst ganz gemeiner Verbrecher berichten?"

Der Scharfrichter zuckte die Achseln.

„Sehr viele Delinquenten affectiren allerdings eine cynische Gleichgültigkeit, so lange sie noch einen Schatten von Hoffnung zu erblicken glauben. — Sie täuschen Andere, um sich selbst zu täuschen. Befragen Sie über diesen Punkt die Gefängnißhüter von La Roquette: sie werden Ihnen die interessanten Aufschlüsse geben — Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß diejenigen, welche in jedem Momente ein frivoles: „Was liegt mir daran?" im Munde führen, innerlich viel mehr leiden, als diejenigen, die entweder in stilles, dumpfes Dahinbrüten versunken sind, oder laut weinen und schluchzen. — Alle, auch die scheinbar Indifferentesten, haben eine Bewegung, die den Zustand ihrer Seelen deutlich verräth; sie schütteln von Zeit zu Zeit krampfhaft mit dem Kopfe, als wollten sie die Haare nach dem Nacken werfen. Das ist die Verzweiflung, die den quälenden, das ganze Ich beherrschenden Gedanken mit Gewalt von sich schleudern möchte, und immer und immer wieder auf dem alten, trostlosen Punkt anlangt . . . Beim Hinansteigen der verhängnißvollen Stufen vollends verlieren die Elenden fast alle den letzten Halt . . . Wie gesagt, Orsini war der Einzige, den ich wahrhaft muthig sterben sah . . . Die Anecdoten, von denen Sie reden, sind die Erfindungen müßiger Köpfe . . ."

„Auch die Anecdote vom Hecht? . . ."

„Ah, Sie scheinen in unseren Annalen nicht übel bewandert zu sein. — Sie meinen die Geschichte jenes Meuchelmörders, der als letztes Mahl einen Hecht verlangt hatte, weil dieser Fisch die meiste Zeit in Anspruch nehme . . ."

„Der vielen Gräten wegen . . ."

„Je nun, die Geschichte mag authentisch sein, allein sie spricht nicht im mindesten für die Courage des frivolen Verbrechers. — Der Gefängnißdirector forderte ihn auf, sich zu sputen, da die Frist längst abgelaufen sei . . . „Zum Teufel!" erwiderte der cynische Patron, „Sie können mir doch nicht zumuthen, daß ich an einer Gräte ersticke . . ."

„Es gibt noch eine Lesart. Der Bursche entgegnete, er habe keine Lust, sich eine Unverdaulichkeit zuzuziehen . . ."

„Noch besser. — Und als der Priester nun herzutrat und ihn bat, er möge sich in eine der Situation entsprechende Stimmung versetzen und die Sache kurz machen, da verbat sich der verstockte Sünder jedes Drängeln und sagte: „Beruhigen Sie sich, Herr Abbé, wir kommen noch zeitig genug; ohne mich wird die Geschichte nicht losgehen." —

„Und Sie glauben nicht, daß zu einem derartigen Galgenhumor ein gewisser Muth gehört? . . ."

„Ich erblicke darin nur den Ausfluß einer fast bis zum Wahnwitz gesteigerten Herzensangst."

„Sie mögen Recht haben. Mir fallen hier die Kinder ein, die im Dunkeln zu singen anfangen. Doch wir sind von unserem eigentlichen Thema abgekommen."

„Wir waren damit so ziemlich zu Ende. Von dem Vollstrecker des Urtheils und dem Aumônier mehr getragen als geleitet, erklimmt der Delinquent die Plattform, auf welcher das Todesinstrument aufgeschlagen ist. — Die Gehilfen schnallen ihn auf das Brett. — Der eine von ihnen — gegenwärtig ein Crinolinenfabrikant Namens Leroy — faßt den Verbrecher beim Schopfe . . . Zwei Secunden später ist Alles vorüber."

„Alles vorüber, sagen Sie! Also theilen Sie nicht die Ansicht des Dr. Pinel? . . ."

„Ich bekenne, daß ich nicht genug Physiologie getrieben habe, um ein motivirtes Urtheil abgeben zu können." —

„Mir schien die Beweisführung, so weit ein Laie dergleichen beurtheilen kann, ziemlich einleuchtend."

„Ich entsinne mich nicht mehr der Einzelnheiten. Wenn ich nicht irre, erschien der Brief, auf den Sie anspielen, im „Gaulois" . . ."

„Ich glaube wol. — Dr. Pinel suchte zu erhärten, daß kein Grund zur Annahme eines sofortigen Eintrittes der Bewußtlosigkeit, respective des Todes vorliege. Er schätzte die zum vollständigen Absterben des Hirnes erforderliche Zeit auf etwa zwei Stunden . . ."

Es wird schwer halten, über diesen Punkt jemals absolute Gewißheit zu erlangen; denn selbst angenommen, der vom Rumpf getrennte Kopf behalte noch eine Zeit lang die Fähigkeit sinnlicher Wahrnehmung, so geht ihm doch unter allen Umständen die Fähigkeit ab, diese Wahrnehmung durch irgend ein äußeres Zeichen an den Tag zu legen. Mit der Zerstörung der motorischen Nerven hört bekanntlich jede, auch die leiseste freiwillige Bewegung auf . . ."

„Aus diesem Grunde bleibt auch, Herrn Dr. Pinel zufolge, der furchtbare Schmerz, den der Hingerichtete leidet, ohne Einfluß auf seine Gesichtszüge."

„Wie gesagt, das Wissen stößt hier auf eine unübersteigliche Schranke und die Hypothese beginnt. — Jedenfalls beweist der mißglückte Versuch, den die Academie im Jahre 1844 mit zwei zum Tode verurtheilten Arabern anstellen ließ, nicht im Geringsten, daß Dr. Pinel Unrecht hat. —"

„Was war das für ein Experiment?"

„Zwei Aerzte wohnten der Hinrichtung bei und ließen alsbald nach vollstreckter Enthauptung die Köpfe in zwei mit gepulvertem Gyps gefüllte Schüsseln stellen. Der eine

der Aerzte beobachtete sodann die Gesichter der Hingerichteten, während der andere sie laut beim Namen rief. — Das Resultat war negativer Natur. Keiner der beiden Köpfe verzog eine Miene, nichts deutete darauf hin, daß der Gehörsinn noch nach der Execution lebendig geblieben sei. — So berichteten wenigstens die Aerzte an die Academie. Dr. Pinel erklärt dieses Experiment für geradezu lächerlich. — Es beweise nur, daß dem vom Rumpfe getrennten Haupte die physische Fähigkeit abgehe, seine Eindrücke in Bewegungen umzusetzen — und zur Erlangung dieses Resultats bedürfe man keines Experimentes; man könne es sich an den fünf Fingern abzählen ..."

„Uebrigens hat Herr Dr. Pinel die Majorität der wissenschaftlichen Größen gegen sich," warf ich ein. „So erklärte beispielsweise Cabanis, der Tod trete geradezu mit Blitzesschnelle ein; weder der Kopf noch der Leib des Enthaupteten fühle den geringsten Schmerz. Etwaige Zuckungen der Nerven und Muskeln rührten nur von einem Reste vitaler Kräfte her, die durch die Zerstörung des Ich nicht sofort mitvernichtet würden."

Herr Hendrichs zuckte die Achseln. „So oder so," sagte er, „das Schrecklichste bei der Todesstrafe bleibt immer die Zeit, die der Verurtheilte vor der Hinrichtung durchzumachen hat. Die Furcht vor dem Uebel quält gräßlicher als das Uebel selbst."

Es trat jetzt in unserem Gespräch eine Pause ein, die der Scharfrichter dazu benutzte, sein Glas zu verschiedenen Malen hastig zu leeren. — Mir war, offen gestanden, die Lust am Zechen gründlich vergangen; der Rothwein, den ich anfänglich mit einer gedankenlosen Gleichgiltigkeit geschlürft hatte, muthete mich jetzt an, wie Blut, die ganze Situation regte meine Nerven dergestalt auf, daß ich fast von meinem Sitze in die Höhe gefahren wäre, als es jetzt lebhaft an die Thüre pochte.

Der Scharfrichter stand auf und öffnete.

Es war ein allerliebstes, sechsjähriges Mädchen, das in einem kleinen Korbe, zierlich auf frische Ahornblätter gebreitet, einige Erdbeeren — vermuthlich die Erstlinge des Beetes — trug.

„Ah, du bist es, Nanette?“ sagte Herr Hendrichs mit einer Stimme, deren schmeichlerische Weichheit mich fast verblüffte. „Komm näher, liebes Herz. Was bringst du denn da? Erdbeeren? Ah c'est joli, joli, joli, ça!“

Nanette war das Töchterchen „des Gärtners von drüben,“ wie Herr Hendrichs mir später erklärte, und „seine große Freundin“. — Die Art und Weise, wie er mit dem Kind verkehrte, hatte etwas so Schlichtes, Herzliches, Rührendes, und das kleine Mädchen schien ihm so aufrichtig zugethan, daß ich meiner Verwunderung kaum Herr werden konnte.

Als Nanette uns verlassen hatte, bat ich den Scharfrichter, er möge mir nun noch eine sehr indiscrete Frage erlauben. — Er stellte sich meiner Neugier zur Disposition, und so ersuchte ich ihn denn, mir zu sagen, ob er zur Ausübung seines Amtes irgend welcher körperlicher oder geistiger Vorbereitung bedürfe.

„Ah, ich verstehe,“ sagte er. „Sie haben gehört, daß mein Vorgänger Samson vor dem Beginne der Execution eine Messe hörte und zwei Flaschen Macon hinunterstürzte. Hm — wenn dieses unbedeutende Detail Sie interessiren kann, so mögen Sie wissen, daß ich in solchen Fällen nur ein Glas kalter Milch trinke . . . voilà tout . . .“

„Ist es wahr,“ fragte ich nach einer Weile, „daß das zweite Kaiserreich die Gehälter der Executoren beträchtlich verringert hat?“

Herr Hendrichs lächelte.

„Nur scheinbar,“ erwiderte er mit einem eigenthümlichen Ausdruck von Pfiffigkeit. „Die Stelle in Paris bezog freilich unter Louis Philipp 8000 Franken und ist gegenwär-

tig auf 5000 Franken reduzirt; allein der Staat wirft mir volle 10,000 Franken für die Unterhaltung der Guillotine aus, und Sie werden sich selbst sagen, daß mindestens neun Zehntel dieser Summe als Gage betrachtet werden können."

„Wie viele Vollstrecker criminalgerichtlicher Urtheile gibt es gegenwärtig in Frankreich?"

„Siebenundzwanzig, das heißt also genau so viele, als Frankreich Appellhöfe zählt. — Unter der ersten Republik hatte jedes Departement seinen Executor; das Kaiserreich und die Restauration änderten an diesem Zustand der Dinge wenig oder nichts; Louis Philipp beschränkte die Zahl auf die Hälfte; — Napoleon III. ließ eine weitere Reduction eintreten." —

Es hatte längst Fünf geschlagen, als ich ins Freie trat. — Das Gehörte und Erlebte schwirrte mir in buntem Wirrwarr durch den Kopf, und als ich mich, von dem ziemlich weiten Spaziergang ermüdet, gegen halb Elf zu Bett legte, da tanzten Tropmänner und Orsini's der verschiedensten Art, mit grinsenden Schreckensgesichtern und blutbespritzten Kleidern, auf meiner Decke, und im Hintergrunde nickte die herkulische Gestalt des Scharfrichters, und spielte auf einer Drehorgel, deren Pfeifen aus lauter kleinen Guillotinen bestanden . . .

Mehrere Jahre sind nun seit diesem meinem Besuche bei Herrn Hendrichs dahingegangen, schwere, ereignißvolle Jahre für die Seinestadt. Mord und Todtschlag haben dort unterdessen im Großen gewüthet, Ströme von Blut sind geflossen und die Berühmtheit des „Monsieur de Paris" ist dabei zu einem bloßen Schatten verblaßt. Aber dennoch hat die jetzige Regierung Frankreichs sich bereits damit befaßt, auch das Amt des Pariser Scharfrichters näher zu präcisiren und neu zu dotiren. Monsieur Hendrichs war mit dem Vollzug der Todesstrafen auch in den Provinzen beauftragt worden. Er sollte für diese Verrich-

tungen jährlich 8000 Franken, nebst weiteren 2000 Franken für Instandhaltung der Guillotine erhalten und außerdem für Reise- und Transportkosten entschädigt werden. Nach der neuen Einrichtung der Guillotine wird der Anblick des Delinquenten dem Publikum vollständig entzogen —

Der durch den Tod von Monsieur Heudrichs in Erledigung gekommene Posten ist nicht lange unbesetzt geblieben. Von nicht weniger als 50 Mitbewerbern erhielt die Stelle der bisherige Scharfrichtergehilfe Ploque, welchem die Liberté „eine bemerkenswerthe Kaltblütigkeit, leichte Hand und savoir-vivre" nachrühmte. Ein anderes Blatt bemerkte mit Recht, daß es bei diesem Amte mehr auf savoir-tuer ankäme.

Ein kleiner Beamter.

Es war im August des Jahres 1871. Wir saßen vor einem der großen Kaffeehäuser des „Boulevard des Italiens“ und ließen die buntwogende Menge Revue passiren. Mein Freund war zum ersten Mal in Paris. Die Ruinen der Weltstadt hatten einen so unwiderstehlichen Reiz auf seine Einbildungskraft ausgeübt, daß er nicht umhin konnte, sich durch den Augenschein von der Glaubwürdigkeit der Zeichner und Berichterstatter seiner vaterländischen Blätter zu überzeugen. Wir waren den ganzen Tag rastlos herumgelaufen und erfreuten uns nun unserer „halben Tasse“, im Bewußtsein, die Labung redlich verdient zu haben.

Es schlug Neun. Immer farbenreicher gestaltete sich das kaleidoskopische Treiben auf den Asphaltplatten . . . Jetzt trat ein alter zitternder Mann an unsern Tisch heran. Sein ganzer Körper schlotterte wie von einem heftigen Nervenschütteln. Er bat um ein Almosen; mein Freund reichte ihm ein Zweisousstück. Eine halbe Minute später legte uns ein junger Bursche einen Zettel neben die Tasse. Der Wisch war mit einigen Anekdoten ꝛc. bedruckt und trug auf der Rückseite die Aufschrift: „Meine Herren und Damen! Kaufen Sie gefälligst dieses Werk ihrem ergebenen Diener ab, der taubstumm ist. Es kostet nur zwanzig Centimes.“ Mein Freund kaufte. Unmittelbar darauf

erschien eine zerlumpte Frau, die ein Kind auf dem Arme trug und ein zweites, älteres an der Hand führte. „Eine arme Wittwe!“ murmelte sie in kläglichem Tone .... „Erbarmen, meine Herren! ... Meine Kinder hungern seit zwei Tagen.“ ... Dabei warf sie Blicke gen Himmel, die einer christlichen Märtyrerin keine Unehre gemacht haben würden. Mein Freund reichte auch ihr eine Kleinigkeit und schüttelte dann, wie nachdenklich, das lockenumwallte Haupt.

„Es muß doch in dieser Riesenstadt ein entsetzliches Elend herrschen!“ seufzte er nach einer Weile. „Die Parias der Gesellschaft ziehen ja hier zu Hunderten an uns vorüber ...“

„So scheint es — aber der Schein trügt!“

„Wie so?“

„Nun, die wahren Armen und Elenden darfst du nicht hier im Lichte der funkelnden Candelaber suchen.“

„Aber ich bitte dich!“

„Lieber Freund, ich kenne dieses Paris wie meine Rocktasche. Verlaß dich darauf, deine Mildthätigkeit von vorhin war durchaus nicht am Platze.“

„Der arme zitternde Greis ...“

„Geht des Tags über so stramm und kräftig umher, wie ein Grenadier. Er begegnet mir oft, wenn ich meinen Morgenspaziergang mache. Seine Virtuosität im Schlottern bringt ihm eine jährliche Rente von vier- bis sechstausend Francs ein.“

„Unmöglich! Aber der Taubstumme ...“

„Spielt seine Rolle meisterhaft, ist aber nichtsdestoweniger ein Schwindler. Er gehört zu den bekanntesten Figuren der Boulevards.“

„Und die unglückliche Wittwe ...“

„Ist so wenig Wittwe als du und ich. Die beiden Kinder hat sie gemiethet. Sie ‚verdient‘ so viel, daß sie den Eltern der beiden armen Würmer täglich vier Franken

Pachtzins bezahlen kann. Nein, mein Bester, das wahre Elend verbirgt sich, scheu und furchtsam, als ob Armuth ein Verbrechen wäre."

„Und wo sind diese wahren Dulder zu finden? Sind es die Arbeiter der Faubourgs, die Soldaten der Commune, die Männer des socialen Umsturzes?"

„Die Lage der Ouvriers läßt viel zu wünschen übrig — aber unter zehn Fällen vermag Einer doch neun Mal sich und die Seinen ehrlich durchzuschlagen. Gesunde fleißige Hände verdienen selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen so viel, daß von einer eigentlichen Noth nicht die Rede sein kann. Der Pariser Arbeiter würde sich sogar vortrefflich stehen, wenn er beispielsweise nicht mehr Bedürfnisse hätte, als der deutsche. Aber das ist eben der Fluch einer luxuriösen Stadt; die überfeinerten Lebensformen wirken allenthalben ansteckend, und so kommt es, daß sich allmählich zwischen Wollen und Können ein unversöhnlicher Zwiespalt ausbildet. Der französische Ouvrier beansprucht bei jeder Mahlzeit sein Dessert, so gut wie der Petit-Crevé des Boulevards; er gefällt sich in kostspieligen Liebschaften, ganz nach der Manier der großen Herren. Unter solchen Umständen muß er seine Löhnung knapp finden. Der fleißige sparsame Familienvater wird dagegen sein redliches Auskommen erzielen; als Arbeiter braucht er in keiner Beziehung zu ‚repräsentiren'; seine tägliche Tracht ist die überaus billige Blouse; er wohnt ohne Rücksicht auf irgend welche gesellschaftliche Aeußerlichkeit, wo und wie er Lust hat; seine Frau, seine Kinder helfen mit verdienen, denn auch sie können thun und lassen, was ihnen behagt; kurz, der Ouvrier gehört, trotz aller Mangelhaftigkeit unserer socialen Zustände und unbeschadet seiner berechtigten Ansprüche auf Verbesserung, noch keineswegs zu den eigentlichen ‚Misérables'. Nein, ich will dir die wahren Parias des modernen Paris nennen: es sind die Subalternbeamten! Von dem Elende, das diese Unglücklichen zerwühlt

und zermartert, macht sich unsere leichtfertige Welt, die nur nach dem Scheine urtheilt, keinen Begriff."

Mein Freund drückte mir den Wunsch aus, etwas über die Lebensweise dieser modernen Sklaven zu erfahren, und so erzählte ich ihm denn, was ich wußte. Vielleicht ist es dem geneigten Leser nicht uninteressant, wenn ich das flüchtige Bild, das ich damals entwarf, an dieser Stelle nachzeichne — wo nicht, so hat er das souveraine Recht, die folgende ohnehin düstere Skizze zu überschlagen.

Es mag wol drei Jahre her sein, da fuhr ich eines schönen Morgens auf der Omnibus-Impériale von Batignolles-Clichy nach den Weinhallen. Mein Nachbar zur Rechten war ein anständig gekleideter, intelligent aussehender Mann in der Mitte der Dreißiger. Sein blasses Gesicht war von einem wohlgepflegten dunkeln Vollbart umrahmt, der die fahle Nuance der Wangen noch auffälliger machte. Es lag Etwas wie ein unsagbarer geistiger Druck über der ganzen Erscheinung; ein Hauch von freudloser Seelenverfinsterung, vermischt mit einer unerquicklichen Resignation.

Der Mann interessirte mich. Nach wenigen Minuten hatte ich ein Gespräch mit ihm angeknüpft. Er war mittheilsamer, als ich erwartet hatte. Ich erfuhr, daß er Employé im Hôtel de Ville sei; daß er erst vor einem halben Jahre seinen Geburtsort — er nannte ein kleines Städtchen der Normadie — verlassen habe, um nach Paris überzusiedeln. Seine Stimme frappirte mich fast noch mehr, als sein Aeußeres. In ihrem seltsam zitternden Klange lag so viel geheimes Weh, so viel ungesprochene Sorge, daß ich alsbald mit dem ernsten blassen Menschen ein aufrichtiges Mitleid empfand, ohne mir völlig darüber klar zu sein, inwiefern er eigentlich zu diesen Gefühlen berechtige.

Nach einer Fahrt von etwa zwanzig Minuten grüßte er mich auf's Artigste und verschwand in der Nähe des

St. Jacques-Thurmes. Ungefähr vier Wochen später begegnete ich ihm in dem Hausflur meiner Wohnung. Ich erkannte ihn augenblicklich wieder.

„Sieh da, Monsieur," sagte ich, „wie geht's?"

„Ach, Sie sind es, Monsieur," erwiderte er lebhaft. „Ich glaube, wir sind jetzt Nachbarn."

„Wohnen Sie hier im Hause?"

„Hinten im Hofbau, fünf Treppen hoch."

„O dieses Paris! In einer biedern deutschen Stadt würde man sich längst einen Besuch abgestattet haben!"

Er erröthete.

„Meine Verhältnisse erlauben mir nicht, Jemanden bei mir zu sehen," stammelte er in augenscheinlicher Verlegenheit, „sonst würde ich . . ."

„I," versetzte ich lachend, „ich kann mir wohl denken, daß Sie da droben unter ihrem Dache keine Metternich'schen Salons etablirt haben. . . . Was thut's? Bei mir finden Sie auch keinen überschwenglichen Luxus."

„Ich bin verheirathet," fuhr er fort, „und habe fünf Kinder. . . Die Wohnung ist sehr, sehr beschränkt, — ich kann wirklich nur meinen allernächsten Freunden zumuthen . . ."

„Nun, so seien Sie außer Sorgen, ich will Sie nicht eher besuchen, als bis Sie mich direct dazu auffordern. Aber Sie können mir doch wenigstens die Ehre schenken. Wir haben damals auf der Omnibus-Impériale so angenehm geplaudert, daß es mir ein ganz besonderes Vergnügen machen würde, Sie bei mir zu sehen. Die Visite engagirt Sie in keiner Richtung. Wenn es Ihnen in meinen vier Wänden nicht behagt, so sind Sie unbedingt ermächtigt . . ."

„O, Sie sind zu gütig. . . . Schön also! Demnächst werde ich an Ihre Thüre pochen."

Höflich grüßend eilte er an mir vorüber; ich aber sann den Tag hin und her, wie es da oben, fünf Treppen hoch

wohl aussehen möchte. . . . Ich sollte es früh genug erfahren.

Monsieur Edouard, so hieß der Employé, besuchte mich am folgenden Sonntag. Ich lud ihn ein, mit mir zu Abend zu essen, was er auf's Entschiedenste ablehnte. Im Uebrigen schien er sich sehr wohl bei mir zu fühlen. Die Sympathie, welche ich für ihn empfand, mochte meinem Benehmen gegen ihn etwas besonders Herzliches und Vertrauliches verleihen. Kurz, wir wurden bald gute Freunde, und ehe der zweite Monat verging, hatte Edouard sein anfangs so zurückhaltendes Wesen völlig verändert. Er machte mich mit seiner Familie bekannt; er enthüllte mir seine Verhältnisse mit der Offenheit eines Kindes, dem es eine Befriedigung gewährt, seinen Kummer ungehemmt ausschütten zu dürfen. Und Kummer war es im vollsten Sinne des Wortes, Kummer, Noth und Elend, was dieser unglücklichen Familie fast jede Secunde des Lebens verbitterte und schließlich ihren Untergang herbeiführte.

Edouard hatte zwölfhundert Franken Gehalt. Er wohnte so bescheiden als möglich; aber zweihundertundfünfzig Franken, das war doch das Wenigste, was er für Miethe in Abzug zu bringen hatte. Als Employé des Hôtel de Ville mußte er stets anständig gekleidet gehen; auch seine Frau durfte in dieser Beziehung nicht ganz und gar die Forderungen der Ziemlichkeit verletzen. Trotz aller Vorsicht, trotz aller Berechnung war es unmöglich, diesen wichtigen Posten unter die Höhe von hundertundachtzig Franken herabzudrücken. Machte mit der Wohnung in Summa vierhundertdreißig Franken. Setzen wir nun nach einem ungefähren Ueberschlag für Wäsche sechszig Franken an, für Feuerung achtzig, für Licht zwanzig, für die Kleidung und das Schuhwerk der Kinder achtzig, für das Schulgeld vierzig, und für unvorhergesehene und nicht näher zu bezeichnende Ausgaben neunzig Franken, — Alles die fast unmöglichen Minima —, so bleiben für den eigent-

lichen Lebensunterhalt von sieben Menschen vierhundert Franken übrig! Man sollte es für absolut unthunlich halten, daß eine Familie mit dieser armseligen Summe mehr bestreiten könnte, als die Nahrungskosten eines Quartals. Edouard und die Seinen mußten mit vierhundert Franken ein volles Jahr hindurch wirthschaften. „Aber fragt mich nur nicht wie!“ Das Herz blutet Einem bei diesem trostlosen, himmelschreienden Elend!

Ein Franken und zehn Centimes, — also noch nicht neun Silbergroschen täglich in einer Stadt wie Paris! Das war der langsame Hungertod in allerbester Form! In der That starb eines der Kinder noch in demselben Herbste — am Schleimfieber, wie die Mutter meinte, in Wahrheit aber aus Entkräftung.

Ich muß es Madame Edouard nachsagen, sie wußte das Verhungern der Ihrigen meisterhaft zu verzögern. Sie verstand es, die knurrenden Mägen doch wenigstens zweimal in der Woche zu befriedigen. Aber freilich, es waren seltsame Diners, die sie auftischte. Bald kochte sie zwei Pfund Waizenmehl mit Salz und Wasser zu einem zähen Brei, — eine Delicatesse, die bereits drei Viertel ihres täglichen Budgets erschöpfte. Das wurde dann Abends zur Hauptmahlzeit servirt, nachdem ein Theil zum Frühstück für den folgenden Tag bei Seite gestellt worden war. Dazu gab es mikroskopische Brodportionen, aber nicht einen Tropfen Wein, so unentbehrlich dieser billige Trank selbst den bescheidensten Ansprüchen erscheinen mag. Bald kaufte sie in den Markthallen verdorbene Fische und suchte die scheußliche Waare durch eine beizende Zwiebelbrühe weniger ungenießbar zu machen. Bald warf sie etwas Kohl in einen großen Kessel und bereitete eine „Suppe“, das heißt, sie sättigte ihre Familie mit Wasser, in welchem einige Blätter herumschwammen. Kurz es war im besten Falle ein sinnreiches Belügen der gebieterisch fordernden Natur, und heute noch ist es mir räthselhaft, wie es den

Unglücklichen gelingen konnte, so lange den verheerenden Wirkungen der Entbehrung Widerstand zu leisten. Zwei der kleineren Kinder sind offenbar von Zeit zu Zeit wider Wissen der Eltern — betteln gegangen. . . . Paris ist groß und der Hunger thut weh . . . Alle mütterlichen Moralpredigten, alle Grundsätze des Stolzes schmelzen vor dem quälenden Gefühl der Leere, das der junge Organismus, der da wachsen will, doppelt schmerzlich empfindet!

In Deutschland hätte Madame Edouard über ein kostbares Hilfsmittel verfügt, das ihr den grenzenlosen Jammer wenigstens um Einiges erleichtert hätte, — über die Kartoffeln. In Paris spielt dieses Hauptnahrungsmittel des deutschen Proletariats eine untergeordnete Rolle, weil es zu theuer ist. Auch das Brod hat nicht die gleiche Bedeutung wie in Deutschland. Mit Einem Worte, die Armen und Elenden von Paris sind die Elendesten unter der Sonne!

Die Wohnung der Edouard'schen Familie bestand aus zwei Räumen: einem Zimmer und einer Küche, die indeß fast einem Verschlage glich. In diesem Zimmer befand sich ein Ameublement der dürftigsten Art: drei Betten, ein Tisch, sechs Stühle und ein Schrank aus Eichenholz; das war Alles! Hier waltete von früh bis spät Madame Edouard und nähte, strickte, flickte, bügelte und bürstete sich schier den Bast von den Fingern. Nur so war es möglich, die Garderobe der Familie mit den oben angedeuteten Auslagen zu bestreiten. Unter diesen Umständen konnte von einem Nebenverdienste der Frau natürlich nicht die Rede sein.

Aber — wird man fragen — hätte nicht vielleicht Monsieur Edouard in seinen Mußestunden . . .? Vollende nicht, grausamer Leser! Monsieur Edouard war von Morgens Sechs bis Mittags Zwölf und von Nachmittags Eins bis Abends Sechs beschäftigt, um nach eingenommener Mahlzeit abermals ins Joch gespannt zu werden.

Manchmal kam er erst um halb Elf vom Bureau zurück. Nur Sonntag Nachmittags war er frei, aber so abgespannt, daß er diese Frist unbedingt seiner Erholung widmen mußte, wenn er nicht krank werden wollte!

Eines Tags kam Edouard zu mir auf's Zimmer und bat mich mit zitternder Stimme um ein kleines Darlehn. . . . Seine Frau war seit drei Tagen bettlägerig. . . . Sie bedurfte der Pflege, der Medicamente, des ärztlichen Beistandes, . . . aber es waren keine hundert Sous mehr in der Haushaltungscasse vorräthig. . . .

Nie hat mich eine ähnliche Bitte mehr erschüttert als diese. Es lag so viel Bescheidenheit, so viel Zartgefühl in der Art und Weise des unglücklichen Mannes, daß ich in diesem Augenblick gewünscht hätte, über die Renten Rothschild's zu verfügen, — nur um dem Aermsten ein paar Tausendpfundnoten zu Füßen legen zu können. Ich wußte wohl, daß Edouard, der seit Jahren mit dem Deficit rang, kaum jemals im Stande sein würde, ein eventuelles Darlehn zurückzuzahlen; aber ich glaube, wenn ich Harpagon in Person gewesen wäre, ich hätte diesem bemitleidenswerthen Opfer unserer socialen Mißverhältnisse gegenüber nicht Nein gesagt. Eine beredtere Berufung an das menschliche Erbarmen, als Edouard's trüben Blick, hätte selbst Thomas Hood, der Dichter des mark- und beinerschütternden „Sang of de Shirt", nicht erträumen können!

Dies ereignete sich im Juni 1870. Zwei Tage darauf trat ich eine Reise in die Schweiz an, wo ich von den gewaltigen politischen Begebnissen des Juli, unvorbereitet wie alle Welt, überrascht wurde. Ich sollte Edouard nicht wiedersehen. Bei meiner Rückkehr nach Paris fand ich seine Wittwe in den jammervollsten Verhältnissen. . . Folgendes hatte sich inzwischen zugetragen:

Während der ersten Monate des Krieges ging das Leben der unglücklichen Familie seinen alten gewohnten traurigen Gang. Auch die Belagerung verschlimmerte ihre

Lage nicht wesentlich. Die stillen Dulder waren ja von je an die härtesten Entbehrungen gewöhnt, und jetzt lieferte man ihnen die nothdürftigsten Lebensmittel, die sie aus eigenem Vermögen nicht erschwingen konnten, gratis. Im März aber, als die Versailler Regierung vor einer anfangs leicht zu bewältigenden Emeute kopflos zurückwich und Paris dem Pöbel der Vorstädte preisgab, da stürzten so viele Verhältnisse über den Haufen, daß Edouard seinen Posten verlor und im buchstäblichen Sinne des Wortes brodlos wurde. Die Gutherzigkeit der Hausbewohner bewahrte ihn und die Seinen vor dem Aeußersten, und er nahm die freundlich gebotenen Unterstützungen dankbar entgegen, obgleich ihm das Bewußtsein, von der Gnade Anderer zu leben, wie Blei auf der ächzenden Seele lastete. . . .

Die Commune organisirte sich. Sie brauchte Beamten. Man gab es Monsieur Edouard an die Hand, sich zu melden. Er zögerte, aber der Hunger überwog. Mit hundertfünfzig Franken monatlicher Besoldung trat er in ein städtisches Bureau ein. Die Familie athmete auf. So glänzend war sie noch nie situirt gewesen.

Aber der Traum war nur von kurzer Dauer. Die regulären Truppen schienen nach wochenlangem Geplänkel endlich Ernst machen zu sollen. Die Unhaltbarkeit der schon um ihrer Principien willen nicht lebensfähigen Commune ward von Tag zu Tag sichtbarer. Der grollende Donner der Versailler Geschütze schien den verblendeten Machthabern des Stadthauses ein nahes, unvermeidliches, furchtbares Ende zu weissagen. . . .

Die Maitage erfüllten diese Prophezeiung in ungeahnter Weise. Mord und Brand wütheten bestialisch durch die Straßen der riesigen Seinekönigin. Die Bataillone Mac Mahon's, durch den zähen Widerstand der Föderirten erbittert, begingen himmelschreiende Grausamkeiten. Wehrlose Männer und Frauen wurden zu Tausenden ohne

Urtheil und Recht füsilirt. Auch Edouard sollte seinen „Hochverrath" mit dem Leben bezahlen. Irgend ein hämischer Schurke denuncirte ihn als Beamten und Helfer der Herren Pyat, Assy und Consorten. Eine Rotte betrunkener Musketiere drang in seine Wohnung, riß ihn aus den Armen seiner zitternden Familie und schleppte ihn an die nächste Hofmauer, wo er, von fünf Kugeln durchbohrt, seine Seele aushauchte. Sein Verbrechen bestand darin, daß er nicht gelernt hatte, zur größern Ehre des Herrn Thiers Hungers zu sterben. . . .

Wie viele ähnliche Opfer hat die Barbarei der Mac Mahon'schen Soldateska geschlachtet! Und wie viele Unglückliche vom Schlage Edouard's gehen auch ohne das tödtliche Blei in Elend und Verzweiflung langsam zu Grunde! Wahrlich, die Arbeiter in einem Quecksilberbergwerke sind nicht mehr den nagenden Würmern der körperlichen und geistigen Vernichtung ausgesetzt, als die Pariser Subalternbeamten! Und Edouard gehörte noch zu denjenigen, die sich den Forderungen der äußeren Form mehr entziehen, als höheren Ortes eigentlich erwartet wird. Viele seiner Collegen halten darauf, wenigstens ein anständiges Empfangszimmer zu besitzen, und beschneiden auf diese Weise ihr Ernährungsbudget noch um sechszig oder siebenzig Franken!

Sollte man es für möglich halten, daß sich unter diesen Umständen gleichwol bei einer neuerlichen Vacanz in einem der Municipalbureaux dreihundertneunundsiebenzig Bewerber, darunter neunundachtzig verheirathete, gemeldet haben? Das Gehalt der ausgeschriebenen Stelle betrug neunhundertfünfzig Franken jährlich — und dreihundertneunundsiebenzig Candidaten. O menschlicher Jammer!

Der Tag eines Petit-Crevé.

Das Wort Petit-Crevé ist unübersetzbar, wie alle Bezeichnungen eigenartiger Localproducte*). Seiner buchstäblichen Bedeutung nach bildet es einen ironischen Gegensatz zu dem Gros-Crevé, dem dickbäuchigen Phlegmatikus, dessen ewig gültigen Typus wir in dem berühmten Bürger'schen Abt von St. Gallen erblicken. Ohne behaupten zu wollen, daß der Name besonders glücklich gewählt sei, behalten wir ihn bei, da keiner unserer begriffsverwandten deutschen Ausdrücke die culturhistorische Idee des Petit-Crevé zu erschöpfen vermag. Unser „Stutzer" ist eine weit harmlosere Erscheinung; noch weniger paßt der „Lebemann", und der „Bummler" müßte zuvor aristokratisch vergoldet werden, wenn er halbwegs genügen sollte. „Taugenichts", „Tagedieb", ja selbst das vernichtende, mit der gehörigen Betonung zu sprechende „Bube", — dies Alles enthält synonyme Anklänge, ohne das „Petit-Crevé" zu decken.

Der geneigte Leser wird das Wesen dieses moralischen Zerrbildes am schnellsten und sichersten kennen lernen, wenn wir alle Theorie bei Seite lassen und mit kühner Hand in's volle, practische Menschenleben hineingreifen.

---

*) Der nachstehende Aufsatz folgt in seinen wesentlichen Grundzügen einem französischen Vorbilde.

Beobachten wir einen Petit-Crevé bei seinen „Tagesgeschäften".

Es ist zehn Uhr Morgens . . . Jahreszeit und Epoche sind gleichgültig . . . Der Petit-Crevé macht in vereinzelten Exemplaren Paris selbst im Hochsommer unsicher; und staatliche Umwälzungen vermögen ihn eben so wenig zu beeinflussen, als den kleinen Bourgeois, den Rentier des Maraisviertels, und viele andere unsterbliche Physiognomieen des neunzehnten Jahrhunderts, die unter dem Bürgerkönigthume genau so glorreich gediehen, wie unter dem Kaiserreiche und der Republik.

Zehn Uhr . . . aber noch regt es sich nicht hinter Gaston's purpurnen Damastvorhängen. Der weiche Pfühl, auf dem der junge Gott seinen olympischen Rausch verträumt, ist noch in tiefes Dunkel gehüllt. Langsam und eintönig tickt die kostbare Stutzuhr auf dem schwarzen Marmorkamine. Eine lebensmüde Nachtlampe, die an schweren, silbernen Ketten von der Decke herabhängt, gießt über alle Gegenstände ein rosiges Dämmerlicht. Die Fenster sind hermetisch verschlossen . . .

Jetzt ertönt durch die poetische Stille dieses teppichbelegten Putzkästchens ein prosaisches Gähnen. Gaston wirft sich drei-, viermal mit steigendem Unbehagen hin und her und zieht schließlich die Klingel.

François, der Kammerdiener, tritt ehrfurchtsvoll auf die Schwelle.

„Wie viel Uhr ist's?" fragt Gaston, noch immer von den dunklen Falten der Bettgardine umwallt.

Der Diener ertheilt die geforderte Auskunft und beeilt sich auf Gaston's Wink, eine bescheidene Dosis abgedämpften Tageslichtes einzulassen. Dann löscht er die Nachtlampe und erbittet sich die erforderlichen Befehle betreffs der Toilette. Gaston's Anordnungen richten sich wesentlich nach den Witterungsverhältnissen. Bei klarem, wol-

lenlosem Himmel wird sein äußerer Mensch vom Kopf bis zu den Füßen anders stylisirt, als bei trüber, nebliger Luft, oder bei Regen. Uebrigens liebt Gaston eine gewisse geniale Buntheit. Er gefällt sich z. B. ausnehmend in gelblichbraunem Röckchen, schwarzweiß carrirter Weste und fleischfarbenen Beinkleidern. Dazu kommt eine große Feinfühligkeit in der Auswahl der Halsbinden, Handschuhe und Kopfbedeckungen. François, der getreue Kammerdiener, steht seinem Herrn mit dem Rathe eines gutgeschulten Geschmacks redlich zur Seite, und so kann es uns nicht wundern, wenn nach Verlauf einer Stunde ein glänzendes Resultat erzielt ist . . .

Zunächst geht Gaston indeß an's Werk, sich zu rasiren. Er besorgt dies selbst, einmal, weil er vor den Händen der Barbiere einen instinctiven Abscheu fühlt, und zweitens, weil dieser Akt der Verschönerung ihm eine gewisse ästhetische Freude gewährt. Wenn er damit fertig ist, so salbt er sich das Gesicht mit einem Gemische von drei, vier verschiedenen Tincturen und legt schließlich etwas Poudre de riz auf. Ist auch diese Operation vollendet, so naht François, um den Gebieter zu frisiren. Mit geübter Hand weiß er den spärlichen Haarwuchs Gaston's künstlerisch zu ordnen und dergestalt aufzubauschen, daß der natürliche Mangel weniger sichtbar wird. Er brennt ihm jene verführerischen Locken, die Mademoiselle Fifine für so unendlich malerisch zu erklären liebt. Eine Flut balsamischer Düfte, die François über die geweihten Scheitel träuft, weckt süße Erinnerungen an die Rosenhaine von Schiras und die Veilchenfelder von Nizza.

Während Gaston sich ankleidet, geht François hilfreich aus und ein. Gegen dreiviertel auf Elf bringt er seinem Herrn auf dem schwersilbernen Briefteller ein Billetdoux, das also lautet:

„Mein dickes Hündchen! *)

War das gestern niedlich bei Madame Sénardot! Schade, daß mein Hündchen nicht dabei war! Die Pfropfen haben geknallt wie die Bomben dieser garstigen Prüssiens, und Deine kleine Lolotte hat keine Hand vor den Mund gelegt! Drei Flaschen zum Wenigsten! . . . Nicht wahr, ich bin eine häßliche Bibiche? Nun, ich habe mich auch die ganze Nacht herumgewälzt, und mein Herz hat gepuppert: bum, bum, bum, ganz wie dieser liebe Herr Krupp. O mein dicker Hund, ich habe eine Sehnsucht nach einem recht gediegenen Häringssalat, — o, eine Sehnsucht! Fifine und der gute Alfred kommen um halb Eins zu mir. Wenn Du nun so ein recht netter Junge wärest, so schicktest du uns ein paar Pasteten, ein Fäßchen Caviar und einen Korb Sillery und kämst mit! Nicht wahr, Zuckerherz?

Deine Dich vor Liebe fast auffressende

Lolotte."

Gaston liest dieses zarte Schreiben mit jenem indifferenten Lächeln, das seinen verlebten Gesichtszügen einen so unaussprechlich dummen Ausdruck verleiht, und schürzt kaltblütig den Knoten seiner brandrothen Halsbinde.

Nach zehn Minuten überreicht ihm der Kammerdiener einen zweiten Brief, der also lautet:

„Mein werther Herr Vetter!

Noch einmal wage ich Sie zu beschwören, mich nicht im Elend verkommen zu lassen, Sie sind mein nächster lebender Verwandter. Sie wissen, daß es nicht meine Schuld ist, wenn ich mich in dieser verzweifelten Lage befinde. Ich habe mich dreimal an Ihren Herrn Vater gewandt, — aber er hat mich abgewiesen, wie Sie mich ab-

*) Eine bei den Damen der Halbwelt sehr beliebte Zärtlichkeitsformel.

wiesen. Meine Frau wird von Tag zu Tag schwächer; ich leide noch immer an den Augen und kann wenig oder nichts verdienen. Morgen soll die fällige Miethe bezahlt werden. Ich habe keinen Sous in der Tasche. Der Wirth droht uns auf die Straße zu werfen. Leihen Sie mir zweihundert Franken und ich bin gerettet.

Ihr unglücklicher Cousin

Henri Prédier."

Gaston legt diese Epistel zu dem Billet seiner härings-lüsternen Freundin und setzt sich den Klemmer auf die Nase.

„François!" ruft er in mattem Fisteltone.

„Monsieur . . ."

„Hier sind zwanzig Louis. Schicke Jean zu Chevet und laß ein Fäßchen Caviar, vier Hummern, eine Gänseleberpastete und fünfzehn Flaschen Sillery zu Fräulein Lolotte besorgen. Aber gleich!"

François verschwindet.

„Dummer Kerl, mein lieber Cousin", murmelt Gaston, indem er die rothen Handschuhe zuknöpft; „bildet sich ein, ich hätte meine Banknoten zu nichts Besserem zu verwenden, als um seine Miethe zu bezahlen. Petit farceur, ce cher Henri."

Und eine Melodie aus der Großherzogin von Gerolstein trällernd, steigt er die breite, teppichbelegte Treppe hinab.

Betrachten wir uns die äußere Erscheinung Gastons ein wenig näher. Er faßt jetzt vor der Hausthüre auf dem Trottoir Posto und bietet uns so die beste Gelegenheit zu einem eingehenderen Studium.

Ein niedriger, sorgfältig gebürsteter Cylinder bedeckt den kleinen, nichtssagenden Kopf. Sein Antlitz ist fahl und geistlos. Ein zierliches Schnurrbärtchen streckt seine scharfgedrehten Spitzen in einem Winkel von fünfundvier-

zig Grad zum Himmel auf. Der stenographische Ansatz von Backenbart reibt sich unaufhörlich an dem handhohen Stehkragen. Ein Spazierstöckchen, dünn wie eine Stricknadel, tanzt lebhaft zwischen den langen Fingern herum. Die mittelgroße Gestalt hat trotz ihrer arroganten Haltung etwas Mattes, Gebrochenes. Die dürftigen Beine scheinen jeden Augenblick einknicken zu sollen. Ueber dem ganzen Menschen liegt eine aschfarbene Nüance von Verwelktheit und Marklosigkeit. Gaston ist fünfundzwanzig Jahre alt, aber er sieht aus, als hätte er sein viertes Decennium hinter sich . . .

Er steht eine Zeitlang unschlüssig vor dem Thorweg. Dann schlendert er langsam den Boulevards zu, hier in ein reiches Schaufenster gaffend, dort einen Blick in eine vorüberrollende Equipage werfend, und dort einen Freund begrüßend. Dann zieht er die Uhr und biegt mit einem Nicken der Befriedigung in eine Seitenstraße ein.

Mademoiselle Lolotte bewohnt ein elegantes Apartement in der Rue Notre Dame de Lorette. Sie empfängt ihr „dickes Hündchen" mit holdseligem Lächeln, und Gaston küßt ihr mit einer ritterlichen Verbeugung die weiche, weiße Hand. Das spitzenverbrämte Negligé steht ihr allerliebst, und die Schminke ist so kunstgerecht aufgelegt, daß die Spuren ihrer dreiunddreißig stürmischen Sommer nur mit der Loupe zu entdecken wären. Auf dem Sopha sitzt der gute Alfred; in einem der prächtigen seidenen Fauteuils lehnt Fräulein Fifine; der Silberkorb und die Delicatessen sind bereits zur Stelle. Titi, das langhaarige Miniaturwachtelhündchen, durchtobt das reichmöblirte Gemach mit heiserem Zorngebell . . . Es kann Gaston nicht leiden, das unvernünftige Thier! . . .

„Fi donc! willst du schweigen, Titi!" ruft Lolotte im dreigestrichenen Cis der Entrüstung . . . „Es ist reizend, mein Junge, daß du gekommen bist . . . Ah, deine Lolotte hat solche Sehnsucht nach dir gehabt . . . Aber Fi-

fine, du könntest der Bonne sagen, daß sie serviren läßt . . . Hier, dickes Hündchen, setz' dich zu meiner Linken, — auf der linken Seite schlägt das Herz . . ."

In diesem Augenblicke meldet der Diener, daß Alles in Ordnung ist. Die Gesellschaft verfügt sich nach dem Speisezimmer. Der gute Alfred entkorkt mit wunderbarer Virtuosität eine Flasche nach der andern und versteht es, demungeachtet mit Lolotte im Caviarvertilgen so ziemlich gleichen Schritt zu halten. Fifine, die „Freundin" Lolotte's, eine Art Alterego, das man citirt, wenn man Langeweile hat, um es im geeigneten Moment kaltblütig wieder abzuschütteln, Fifine wirft sich mit einem Riesenappetit auf die Gänseleberpastete und führt sich Bissen zu Gemüthe, die einem ausgehungerten Artilleristen nicht zur Unehre gereichen würden. Nach Verlauf von weniger als einer Stunde sind zehn oder zwölf der köstlichen Flaschen bis auf die Hefe geleert. Ein Haufen zerbrochener Hummerschalen bezeichnet den Schauplatz der unerhörten gastronomischen Leistungen des vierblätterigen Kleeblattes: alles Andere ist durch die unersättlichen Gurgeln gewandert. Lolotte liegt schmachtend in der Sophaecke und kämpft mit dem Schlucken. Der gute Alfred hat sämmtliche Knöpfe seiner Weste geöffnet. Fifine ist vollständig „abgefallen"; sie liegt langwegs am Boden und schnarcht wie ein Scheunendrescher.

Gaston, der von den Vieren am mäßigsten zu Werke gegangen ist, betrachtet die Schlafende mit einem ironischen Lächeln.

„Und heute Abend?" fragt Lolotte, indem sie sich mit dem Taschentuch Kühlung fächelt.

„Ah, ma chère, ich bin trostlos. Die gnädige Tante hat mich zum Diner befohlen; vor Mitternacht werde ich nicht frei . . ."

„Schade, Chienchien, ich dachte, wir würden uns bei Madame Toulemouche treffen . . . Die Soirée wird

heute glänzender als je . . . O, und man spielt, Chienchien, — so hoch, so hoch, es ist zum Entzücken! Die Füchse rollen nur so über den Teppich . . ."

„Schade, Bibiche, in der That, — aber was willst du? Ich kann die alte Hexe nicht vor den Kopf stoßen: sie ist empfindlich wie ein rohes Ei, — und neunmalhunderttausend Franken sind doch auch keine Kartoffelschalen . . . Man muß Rücksicht nehmen, Bibiche . . ."

Er sieht auf die Uhr.

„Sacre bleu, schon Zwei! Ich habe um halb Drei ein Rendezvous mit cher papa . . . Dringende Geschäfte . . ."

„Du gehst? Häßlicher! Lolotte will dich hier behalten . . ."

„Unmöglich, mein Engel . . . cher papa wartet bei Tortoni . . ."

„Nun denn, so mach, daß du fortkommst! Apropos, Chienchien . . . (sie zieht ihn zu sich heran) . . . Du könntest so liebenswürdig sein . . . und . . ."

Gaston läßt ein paar Hundertfranksnoten in ihre Hand gleiten und erhebt sich.

„Adieu, guter Alfred . . . Lolotte, auf Wiedersehen . . ."

Er verschwindet mit einem graziösen Kopfnicken. Lolotte legt den Daumen an die Nasenspitze und macht mit den übrigen vier Fingern eine Geste, die ungefähr so viel heißt, als: Dummkopf. Der gute Alfred lächelt ein Lächeln des Verständnisses.

Um halb Drei trifft Gaston seinen Vater bei Tortoni.

„Sieh da, Gaston, du bist ja pünktlich . . ."

„Ah, du weißt, ich brauche Geld, Vater . . ."

„Taugenichts! Und wenn ich keins hätte, mein süßer Junge . . .?"

„Bah, du und kein Geld . . .!"

„Scherz bei Seite, Gaston, die Geschäfte gehen mise-

rabel. Bei der letzten Affäre habe ich kaum hunderttausend Franken verdient."

„Kannst du mir hundert Louis geben?"

„Da! Apropos, weßwegen ich dich sprechen wollte ... Sie bekommt eine halbe Million mit, aber man sagt, sie sei sehr wählerisch ... Du wirst dich anstrengen müssen ..."

„Wahrhaftig, Papa, du thust, als wäre ich ein Gelbschnabel! Was denkst du von mir? Ich heiße Gaston Fripancourt! ..."

„Gut denn! Also heute Abend bei der gnädigen Tante. Aber sei nicht so leichtfertig! Das Mädchen ist sehr gut erzogen ..."

Ueber Gaston's Lippen gleitet ein überlegenes Lächeln. Er erhebt sich.

„Ich bin sehr eilig, Papa! Auf Wiedersehen!"

Er reicht seinem würdigen Vater den kleinen Finger der linken Hand und verläßt das Kaffeehaus mit einer eleganten Pirouette.

Er besteigt eine Droschke und fährt nach seiner Wohnung.

Er kleidet sich um.

Gegen halb Vier schwingt er sich in den Sattel Briancourt's, Rambouillet's oder Washington's und galoppirt dem boulogner Gehölz zu. Er glaubt keinem antiken Helden, keinem Ritter des Mittelalters an Reiz der Erscheinung nachzustehn. In Wahrheit gemahnt er an den sinnreichen Junker des unsterblichen Cervantes.

Unweit Auteuil begegnet er einem reichausgestatteten Landauer, in dessen Fond eine von Putz strotzende, übermäßig geschminkte Dame neben einem Herrn sitzt, der an sorgfältiger Behandlung des äußeren Menschen mit Gaston wetteifert.

„Tiens, tiens!" murmelt der Jüngling vor sich hin, „da kommt Mama ...!"

„Bon jour! Bon jour, maman! Bon jour, Monsieur Bêtissier!“

„Bon jour, Gaston!“

Und flüchtig, wie die Schwalben, sausen Mutter und Sohn aneinander vorüber.

Um halb Sechs ist der Ritt beendigt. Gaston kleidet sich zum dritten Male um und fährt zur Tante . . .

Das Diner ist zum Sterben langweilig. Der hoffnungsvolle Petit-Crevé findet Fräulein Mélanie, die junge Dame, von der ihm sein Vater gesprochen, im höchsten Grade unliebenswürdig. Mélanie ist nämlich ein gebildetes, feinfühliges Mädchen, — keine „Pariserin“, — und läßt Herrn Gaston mit allen seinen verbrauchten Fadaisen kaltblütig abfahren. Diese Zurückhaltung bringt eine allgemeine Verstimmung hervor. Tante Babouche wünscht die projectirte Verbindung so dringend, daß Mélanie's Benehmen ihre Nerven angreift. Man trennt sich bereits um halb Elf. Gaston meint, es sei nun noch Zeit, zu Madame Toulemouche zu fahren. Die Soiréen der Madame Toulemouche dauern nämlich in der Regel bis gegen zwei Uhr. Gedacht, gethan. Um elf Uhr steigt er die magisch erleuchtete wohlbekannte Treppe hinan . . .

Madame Toulemouche war in ihrer Jugend eine Gesinnungsgenossin Lolotte's. Jetzt „macht sie ein Haus“. Jeder „Gentlemann“ hat Zutritt, — aber die „Einladungskarte“ kostet zwanzig Franken. Die Gesellschaft setzt sich aus den Elementen zusammen, die wir bereits bei dem kleinen Gabelfrühstück in der Wohnung Lolotte's kennen gelernt haben.

Gaston tritt ein und findet seine Bibiche im zärtlichsten Zwiegespräche mit . . . cher papa.

Tableau!

„Verdammter Junge, ich glaubte dich bei Tante Babouche . . .“

„Cher père, du thätest besser, wenn du an deine Börsengeschäfte dächtest . . .“

„Aber mon dieu!“ ruft Lolotte, „wer wird sich um einer solchen Kleinigkeit willen aufregen!“

„Gaston!“ flüstert Fifine . . . (sie ist natürlich gleichfalls von der Partie) . . .

„Was gibt's?“

„Trau ihr nicht! Sie betrügt dich!“

„Eh, mir ist's Wurst! Heda, Jean! Ich verdurste bald!“

Jean reicht Veuve Cliquot in Eis.

Um zwei Uhr ist Gaston das, was die Kunstsprache des Petit-Crevé „paf“ nennt, d. h. er liegt unter'm Tisch.

Der gute Alfred oder sonst eine mitleidige Seele packt ihn in eine Droschke und übermittelt ihn dem Kammerdiener.

Mühsam kleidet François den Schwerberauschten aus. Nachdem er mit der heiklen Aufgabe zu Stande gekommen ist, kreuzt er die Arme vor der Brust und murmelt kopfschüttelnd vor sich hin:

„Wenn's doch unser Einer auch einmal so gut hätte! Das rührt den ganzen Tag weder Hand noch Fuß, und ist jeden Abend selig wie ein Küster bei der Kindtaufe!“

Dann löscht er das Licht und legt sich mit dem Bewußtsein zu Bette, daß die socialen Verhältnisse dringend einer Reform bedürfen . . .

Dies, lieber Leser, ist das Tagewerk eines Petit-Crevé von echtem Schrot und Korn, dies ist die Atmosphäre, in der er athmet und gedeiht! Mitunter ist sein Vater kein solcher Tropf, wie der cher papa Gaston's; mitunter fährt seine Mutter nicht mit Monsieur Bêtissier in's Bois: aber im Allgemeinen läßt sich sagen, daß seine Familie nicht viel mehr taugt, als er selbst. Der Pilz wächst am liebsten in sumpfigem Boden.

Der Petit-Crevé ist eine der traurigsten Krankheiten

des modernen Frankreich, und zwar erſcheint das Uebel darum ſo gefährlich, weil es auch die weniger faulen Elemente mit reißender Schnelligkeit anſteckt. Von den Söhnen reicher Familien gehören mindeſtens fünf Sechſtel in die Klaſſe dieſer miſerabeln, herz- und geiſtloſen Tagediebe; ſelbſt diejenigen, die von Natur zu etwas Beſſerem beſtimmt zu ſein ſcheinen, laſſen ſich von dem blödſinnigen Taumel ergreifen, — weil es Mode iſt. Der Petit-Crevé iſt allen höheren menſchlichen Intereſſen völlig abgeſtorben. Weder für Kunſt und Wiſſenſchaft, noch für Literatur und Politik fühlt er die mindeſte Theilnahme; ſeine einzige Lectüre beſteht in den Abgeſchmacktheiten der Boulevardpreſſe, in den pikanten „Mannigfaltigkeiten", in den armſeligen Witzen der Skandalchronik. Ob ſich eine kirchliche, politiſche oder geſellſchaftliche Revolution vollzieht, ob ein Alexander von Humboldt oder ein Charles Dickens ſtirbt, ob Kirchhoff die Wunder der Spektralanalyſe entdeckt, ob die Venus von Milo vom Petroleum der Commune bedroht wird, — dies Alles iſt ihm ſo völlig gleichgültig, ſo langweilig, ſo wenig „chic", daß er einen Menſchen, der ihm davon reden wollte, für irrſinnig halten würde. Mit einem Worte, der Petit-Crevé iſt die verkörperte Entwürdigung des Mannes, — ein Hohn auf den denkenden Geiſt, eine Carricatur, die man nur nachzuzeichnen braucht, um in der Bruſt jedes geſunden Beſchauers den heilſamſten Ekel zu erwecken. Jeder Tagelöhner, der ſein Brod mit der niedrigſten, unerquicklichſten Arbeit verdient, darf ſich dieſen troſtloſen Geſellen gegenüber in die Bruſt werfen und ſein dürftiges Mahl mit dem Bewußtſein verzehren, daß der Himmel ihn im Vergleich mit dem Petit-Crevé reichlich begnadet hat!

Literarische Landstreicher.

Es existirt kein leichteres Metier, als das eines Journalisten und Schriftstellers. Lockt mich der Stand eines unbesoldeten norddeutschen Regierungsassessors, so habe ich eine Reihe gefahrdrohender Prüfungen zu überwinden, deren jede einen wahren Wust von Gelehrsamkeit erfordert. Begeistert mich die Stellung eines Secondelieutenants mit fünfundzwanzig Thalern monatlicher Gage, so muß ich mich entweder im Cadettenhause sieben Jahre hindurch mit Kaldaunen und mathematischen Formeln großfüttern lassen, oder meinen ungeleckten Geist der sogenannten „Presse“ eines pensionirten Hauptmanns übergeben, der alsdann mit Noth und Mühe das Versäumte nachholt und das verwahrloste Gemüth in die gehörige Verfassung bringt. — Um Schuster, Schlosser, Schneider oder Handschuhmacher zu werden, bedarf der Mensch gründlicher Vorstudien und eifriger Arbeit. Nur Journalist und Schriftsteller wird man über Nacht, ohne weitere Präparation, ohne Fachkenntnisse, selbst ohne Talent. — Alles, was man zur Ergreifung dieses nicht mehr ungewöhnlichen Berufes bedarf, ist ein Tintenfaß, eine nicht gar zu verrostete Feder und einige Octavhefte geleimten Papieres. — Wie mit einem Zauberschlage ist der Commis, der Barbier, der Postexpedient von gestern in den Autor von heute verwandelt. Victor Hugo und Nesstyer sind plötzlich seine Collegen ge-

worden. Vorstadtblätter, in denen der Neuling debutiren kann, existiren zu Dutzenden. Die Honorare, die man hier bezieht, bestehen freilich nur in einem Freiexemplare — — allein was thut's! Man hat doch wenigstens Gelegenheit, die öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen . . . man wird bekannt . . . berühmt . . . Die glänzendsten Offerten werden mit der Zeit nicht ausbleiben — und ein vergoldeter Lorbeerkranz ist das schöne Ziel, das der angehende Federheld schon mit den Händen greift . . .

Die vorgeschilderten Illusionen sind so allgemein verbreitet, daß in Paris der Journalismus geradezu als die letzte Zuflucht aller verunglückten Existenzen betrachtet wird. — Der bankerotte Kaufmann, der Stutzer, der sein Vermögen durchgebracht hat, der gemaßregelte Beamte, der plötzlich brodlos geworden ist — sie alle werfen sich in letzter Linie auf das Schriftstellern. Die Lesewuth des Pariser Publikums ist so kolossal, daß nicht genug geschrieben und gedruckt werden kann: was scheint also verführerischer, als hier mit dem Strome zu schwimmen, und aus dieser Begierde klingendes Capital zu schlagen?

In sehr vielen Fällen gelingt es selbst der Mittelmäßigkeit, zumal wenn sie sich aufs Intriguiren und Schwindeln versteht, eine leidliche Situation zu erringen. So kenne ich beispielsweise einen jungen Mann, der, ehedem in einem Ellenwaarengeschäfte angestellt, das Magazin mit dem Pulte des „Feuilletonisten" vertauscht hat und gegenwärtig an 10,000 Francs jährlich verdient. Seine Thätigkeit erstreckt sich ausschließlich auf die sogenannten Faits-divers, die Mannigfaltigkeiten, die sich so rasch in der Gunst der Pariser Lesewelt festgesetzt haben. Die meisten seiner Artikelchen sind pure Erfindung: auch fehlt ihnen unter acht Fällen sieben Mal die Pointe! Allein er schreibt, wie die Mehrzahl der aufgeweckten Köpfe in Frankreich, einen recht hübschen, launigen und eleganten Stil und führt

regelmäßig die Straße und Hausnummer an, wo sich dieses oder jenes Ereigniß zugetragen haben soll — ein Umstand, der seinen Lügen den Schein der Wahrhaftigkeit leiht — und so kommt es, daß eines der geachtetsten Journale der Weltstadt ihm seine, unter uns gesagt, höchst werthlosen Bagatellen verhältnißmäßig glänzend honorirt.

Der junge Mann, von dem ich erzähle, hat indeß unläugbar eine gewisse Begabung. Er erfreut sich auch einer mäßigen Bildung, d. h. er kennt die Geschichte seines Vaterlandes in ihren Umrissen, und weiß, daß Friedrich der Große im vorigen Jahrhundert gelebt hat! — Ich bin überzeugt, daß er nie eine seiner erfundenen Scenen an den Dünen des böhmischen Meeresstrandes oder im pommerschen Hochgebirge spielen lassen würde. Die Namen Kant und Shakespeare weiß er an geeigneten Stellen mit viel Aplomb anzubringen. Im Conversationslexicon versteht er zu blättern, wie kein Zweiter, und einer seiner Bekannten aus dem Quartier latin war so freundlich, ihm zwanzig oder dreißig kernhafte Citate aus Plato und Aristoteles aufzuzeichnen, so daß nun auch in dieser Hinsicht für die wünschenswerthen Geistesblitze bestens gesorgt ist. Der deutschen Sprache ist er leider nicht mächtig, sonst würde er sich ohne Zweifel Büchmanns „Geflügelte Worte" anschaffen, wie kürzlich ein Lübecker Correspondent der Berliner „Post." Vielleicht erscheint demnächst von diesem interessanten und nützlichen Werkchen eine französische Uebersetzung. Dann ist mein junger Freund ein gemachter Mann! Seine Faits-divers werden von Gemeinplätzen aus allen Idiomen der Welt starren, und die Gelehrten des „Gaulois" und des „Figaro", die bis jetzt nur über das Shakespearesche „To be or not to be" und das Dantesche „Lasciate ogni speranza" verfügten, dürften in ernstliche Verlegenheit gerathen, wenn sie es dem unscheinbaren Mannigfaltigkeitler zuvor thun wollen!

Es gibt indeß Hunderte von improvisirten Journalisten

und Schriftſtellern, denen es auch an den nothdürftigſten Fähigkeiten gebricht. Nachdem ſie vier Monate hindurch vergeblich auf die „glänzenden Offerten“ gewartet haben, die ihnen aus ihrer Mitarbeiterſchaft an irgend einem obſcuren Winkelblatte erwachſen ſollten, verſuchen ſie es mit einem einactigen Luſtſpiel bei dem Théâtre Bobino oder in den Folies-Marigny. — Gleicher Erfolg. — Entweder wird ihr dramatiſches Product von vornherein zurückgewieſen, oder es fällt bei der erſten Aufführung ſo polternd und raſſelnd durch, daß der Director für eine Wiederholung dieſer Blamage in den dringendſten Ausdrücken dankt. Ein Roman aus dem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten erlebt ein nicht minder entmuthigendes Schickſal. Kein Verleger iſt ungebildet genug, um den craſſen Blödſinn dieſes Kalibers in ſeine Offizin zu ſchicken. Keine Zeitung mag ihr Rez-de-chaussée mit ſolchem Schunde verunreinigen. — Der unglückliche Pſeudoſchriftſteller läuft von Hinz zu Kunz, von Pontius zu Pilatus. Umſonſt. Hier empfängt man ihn mit höflichem Achſelzucken, dort weiſt man ihm kurzer Hand die Thür. Nach Verlauf einiger Jahre exiſtirt in Paris kein Blatt, keine Bühne, keine Verlagshandlung, wo ſich der fragliche Autor nicht unmöglich gemacht hätte. Mit Ach und Weh hat er inzwiſchen ſein Leben gefriſtet. Insgeheim war er herablaſſend genug, Manuſcripte glücklicherer Collegen ins Reine zu ſchreiben, Noten zu copiren, oder Unterricht zu einem Franken die Stunde zu ertheilen. Endlich wird ihm die Sache zu toll. Er iſt es müde, wie ein Narr zu hoffen und zu harren. Sein Stolz iſt gebrochen; mit ſich und der Welt zerfallen, beſchließt er, literariſcher Landſtreicher zu werden.

Zunächſt erſteht er für die ihm erübrigende Baarſchaft einen ſchwarzen Frack, eine weiße Binde und einen Cylinder. Er bezahlt dieſe Kleidungsſtücke baar, da ihm ſeit mehr denn zwei Jahren Niemand mehr borgt. Alsdann

wandelt er zum Antiquar und kauft fünf oder sechs gelehrt aussehende Quartbände. Eine Notizmappe, eine Brieftasche und ein academisches Tintenfaß vollenden die Ausrüstung des gerechten und vollkommenen literarischen Landstreichers.

Ich gedenke nun im Folgenden die Allgemeinheit durch einen concreten Fall zu ersetzen und zu berichten, wie ein solcher Vagabund im Frühjahr 1868 Paris verließ, um in der Provinz sein Heil zu versuchen. Glouglou — so nennen wir den fahrenden Industrieritter — hatte fast fünf Jahre nach Lorbeeren gerungen, die nicht für ihn zu wachsen schienen. — Eines Morgens wappnete er sich in der oben geschilderten Weise und schrieb alsdann an einen seiner wenigen Freunde folgenden Brief:

„Mein dicker Hund!*)

Die Atmosphäre der Hauptstadt beginnt mich anzuekeln. — Hier ist Alles Coterie, Clique, Schwindel! Das Verdienst kann in dieser Umgebung unmöglich zum Durchbruch kommen — Ich bin daher gesonnen, ein günstigeres Terrain aufzusuchen. Ich werde zunächst mit Vorlesungen über die Dramen Victor Hugo's debütiren, und zwar in Rouen. — Die kernhaften Bewohner dieser schlichten Provinzialstadt sind noch nicht von den Vorurtheilen des Pariser Pöbels angekränkelt. — Sie werden mir ein unbefangenes Gemüth entgegenbringen, ein weißes Blatt, auf das ich schreiben und zeichnen kann, was mir beliebt. — Ich hoffe, mir in Rouen bald eine ehrenvolle Stellung zu erringen und werde dich alsdann schleunigst benachrichtigen, um dich gleichfalls zur Uebersiedlung zu veranlassen. Einstweilen würdest du mich verbinden, wenn du mir einige Napoleons zur Verfügung stellen könntest. Die Auslagen,

*) Vergleiche den Brief Lolotte's in der vorigen Skizze.

welche meine Equipirung erforderte, waren stark, und ich bin dir ja sicher! — Mit bestem Gruß

Dein alter

Glouglou."

Der „dicke Hund", an den diese Zeilen gerichtet waren, mußte indeß in die Zukunft seines Freundes kein besonderes Vertrauen haben, denn er ließ dessen Brief unbeantwortet, und als Glouglou kurz vor seiner Abreise bei ihm vorsprechen wollte, war Niemand zu Hause. Diese Treulosigkeit trug das Ihrige dazu bei, den Entschluß des verkannten Schriftstellers zu kräftigen; Geld zu machen, um jeden Preis — das war von nun an der einzige Gedanke, der in Glouglou's großer Seele Raum fand. Rücksichten auf gewisse Vorurtheile von Anstand und Ehre brauchte er fürderhin nicht zu nehmen, er, den Paris ausgestoßen, er, den sein langjähriger Jugendfreund verrathen, er, den das Schicksal so zu sagen systematisch mißhandelt hatte. Was in aller Welt zeichnete denn diesen Villemessant so außerordentlich vor ihm aus, daß er, der Chefredacteur des „Figaro", von allen Parisern und Pariserinnen verhätschelt, von allen Blättern des In- und Auslandes citirt, von allen Journalisten der Welt beneidet wurde, während er, Glouglou, gesottene Kartoffeln und Speck dinirte und trotz seiner unermüdlichen Anstrengungen dem großen Publicum so unbekannt geblieben war, wie der erste beste Ouvrier aus der Vorstadt? „Villemessant hat Talent," sprach Glouglou bei sich selbst; „aber schwerlich so viel als ich! Villemessant besitzt Kenntnisse, allein ich schwöre, daß er kein Maturitätsexamen bestehen könnte! Villemessant hat ein paar schlechte Novellen geschrieben: ich habe drei culturhistorische Romane fertig — und nur die Borniertheit der Verleger trägt die Schuld, wenn mein Name noch nicht in beiden Hemisphären wiederklingt! Nein! Angesichts dieser unverkennbaren Ungerechtigkeit der Vor-

sehung wäre ich ein Feigling, wenn ich noch eine Secunde schwanken wollte! Vorwärts!"

Glouglou löste nach diesem Selbstgespräch ein Billet dritter Classe nach Rouen, und drei Tage später verkündete die dortige Localpresse: „Der in weiteren Kreisen vortheilhaft bekannte Literarhistoriker Glouglou werde Sonnabend den 12. April, Abends acht Uhr im großen Saale der Herren Heurtevant und Schlesinger einen Cyklus von Vorlesungen über die dramatischen Werke Victor Hugo's eröffnen." Selbstverständlicher Weise war die Bemerkung nicht vergessen: „Herr Glouglou kommt direct von Paris, wo er über die Poesien Lamartine's mit dem glänzendsten Erfolge „conferenzirte". Das Entrée setzte der neugebakkene Professor auf drei Franken fest. Kinder und Militairs ohne Charge die Hälfte.

Die Idee, Victor Hugo's Dramen zum Gegenstand eines populären Vortrags zu machen, war zwar, von Glouglou's Standpunkte betrachtet, eine verwegene; denn um seine dramaturgischen, ästhetischen und literaturgeschichtlichen Kenntnisse war es schlecht bestellt, und überdies fehlte ihm jedes rednerische Talent. Allein das Project hatte doch noch immer etwas halbwegs Ehrenhaftes und Nobles. Präcedenzfälle aller Art existiren zu Dutzenden. Hatte Professor B. in München nicht verschiedene Abhandlungen über Schädellehre in die Welt gesetzt, ohne von seinem Thema auch nur eine blasse Vorstellung zu besitzen? War nicht der große Kalauerfabrikant Saphir als Musikreferent, Napoleon III. als Gechichtsschreiber aufgetreten? Warum sollte da Glouglou nicht als theoretischer Dramaturg die Tribüne besteigen? Für die nothdürftigsten Hülfsmitteln hatte er gesorgt. Unter Andern gab ihm Villemain sehr schätzbare Notizen an die Hand. Die Biographiensammlung von Vaperau besaß er gleichfalls. Er durfte also nach den Grundsätzen der modernen Populär-

wiſſenſchaft die Bevölkerung von Rouen in die Schranken fordern, ohne ſich eines Betrugs ſchuldig zu machen.

Der Leſer erräth natürlich im Voraus, daß Glouglou mit ſeinen Vorträgen Fiasco machte. Die erſte ‚Conférence“ war leidlich beſucht; nach Abzug der Tagesunkoſten verblieb unſerm Pſeudoprofeſſor eine runde Summe von zweihundert Francs. — Der zweite Verſuch mißglückte indeß vollſtändig. Im „Journal de Rouen“ vom 13. April erſchien eine vernichtende Kritik, die ſich nicht nur auf die jämmerliche Leiſtung Glouglous, ſondern geradezu auf ſeine Perſon bezog und ihn ziemlich unverblümt als frechen Schwindler bezeichnete. — Die zweite Vorleſung war daher nur von drei Perſonen, nämlich von dem Redner ſelbſt, dem Saaldiener und einem penſionirten Cavallerieofficier beſucht, und Glouglou hatte ein Deficit von achtundſiebzig Francs zu decken. Die übrigen Journale der Normandie reproducirten die „Warnung“ des „Journal de Rouen“, ſo daß der vermeſſene Abenteurer in Hâvre, das er nunmehr zum Schauplatz ſeiner Thaten erkor, bereits unmöglich geworden war, bevor er noch ſeine Abſichten öffentlich ankündigte. — Ehe drei Wochen verſtrichen, gab es in Nordweſtfrankreich keinen Zeitungsleſer, der nicht wußte, was die Glocke geſchlagen hatte. — Um eine andere Gegend des franzöſiſchen Gebietes heimzuſuchen, dazu fehlte es Herrn Glouglou an Geld. Er hätte ſich gerne nach Bordeaux begeben; die dortige Bevölkerung gilt für leichtgläubig; allein mit zwanzig Francs löſt man kaum ein Hundebillet für dieſe Strecke, und ſo tief war Glouglou noch nicht geſunken . . .

Jetzt erachtete er den Zeitpunkt für gekommen, um zu einem Mittel zu greifen, das viele ſeiner Leidensgenoſſen bereits vor ihm mit Erfolg angewandt hatten.

Er vertauſchte ſeinen Namen mit dem eines bekannten Pariſer Journaliſten und reiſte nach Caen. — Dort bezog er ein hübſche Wohnung in einem der erſten Hôtels und

machte alsdann sämmtlichen Honoratioren dieser ehrsamen Provincialstadt seine Visiten. Mit vieler Wichtigkeit ließ er überall durchschimmern, er sei gekommen, Caen und die Normandie zu studiren. Phrasen, wie: „diese hochinteressante Stadt" — „dieses reichgesegnete Land" — „diese originelle, tüchtige Bevölkerung", regneten nur so von seinen Lippen. „Freilich", sagte er zu Mr. Bloum, dem zweiten städtischen Notar, „freilich man hat schon viel über die Normandie geschrieben; . . . allein, gestehen Sie's, doch immer mehr im Genre der anmuthigen Plauderei, des Feuilletons . . . man hat die landschaftlichen Reize, die historischen Erinnerungen, die baulichen Eigenthümlichkeiten der Städte in den Vordergrund gedrängt und den Hauptnachdruck auf eine poetische, farbenreiche Schreibweise gelegt . . ."

Mr. Bloum nickte verständnißinnig.

„Ich aber," fuhr Glouglou (oder, wie er sich jetzt nannte, Charles M . . . . . t) mit vieler Wichtigkeit fort — „ich aber werde meine Aufgabe aus einem practischern, und darum höhern Gesichtspunkte auffassen. Ich bin gesonnen, die Normandie — und besonders Caen — in ihrer productiven Bedeutung darzustellen. Meine Arbeit wird eine nationalökonomische Monographie werden. Der Baumwollenindustrie und dem Cidre gedenke ich eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen . . . Ich wende mich an die Gefälligkeit aller Notabilitäten von Caen . . . Nur von Ihrer bereitwilligen Unterstützung darf ich die erwünschten Resultate hoffen. Jede, auch die anscheinend unbedeutendste Notiz ist mir willkommen. Klären Sie mich über Alles auf, was Ihren Handel, Ihre Fabriken, Ihren Landbau, Ihre Bodenverhältnisse betrifft. Kein Detail ist hier überflüssig . . ."

Der Notar Bloum versprach ihm seine eifrigste Mitwirkung. Ein Gleiches that der Maire, Monsieur Dortognac; der reiche Kaufherr Babrillard in der Rue du Com-

merce; der Cidre-Producent Babontrain von der Place du Prince; kurz, die ganze „gute Geſellſchaft“ von Caen. Ueberall hatte hatte Glouglou beſcheiden anzudeuten gewagt, welchen Vortheil jeder einzelne Geſchäftsmann aus dem projectirten Werke zu ziehen vermöchte . . . Eine Reclame iſt nie zu verachten — und nun gar eine ſolche Reclame, wie Glouglou ſie darbot! Ein Werk, das für ganz Europa geſchrieben, ohne Zweifel im erſten Jahre drei, vier Auflagen erleben würde. — Das war denn doch zu verführeriſch . . .

Vor allen Andern ſchien ſich der Cidre-Producent Babontrain für das große Unternehmen zu intereſſiren. Er war außerordentlich reich, dabei eitel und ehrgeizig, und mit ſeinen ſämmtlichen Collegen verfeindet.

„Wie wäre es,“ dachte Babontrain, „wenn ich Herrn Charles M . . . . . t meinem Rivalen vor der Naſe wegſchnappte? Schriftſteller ſind gegen Geld und gute Worte nicht unempfindlich . . . Welcher Triumph, wenn in dem Buche mein Name mit allen erdenklichen Lobſprüchen überſchüttet wäre, indeß Nachbar Lazaire und der dicke Jobard von drüben als unbedeutende, oder gar unſolide Kleinkrämer figurirten? Die Idee iſt herrlich! . . .“

Gedacht, gethan. Babontrain war von jetzt ab der Artigſte unter den Artigen. Er lud Glouglou ein, „ſein niederes Dach zu beehren“; er ſtellte ihm drei ſeiner ſchönſten Zimmer zu Verfügung, und bat ihn, ſich ganz wie zu Hauſe zu betrachten. Glouglou ließ ſich das nicht zweimal ſagen . . . Er machte es ſich ſo behaglich als möglich und beſtrebte ſich, die ganze Familie durch Schmeicheleien und Aufmerkſamkeiten aller Art für ſich einzunehmen. Er ſpielte mit den Mädchen und tollte mit den Knaben; die Bonne kniff er in die Wangen und der Hausfrau hielt er das Garn beim Aufwickeln. Selbſt den Hund ſtreichelte er mit unwiderſtehlicher Zärtlichkeit. Herrn Babontrain ſelber, deſſen Beweggründe er ſehr bald durchſchaut hatte,

wußte er mit jedem Tage mehr in Eifer zu bringen. Gelegentlich las er ihm wol eine kurze Notiz vor, die in dem künftigen Werke ihre Verwendung finden sollte. Babontrain schmunzelte dann und rief: „Bravo, Bravissimo", denn die fragliche Notiz war immer sehr „zweckmäßig" arrangirt, und, wie der Cidre-Producent hervorhob, sehr wahr und gerecht. So verstrich Monat um Monat. Die Kinder des Hauses begannen Herrn Charles M . . . . . t bereits Onkel zu nennen. Babontrain hatte Schmollis mit ihm getrunken. Das Jahr ging zur Neige.

Da bat der Wirth seinen Gast, ihm nun endlich einmal einen Einblick in das bisher so geheim gehaltene Manuscript gestatten zu wollen. Als Freund habe er das Recht, diese Gunst zu beanspruchen. Es wolle ihm scheinen, als bevorzuge Charles die Beobachtung zum Nachtheile der Darstellung. Er müsse doch nun allmählich mit dem Sammeln des Stoffes fertig geworden sein ꝛc.

Glouglou erwiderte, in drei Monaten werde er das vollendete Werk der Familie Babontrain zu Füßen legen. Bis dahin möge man sich gedulden! Es sei ein alter schriftstellerischer Grundsatz, ein Manuscript nicht eher an's Tageslicht zu ziehen, als bis der letzte Federstrich abgetrocknet sei. Uebrigens danke er seinem theuren Freunde für das fortgesetzte lebhafte Interesse.

So verstrichen abermals einige Monate. Da stieg eines Abend im Hôtel d'Angleterre ein junger Mann ab, der sich bei dem Wirth eifrig nach den journalistischen und literarischen Localverhältnissen erkundigte. Er forschte insbesondere nach Herrn Charles M . . . . . t, der sich seit einiger Zeit Studien halber in Caen aufhalten sollte, und notirte sich die Adresse des Cidre-Producenten Babontrain. Des andern Morgens reichte ihm der Kellner das Fremdenbuch, und der junge Mann zeichnete sich zum großen Erstaunen des gesammten Hôtelpersonals als „Charles M . . . . . t, Journalist" ein.

Wenige Stunden ſpäter war Glouglou entlarvt und vor die Thüre geſetzt. Charles M . . . . . t war großmüthig genug, den literariſchen Landſtreicher nicht weiter zu verfolgen; er begnügte ſich mit der öffentlichen Blamage ſeines Doppelgängers. Glouglou aber wird inzwiſchen ſein Zelt anderswo aufgeſchlagen haben — denn dumme Menſchen gibt es allenthalben, und Frankreich iſt groß. Er kann lange herumſchwindeln, bis er ſich in ſämmtlichen Departements unmöglich gemacht hat!

Auf dieſe oder ähnliche Weiſe lebt eine nicht unbeträchtliche Anzahl mißglückter Literaten von dem Blute leichtgläubiger Kleinſtädter . . . Trotz aller Warnungen der Preſſe rentirt ſich das Geſchäft glänzend, und nach wie vor wird die Feder der letzte Rettungsanker ſinkender Exiſtenzen bleiben — ſei es nun, daß der Kiel mit dreiſter Unfähigkeit wirklich gehandhabt, ſei es, daß er nur als Aushängeſchild benutzt wird, um zu betrügen und zu ſchmarotzen.

Ende des dritten Bändchens.

Verlag von Johann Friedrich Hartknoch in Leipzig.

Beiträge zur Geschichte des Feuilletons.

Von

Ernst Eckstein.

Zwei Bände. Preis 6 Mark.

Zweite Auflage.

Inhalt des ersten Bandes: I. Einleitung. Was heißt „Feuilleton"? Die Herren von der alten Schule und ihre Schreibweise. Ein Wort Schopenhauer's. — II. Die ersten feuilletonistischen Anläufe. Der Abbé Geoffroy. Entwickelung und Blüthe des französischen Feuilletons. Janin. — III. Roqueplan und die zeitgenössische Culturgeschichte. Karr. Sarcey. Wolff und die Boulevard-Causerie. — IV. Das musikalische und sachwissenschaftliche Feuilleton in Frankreich. Das Roman-Feuilleton und der Feuilleton-Roman. — V. Das deutsche Feuilleton. Heine und Börne. — VI. Laube und Gutzkow. — VII. Wienbarg und Mundt. — VIII. Pückler-Muskau. — IX. Oettinger und Saphir. — X. Die Gegenwart. Das culturhistorische Feuilleton. Kossak. — XI. Glaßbrenner. — XII. Wachenhusen.

Inhalt des zweiten Bandes: I. Rodenberg. — II. Wellmer. Rösl. Brömel. Spielhagen. — III. Mels. — IV. Schmidt-Cabanis und Spitzer. — V. Schlögl. Die Localchronik. — VI. Das literarisch-kritische Feuilleton. Gottschall. — VII. Frenzel und die Berliner Nationalzeitung. — VIII. Lindau. — IX. Die Wiener: Speidel, Wittmann, von Thaler, Goldbaum, Beyer, Schlesinger, Hilberg, Kuh. — X. Das philosophische Feuilleton. Lorm. — XI. Du Prel. Kürnberger. Noiré. — XII. Das musikalische Feuilleton. Hanslick.

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig:

Novellen

von

Ernst Eckstein.

Zwei Bände. Elegant brosch. 4 Mark 50 Pf.

Inhalt des ersten Bandes: Ein Winternachtstraum. Die Moschee von Cordova. Eine Partie zu Vieren. Margherita.

Inhalt des zweiten Bandes: Der Leuchtthurm von Livorno. Die Freunde des Todes. Die beiden Lustspieldichter. Am Grabmal des Cestius.

Börne's gesammelte Schriften. 3 Bände. Geh. 4 M. 50 Pf. — In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.

Byrons sämmtliche Werke. Frei übersetzt von Adolf Seubert. 3 Bände. Geheftet 4 M. 50 Pf. — In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.

Goethe's sämmtliche Werke in 45 Bänden. Geh. 11 M. — In 10 eleg. braunen Leinenbänden 18 M. — In 10 eleg. rothen Leinenbänden 19 M.

Goethe's Werke. Auswahl. 16 Bände in 4 eleg. Leinenbänden 6 M. — In 4 eleg. rothen Leinenbänden 6 M. 50 Pf.

Grabbe's sämmtliche Werke. Herausgegeben v. Rud. Gottschall. 2 Bände. Geheftet 3 M. — In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf.

Hauff's sämmtliche Werke. 2 Bände. Geheftet 2 M. 25 Pf. — In 2 eleg. Leinenbänden 3 M. 50 Pf.

Herder's ausgewählte Werke. Herausgegeben von Ad. Stern. 3 Bände. Geheftet 4 M. 50 Pf. — In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.

H. v. Kleist's sämmtliche Werke. Herausgeg. v. Ed. Grisebach. 2 Bände. Geh. 1 M. 25 Pf. — In 1 eleg. Leinenband 1 M. 75 Pf.

Körner's sämmtliche Werke. Geheftet 1 M. — In eleg. Leinenband 1 M. 50 Pf.

Lenau's sämmtliche Werke. Herausgegeben v. C. Emil Barthel. 2. Aufl. Geheftet 1 M. 25 Pf. — In eleg. Leinenband 1 M. 75 Pf.

Lessing's Werke in 6 Bänden. Geheftet 3 M. — In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf.

Lessing's poetische und dramatische Werke. Geheftet 1 M. — In eleg. Leinenband 1 M. 50 Pf.

Longfellow's sämmtliche poetische Werke. Uebersetzt v. Herm. Simon. 2 Bde. Geh. 3 M. — In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf.

Mignet, Geschichte der französischen Revolution. Deutsch von Dr. Fr. Köhler. Mit Illustrationen. In eleg. Leinenband 2 M.

Milton's poetische Werke. Deutsch von Adolf Böttger. Geheftet 1 M. 50 Pf. — In eleg. rothen Leinenband 2 M. 25 Pf.

Molière's sämmtliche Werke. Herausgegeben von E. Schröder. 2 Bände. Geheftet 3 M. — In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf.

Schiller's sämmtliche Werke in 12 Bänden. Geheftet 3 M. — In 3 Halbleinenbänden 4 M. 50 Pf. — In 4 eleg. Leinenbänden 5 M. 40 Pf. — In 4 eleg. Halbfranzbänden 6 M. — In 4 eleg. rothen Ganzleinenbänden 6 M.

Shakspere's sämmtliche dramatische Werke. Deutsch von Schlegel, Benda und Voß. 3 Bände. Geheftet 4 M. 50 Pf. — In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.

Pariſer Leben.

Heitere und düſtere Bilder aus der Weltſtadt

von

Ernſt Eckſtein.

Viertes Bändchen.

Eine Ouvrière.
Der Deutſche des Herrn Dumas.
Ein Opfer franzöſiſcher Barbarei.
Ein Reſt vom alten Paris.

Leipzig,

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Eine Ouvrière.

Es ist sechs Uhr Abends. Ein schneidiger Novemberwind fegt über die stäubenden Straßen der Weltstadt und rüttelt zornig an den Dachfirsten, Schornsteinen und Fensterläden der thurmhohen Cité-Häuser. Die Flammen der Gaslaternen zittern und beben unter seinem wilden, ungestümen Anprall; jeden Augenblick scheinen die züngelnden Lichter verlöschen zu sollen, und der flackernde, ungewisse Schimmer, den sie auf die räucherigen Façaden und die verödeten Trottoire werfen, verleiht der ganzen Scenerie etwas unsagbar Freudloses, Gespenstisches.

Im siebenten Stocke jener gigantischen Baracke, deren wettererprobte Frontseite nach dem südlichen Seine-Arm geht, sitzt ein junges Mädchen vor der düster qualmenden Petroleumlampe und handhabt die Nadel. Ihr feines, zierliches Gesichtchen ist fast so bleich und fahl als die Leinwand, die durch ihre schlanken, emsigen Finger gleitet. Nur in der Mitte der Wangen glühen ihr zwei purpurne Fieberflecken, die unheimlichen Verräther eines verborgenen Wurmes, der ihr im Stillen am Lebenskeime nagt, und vielleicht schon vor der Wiederkehr der ersten Schwalben sein trauriges Werk vollendet haben wird. In dem Stübchen des armen Kindes ist es bitter kalt. . . . Wol steht in der Ecke am Fenster ein kleiner eiserner Ofen, wie man ihn beim Trödler für zwei Franken kauft; aber es ist lange her, seit die letzte Kohle auf seinem Roste in Rauch aufgegangen ist. Mélanie sucht diesen Mangel durch ein wol-

lenes Fichu zu ersetzen, das sie in festester Schlingung über Rücken und Brust gezogen hat, — ein kärgliches Hilfsmittel bei zwei Grad Kälte. Auch der Bettteppich, der sich über ihre Kniee breitet, vermag sie nicht gegen die Unbilden der winterlichen Witterung zu schützen. Jetzt schauert sie krampfhaft zusammen und läßt die Hände in den Schooß sinken. Draußen aber verdoppelt der Sturm sein Zischen und Heulen, als freue er sich darüber, daß die dünnen Wände der Mansarde nicht im Stande sind, seinem eisigen Hauche Halt zu gebieten.

Es schlägt ein Viertel auf Sieben. Mélanie legt die Arbeit bei Seite und erhebt sich. Ein heftiger Hustenanfall treibt ihr das Blut in die Schläfe. Sie nimmt die Bettdecke auf und legt sich die derbe Hülle um Nacken und Schultern. Dann reibt sie sich die erstarrten Finger, die bereits nahe daran waren, ihr den Dienst zu versagen. . . . Sie tritt an das Tischchen, auf dem die Lampe steht, und sucht die bläulichen Gelenke an dem heißen Cylinder zu erwärmen. Ein schmerzliches Lächeln gleitet über ihre Lippen.

„Es ist Essenszeit," murmelte sie vor sich hin. „Ich will für mein Diner sorgen." . . .

Sie geht zu der rohgezimmerten Commode, die mit dem Tische, dem Stuhle und dem Bette das ganze Meublement der engen, kalkbeworfenen Kammer ausmacht, und zieht eine Schublade heraus. Dann rückt sie den Stuhl an das Fenster, blickt hinaus in die kalte, sternenklare Nacht, — und dinirt. Ihre Mahlzeit besteht aus einem Zwei-Sous Brod und einigen Körnern Salz. Nicht ohne eine gewisse Gier verschlingt sie die hastig abgebrochenen Stücke der ausgetrockneten Semmel, — denn seit früh um Elf hat sie gehungert. Ihr Frühstück war freilich ein wenig reichlicher. Sie hatte einen Napf voll Milchkaffee und zwei Brode; aber sieben volle Stunden sind eine lange Frist, zumal in einer kalten Mansarde und bei angestrengter Arbeit.

Mélanie näht Hemden für ein großes Weißwaarengeschäft in der Rue de la Chaussée d'Antin. Das Magazin hat einen täglichen Umsatz von sechs- bis siebentausend Franken. Der glückliche Inhaber hält Kaleschen, Landauer, Tilburys und Phaetons in überraschendster Auswahl; seine Lakaien und Grooms wetteifern mit den elegantesten Domestiken des Faubourg St. Germain. In den Kreisen des Sport spielt Monsieur Telettier eine hervorragende Rolle, obgleich ein Weißwaarengeschäft eigentlich nicht so ganz chic ist; aber sechs- bis siebentausend Franken täglichen Umsatzes lassen Fünf gerade sein, und lehren ein Auge zudrücken. Monsieur Telettier besitzt vier vorzügliche Renner, von denen der schlechteste seine vierzigtausend Franken werth ist. Er rechnet fest darauf, demnächst in Longchamps einen glänzenden „hippischen Erfolg" (succès hippique) zu erringen. Kurz, der „Patron" des Magazins ist ein Mann comme il faut, — allein er bezahlt für die Anfertigung seiner Waaren einen beklagenswerth niedrigen Preis. Er lebt ganz und gar von weiblichen Händen, und die Arbeiterin darf in Paris, wie anderwärts, ungestraft als Sclavin betrachtet werden. Eben darum rentirt sich ja das Weißwaarengeschäft so „admirablement"; eben darum ist ja Monsieur Telettier in der angenehmen Lage, anläßlich eines fashionablen Pferderennens zwanzigtausend Franken zu verwetten, ohne den verlornen Napoleons nachseufzen zu müssen.

Mélanie erhält für die Verfertigung eines Hemdes durchschnittlich fünfundsiebzig Centimes (sechzig Pfennige R. W.). Mit der größten Anstrengung, wenn sie die Hälfte der Nacht noch zu Hilfe nimmt, vermag sie täglich etwas mehr als einen Franken zu verdienen. Dafür muß sie wohnen, essen und trinken, — und sich kleiden, und zwar anständig kleiden, denn „zerlumptes Gesindel" kann Monsieur Telettier nicht ausstehen. Er „liebt" es, wenn „seine Arbeiterinnen" die Ehre des Hauses wahren, das heißt,

er weiſt ihnen die Thür, wenn ihre Toilette in irgend einer Beziehung zu wünſchen übrig läßt. Wie die armen Kinder mit der Erfüllung dieſes väterlichen Gebotes zu Stande kommen — das iſt ihre Sache!

Mélanie hat ſeit einem Jahre — ſo lange arbeitet ſie für das Weißwaarengeſchäft der Rue de la Chauſſée d'Antin — ein tägliches Deficit von durchſchnittlich fünfundſiebenzig Centimes zu verzeichnen. Geſtern iſt der letzte Gegenſtand von Werth, über den ſie verfügte, ein kleines Medaillon, das ihr die Mutter auf dem Sterbebette in die Hand drückte, zum Schacherjuden gewandert. Die fünf Franken, die ſie dafür erlöſte, reichten gerade hin, den unbarmherzigen Hauswirth zu befriedigen, der unter unzweideutigen Drohungen den Betrag der Miethe verlangte. Jetzt beſitzt ſie nichts mehr, abſolut nichts mehr, als das ſpärliche Gewand, das ſie auf dem Leibe trägt, und den ſorgfältig zuſammengefalteten Anzug, den die zweite Schublade der Commode birgt. Die zwölf Monate ihrer Thätigkeit für Monſieur Telettier haben Alles, Alles verſchlungen. . . .

Mélanie hat Das, was ſie mit furchtbarer Selbſtironie ihr Diner nannte, beendigt. Sie tritt langſam an's Fenſter und blickt hinaus in die finſtere, ſtürmiſche Nacht. Dumpf und ſchaurig tönt das Rauſchen des Stromes zu ihr herauf. Sie läßt das Kinn ſchwer auf die Bruſt ſinken und faltet die Hände. Eine volle, brennende Thräne rollt über ihre abgehärmten Wangen; um die ſchmalen Lippen zuckt und flattert es wie von tauſend qualvollen Empfindungen. . . . Sie gedenkt ihrer glücklichen Kinderzeit! Noch vor drei Jahren ſchlug ihr Herz friſch und fröhlich einer roſig ausgemalten Zukunft entgegen. Ach, wer ihr damals geſagt hätte, daß Alles ſo ganz anders kommen würde! . . . Ihre Thränen fließen reichlicher. Sie preßt die fiebernde Stirn wider die eiſigen Scheiben und ſchluchzt lauter und wilder. Dann wird ſie mit

einem Male ruhig. . . . Es überkommt ſie wie eine wohlthuende Erſtarrung. . . . Vor ihrem inneren Auge aber gleiten die Bilder des Einſt in immer klareren Umriſſen vorüber.

Es iſt die alte Geſchichte, die ewig neu bleibt . . . Eine fröhliche Kindheit, ein harmloſer, unſchuldvoller Mädchenfrühling, — und dann der eiſerne Eingriff eines unbarmherzigen Schickſals. Der Ernährer der Familie ſtirbt, und mit ihm ſinkt das ganze Jugendglück unwiderbringlich in Aſche. . .

Nach mancherlei Kämpfen und Entbehrungen kommt Mélanie nach Paris. . . Die Empfehlung eines alten Bekannten ihres Vaters verſchafft ihr eine Stellung in dem Paſteten-Laden des Monſieur Glouton. . . . Sie wird „Confiſeuſe", — Conditor-Demoiſelle. . . .

Einige Tage lang glaubt ſie wieder an die Gunſt ihres Sternes. Die glänzende farbenreiche Umgebung, der lebhafte Verkehr, die raſtlos wechſelnden Phyſiognomien der Käufer und Käuferinnen, — dies Alles verfehlt nicht ſeinen wohlthätigen Eindruck. Aber der Wahn verfliegt wie Morgennebel, und die ſchale Proſa der Wirklichkeit macht ihre Rechte geltend. Früh um Sechſe heißt's: „Auf den Poſten!" Die „Confiſeuſe" verſieht bis zum Beginn der Verkaufsſtunden die Stelle eines Stuben- und Küchenmädchens. Sie reinigt die Spiegel, die zahlreichen Glasglocken, die Kryſtallbecher, die Platten und Schüſſeln. Um neun Uhr frühſtückt ſie. Dieſer Morgenimbiß, — eine Taſſe Chocolade und ein Brödchen — iſt ihre beſte und reichlichſte Mahlzeit. Nach dem Déjeuner erſcheint ſie in eleganter Toilette und geht an ihr eigentliches Tagewerk. Das Metier will gelernt ſein; die „Patronne", — d. h. die Frau des Ladenbeſitzers, — iſt peinlich ſtreng; kein Verſehen, keine Ungeſchicklichkeit entgeht ihren lauernden Blikken. Mélanie gibt ſich alle erdenkliche Mühe: umſonſt. Madame Glouton hat ewig zu mäkeln, ewig zu keifen,

ewig mit dem Kopfe zu schütteln. Bald hat „Mademoiselle" — „täppischer Weise" — eine glacirte Kastanie zerbrochen; bald benimmt sie sich den Kunden gegenüber nicht routinirt und graciös genug; bald war die Schleife an der Düte mangelhaft; bald waren die Bonbons und Papillotten schlecht gewickelt. Als endlich gar Monsieur Glouton das verwais'te Kind mit schimpflichen Anträgen bestürmt, da bleibt ihr keine Wahl mehr: sie dankt für die rosenduftige Sclaverei und geht ihrer Wege. . . .

Ihr monatliches Salair beim Herrn Pastetenbäcker betrug vierzig Franken: jetzt, da sie ihre Baarschaft zählt, entdeckt sie zu ihrem Schrecken, daß ihr von den geträumten Ersparnissen auch nicht ein luftiger Schatten erübrigt. Die tadellosen Sammtjäckchen, die feingestickten Blousen, die zierlichen seidenen Schürzchen, die Madame Glouton für unumgänglich erklärte, haben ein Zwanzig-Sous-Stück nach dem andern vertilgt: Mélanie sieht sich „sur le pavé", — auf dem Straßenpflaster —, ohne zu wissen, womit sie ihr nächstes Frühstück bezahlen soll. . . .

Da verfällt sie auf den unglückseligen Gedanken, ihren Unterhalt mit der Nadel zu erwerben. . . . Monsieur Telettier, Rue de la Chaussee d'Antin, sucht, laut Anschlag, Arbeiterinnen für Weißzeug. . . . Sie meldet sich. . . . Ihr Urtheil ist gesprochen!

Trostloses Ringen! Jammervoller Kampf! Jede Entbehrung, auch die schwerste, läßt sich ertragen, wenn man ein Ziel der Hoffnung vor Augen sieht. Der Elende aber, der das Bewußtsein mit sich herumträgt, daß alle Anstrengung, aller Fleiß, alle Entsagung nicht im Stande ist, sein Lebensschiff flott zu halten, der gleicht dem Delinquenten, dem das letzte Gnadengesuch abgeschlagen wurde!

Ein Jahr lang hat Mélanie gearbeitet wie eine Leibeigene. Die kurze Frist genügte, um die Kraft ihrer Jugend zu brechen. Materielle Noth und seelische Qualen vereinigten sich, um die einst so blühende Gesundheit der

Verlassenen zu unterwühlen, und wo diese beiden Gespenster sich verbinden, da widersteht auch die eisernste Natur nicht. . . . Mélanie hat keine Hoffnung mehr als den Tod. . . .

— — — Immer wilder umheult der Sturm die zitternde Mansarde. Aengstlich zuckt die Flamme der qualmenden Lampe, und das Klirren der schlecht gefügten Scheiben klingt wie das höhnische Kichern feindseliger Nachtgeister. Das arme kranke Mädchen hüllt sich fester in ihre Wolldecke und schwankt dem dürftigen Lager zu. Erschöpft sinkt sie auf den harten Pfühl. Sie schauert zusammen und schließt stumm und ergeben die Augen. Ein sanfter Schlummer überkommt sie. Regungslos liegt sie da; nur die kleinen zarten Finger spielen noch krampfhaft auf und nieder und verwirklichen so das Wort des englischen Dichters, der da singt:

Näh'n, näh'n, näh'n
Von Stunde zu Stunde hin!
Näh'n, näh'n und näh'n
Wie eine Verbrecherin!
Saum und Zwickel und Band,
Band und Zwickel und Saum,
Bis über dem Nähen der Schlaf mich zwingt:
Dann näh' ich weiter im Traum!

Ja, der erschütternde „Song of the Shirt" gilt heute noch wie vor so und so viel Jahrzehnten. Noch heute können wir mit dem britischen Poeten den Mahnruf erschallen lassen:

Ihr Männer mit Schwestern und Frau'n,
Mit Müttern, so freundlich und gut:
O glaubt mir, ihr tragt nicht Leinwand auf,
Nein, menschliches Leben und Blut!*)

*) Die vollständige Uebersetzung dieses herrlichen Dichtwerkes findet der Leser in meiner Sammlung: „In Moll und Dur", (Leipzig, 1877 Verlag von J. Fr. Hartknoch). D. V.

Wol hat sich Manches seit dem Tage, an welchem der englische Lyriker sein Lied sang, gebessert: aber wie Vieles bleibt noch zu thun, ehe das Loos dieser wahren Armen und Elenden, der „petites ouvrières“ auch nur einigermaßen den Anforderungen entspricht, die jedes denkende, fühlende und arbeitende Wesen an das Leben zu stellen berechtigt ist! Im besten Falle ist die Ouvrière befähigt, ein ödes, farbloses Dasein zu fristen; hat sie Unglück, oder ergreift sie eine jener unseligen Branchen, wie Buntstickerei, Weißzeugnähen ꝛc., so wird sich ihr Schicksal von dem Mélanie's nur wenig unterscheiden.

Auch Deutschland hat seine gemarterten „petites ouvrières“; die „Arbeiterin“, wie ich sie hier geschildert habe, ist nicht nur in Paris, sie ist auch in Berlin, in Leipzig, in Wien, in Hamburg zu finden, und ihre Lebensschicksale haben mit denen ihrer Berufsgenossin in Paris eine erschreckende Aehnlichkeit, wenngleich die Verhältnisse der Letzteren sich aus mannigfachen Gründen weit trüber gestalten. Möchten diese Zeilen dazu beitragen, das Bewußtsein dieser Thatsache wachzuhalten — denn oft ist es nicht Hartherzigkeit, nicht böser Wille, was die Noth der Armen und Unglücklichen verschuldet, sondern Unkenntniß und Vergeßlichkeit. Ein französischer Schriftsteller sagt: „Alles sociale Elend erklärt sich aus dem Umstande, daß die eine Hälfte der Menschheit nicht weiß, wie die andere lebt.“ Das gilt besonders von den gigantischen Städten, die alle Sprossen der gesellschaftlichen Leiter dicht neben einander aufthürmen, ohne dieselben miteinander in wirkliche Berührung kommen zu lassen. In diesem Paris „plein d'or et de misère“, wie Béranger seine Vaterstadt getauft hat, wühlt und wogt der wahnwitzige Luxus über die eleganten Trottoirs, ohne auch nur zu ahnen, daß fünfzig Schritte seitwärts ein Mensch, ein Bruder, im buchstäblichen Sinne des Wortes verhungert. Wüßten es die Reichen — oder dächten sie daran

—, ſie würden ohne Zweifel weit öfter und weit wirkſamer eingreifen, als es ſo geſchieht. Die gnädige Frau, die ihre Putzmamſell für eine unverſchämte Perſon erklärt, weil ſie „impertinenter Weiſe“ um Zahlung bat, würde ſich ihrer Schroffheit ſchämen, wenn ein Zufall ihr einen Blick in die Verhältniſſe des armen, ſo lieblos angelaſſenen Mädchens geſtattete. Die Mehrzahl der Menſchen will das Gute: ihre Fehler ſind Irrthümer. . . .

Und Mélanie? Wir haben unſerer Skizze nur noch wenige ergänzende Striche hinzuzufügen. Die trübe Scene, deren Zeugen wir waren, ſpielt ſich tagtäglich nach derſelben troſtloſen Melodie ab. Mélanie kennt keinen Sonntag, keine Erholung, keine Freude. Ihr Leben iſt eine ununterbrochene Kette von Leiden, und der letzte Akt der Tragödie endet mit einem gellen höhniſchen Mißklang. . . .

Es iſt Sylveſterabend. . . . Die Straßen der Weltſtadt wimmeln von frohen luſtigen Menſchen. Alles kauft ein, Alles beſchenkt ſich. Aus den Cafés und Braſſerien ſchallt lautes Lachen und ausgelaſſener Jubel.

Auf der Treppe, die in ſieben Windungen zu Mélanie's Manſarde führt, begegnen wir einem Blouſenmann. Er trägt einen ſechskantigen Sarg aus Tannenholz auf dem Rücken und ſchreitet langſam der Hausthür zu, vor der ein ſchwarzangeſtrichener Karren wartet.

„Uff!“ ſagt er, indem er den Sarg auf den Wagen wirft. „Es iſt verdammt hoch da herunter!“ . . .

Der Kutſcher knallt, die Pferde ziehen an. Die Fahrt geht nach dem Kirchhof Montparnaſſe.

Niemand gibt der armen Mélanie das Geleite. Der Todtengräber ſenkt den rohgezimmerten Kaſten in das große gemeinſame Bettlergrab. Morgen früh, oder übermorgen wird er ihn verſcharren. Für heute hat er keine Zeit — es iſt ja Sylveſterabend!

Der Deutsche des Herrn Dumas.

Es war im Sommer des Jahres 1857. Auf dem Deck eines Omnibus der Linie Odéon-Clichy saß ein junger Mann von ziemlich verwahrlostem Aeußeren. Seine Kleider waren allerdings von dem Zuschnitte Derer, die in einem Polizeiberichte zu der Bemerkung Anlaß geben: „Er schien den besseren Ständen anzugehören"; aber, wie der berühmte Mantel des Kriegers, hatten sie manchen Sturm erlebt. Und die Spuren dieser rühmlichen Campagne malten sich in jeder Falte so ausdrucksvoll, daß nur die äußerste Noth des Besitzers ihre Pensionsberechtigung unbeachtet lassen konnte. Ein lebensmüder Hut, wehmuthsvoll auf das linke Ohr gesetzt, und ein phantastischer Regenschirm vollendeten das Bild eines Jünglings, der bezüglich seiner Finanzen sehr wenig Vertrauen einflößte. Nur in dem geistvollen, grauen Auge blitzte ein verheißendes Etwas, eine ungebändigte Energie, die ein Optimist zu Gunsten der Zukunft hätte ausdeuten können. „Gebt mir einen festen Punkt," so lautete die stumme Sprache dieser Augen, „und ich hebe Euch eine Welt aus den Angeln; versetzt mich in das richtige Element, und ich werde in Kürze als Triumphator auf dieses Uebergangsstadium herablächeln."

Jetzt erhob er sich, kletterte von dem Deck herab und bog in die nächste Querstraße ein. Vor einem Kaffeehause

machte er Rast. Noch einmal überlegte er sich alle Eventualitäten seines Vorhabens. Beim Bezahlen der Halbtasse, die er hastig hinuntergestürzt hatte, merkte er, daß sich seine ganze Barschaft noch auf fünf Franken belief.

„Jetzt oder nie!“ murmelte er vor sich hin. „Mißglückt mir dieser letzte Versuch, so bleibt mir nichts Anders übrig, als die Hilfe der deutschen Botschaft in Anspruch zu nehmen und auf dem kürzesten Wege nach Deutschland zurückzukehren. Der schöne Traum von der Pariser Carrière ist dann ausgeträumt.“

Mit großen Schritten eilte er weiter. In der Rue d'Amsterdam erreichte er ein stattliches Haus. Herzklopfend stieg er die Treppe hinan, bis er vor einer Klingel Halt machte. Auf einem großen Messingschilde stand hier zu lesen: Alexandre Dumas. Der junge Mann zog die Schelle. Nach zwei Minuten erschien ein Diener, der die Frage: „Ist Herr Dumas zu Hause?“ mit der kurzen und nicht allzu höflich betonten Rede beantwortete: „Der Herr ist auf dem Laude.“

Die Thür fiel in's Schloß. Der junge Deutsche starrte einige Minuten lang wie betäubt vor sich hin. Dann schwankte er langsam die Treppe hinab. Im Thorwege übermannte ihn das Gefühl der Verzweiflung so vollständig, daß ihm die Füße den Dienst versagten. Er lehnte sich an die Wand und verharrte hier zwei, drei Minuten wie geistesabwesend. Die niederschmetternde Gewißheit, daß auch dieser letzte Versuch für ihn fehlgeschlagen, schien seine letzte Kraft von Grund aus geknickt zu haben.

Und nun läugne man, daß unser Wille in den Verkettungen von Ursache und Wirkung ein flüchtiger Hauch, ein ohnmächtiges Atom, eine klägliche Null ist! Mit aller Kraft glauben wir an unserm Schicksale zu arbeiten: da kommt ein kleiner, unscheinbarer Zufall, zerreißt uns die ganze Rechnung und schleudert unser Lebensschiff, dem

Steuer zum Trotz, in eine Richtung, die wir niemals geahnt haben.

Die Verzweiflung, die den Helden unſerer Geſchichte in dem Thorwege jenes Hauſes der Rue d'Amſterdam erfaßte und ihn lähmend gegen die Wand drückte, dieſe kurze Anwandlung von zwei, drei Minuten ſollte über ſein ganzes zukünftiges Leben entſcheiden. Hätte er in ſtürmiſchem Unmuthe das Haus verlaſſen, wäre er in hellem Groll mit dem Schickſal auf die Straße geeilt, er ſäße jetzt vielleicht . . . Doch wir wollen unſerer Erzählung nicht vorgreifen.

Wie er ſo daſteht, ertönen Schritte. Ein vornehm gekleideter Herr kommt die Treppe herab. Als er die gebrochene Geſtalt des jungen Deutſchen wahrnimmt, tritt er näher herzu.

„Beim Himmel! Sie ſind's!“ ruft er theilnehmend. „Was machen Sie hier?“

Der junge Deutſche erkennt einen Herrn, den er ſeit Langem faſt täglich im Kaffeehauſe getroffen.

„Ich habe zum zwanzigſten Male verſucht, Herrn Alexander Dumas zu ſprechen, und man hat mich zum zwanzigſten Male abgewieſen. Der Diener behauptet, Herr Dumas ſei auf dem Lande.“

„Ah, ſo!“ erwidert der Herr lachend. „Wenn's weiter nichts iſt — Herrn Dumas ſollen Sie gleich ſprechen. Warten Sie fünf Minuten!“ Spricht's und ſteigt wieder die Treppe hinan. Kurze Zeit darauf kommt er zurück mit den Worten: „Herr Dumas erwartet Sie.“

Der junge Mann, der auf dieſe faſt romanhafte Weiſe noch in der zwölften Stunde an's Ziel gelangte, war kein Anderer als Albert Wölff, gegenwärtig der geiſtreiche Plauderer des Pariſer „Figaro“, der Liebling der „großen Nation“, die Verkörperung des Pariſer Eſprits. Aus dem armen Jungen, der in ſtiller Wehmuth ſeine letzten fünf Franken muſterte, iſt der elegante Journaliſt geworden,

der eine reizende Wohnung in der Rue Laffitte bewohnt, koſtbare Gemälde und werthvolle Bücher aufſtapelt und bei einem jährlichen Einkommen von vierzig- bis fünfzigtauſend Franken auf ſeine Lehrjahre zurückblickt wie der ſprüchwörtliche Pariſer Kaufherr, der in Holzſchuhen in die Hauptſtadt gekommen.

Alexander Dumas empfing den jungen Deutſchen im Badezimmer. Der dicke Herr ſaß bis an die Bruſt im Waſſer und hielt ſich mit den rundlichen Fingern rechts und links am Rande der Wanne feſt. Er ließ ſich durch den Eintritt Albert Wolff's durchaus nicht ſtören, ſondern wandte nur leiſe den Kopf und fragte mit gutmüthiger Brüskheit:

„Was wollen Sie? Haben Sie Geld nöthig?"

„Allerdings," verſetzte Wolff keck, „aber ich will Nichts geſchenkt haben. Ich will arbeiten."

„So! Arbeiten! Was für ein Fach haben Sie?"

„Ich komme in der Abſicht, das Ueberſetzungsrecht Ihrer neuen Dramen zu erwerben. Ich bin jung und vom beſten Willen beſeelt, habe mich ſchon mehrfach nicht ohne Erfolg als Journaliſt und Schriftſteller verſucht und glaube die Aufgabe befriedigend löſen zu können. Ich verſpreche Ihnen die Hälfte des Erträgniſſes. Auf keinen Fall riskiren Sie etwas."

„Ah," rief Dumas, indem er ſich in der Wanne aufrichtete, „Sie ſind ein Deutſcher. Ein philoſophiſches Volk, dieſe Teutonen! Eine großartige Literatur! . . . Drehen Sie ſich um, mein Junge! Ich ſteige heraus. . . . Leſſing, der deutſche Shakeſpeare. . . . Treten Sie abſeits! Ich mache Sie naß. Minna von Barnhelm, ein gutes Luſtſpiel, etwas veraltet, aber voll brillanter Effecte. Dergleichen würde auch bei uns Etwas machen. Hätte nicht übel Luſt, das Ding zu bearbeiten. Ah, und Schiller, der iſt mein Liebling. So! Sie können ſich umdrehen."

Albert Wolff erblickte jetzt den Verfaſſer der „Drei

Musketiere", in ein langfaſriges Laken gehüllt, wie er im Begriff ſtand, die Strümpfe anzuziehen, — keine leichte Aufgabe bei ſeiner Corpulenz. Unter dem Ankleiden fuhr Dumas fort, ſich in Aphorismen über das deutſche Theater zu ergehen. Er bekundete bei dieſen Auslaſſungen eine echt franzöſiſche Unkenntniß. Außer Leſſing, Goethe und Schiller war ihm kaum ein bedeutender Name geläufig. Von neueren Autoren kannte er nur Gutzkow aus dem „Urbild des Tartuffe" und Hackländer. Von den dramaturgiſchen Zuſtänden Deutſchlands und ſeiner ganzen geiſtigen Strömung überhaupt hatte er die ſonderbarſten Begriffe. Wolff hielt es für zweckmäßig, die irrigen Anſchauungen des berühmten Romanciers durch eingeſtreute Bemerkungen zu berichtigen, bis ſich ein Zwiegeſpräch und ſchließlich ein Vortrag daraus entſpann, in welchem der Deutſche den Franzoſen nach allen Richtungen hin belehrte und aufklärte.

Dumas lauſchte mit wachſender Verwunderung. Albert Wolff ſprach das Franzöſiſche zwar nicht ganz correct, aber doch ziemlich geläufig. Der Hauch von Fremdartigkeit, der über ſeiner Darlegung ſchwebte, mochte den literariſchen Feinſchmecker Dumas beſonders feſſeln. Wol eine halbe Stunde lang ſtand er da, die Hände in den Hoſentaſchen, die wulſtige Unterlippe im wechſelnden Spiel der Empfindungen auf- und abziehend, bis er endlich in die charakteriſtiſchen Worte ausbrach: „Vous n'êtes pas bête" — „Sie ſind kein Eſel."

Albert Wolff dankte ihm für die gute Meinung und kam auf ſeine urſprüngliche Bitte wegen des Ueberſetzungsrechtes zurück.

Dumas blickte ſinnend zu Boden.

„Wiſſen Sie was," ſagte er nach einer Weile, „Sie könnten mein Secretär werden und mir die wichtigſten Erſcheinungen der deutſchen Literatur für meinen Privatgebrauch überſetzen. Es ſcheint mir faſt, als würde ich da hin und wieder Etwas aufſtöbern, was ich brauchen könnte.

Ich offerire Ihnen dreihundert Franken monatlich, einen Platz an meinem Tiſch, und wenn Sie wollen und die Sache ſich macht, einen Platz in meinem Herzen."

Wer war glücklicher als unſer Wolff! Mit beiden Händen zugleich griff er zu, und ſchon nach wenigen Wochen erfreute er ſich unter der Bezeichnung „L'Allemand de Mr. Dumas" einer gewiſſen Geltung: die erſte Sproſſe auf der Leiter des Erfolgs war erklommen.

Von den zahlreichen Leſern, die ſich allwöchentlich zweimal an Albert Wolff's geiſtreichen Feuilletons erquicken, wiſſen wahrſcheinlich nur ſehr wenige, daß dieſer ſcheinbar ſo durch und durch franzöſiſche Autor ſeine erſten literariſchen Erfolge in Deutſchland erzielt hat. Im Jahre 1835 zu Cöln geboren, ging Albert Wolff mit achtzehn Jahren als Kaufmann nach Paris, wo er in der Glasmalerei eines Verwandten Cartons zeichnete. Wieder nach Cöln zurückgekehrt, lernte er den Verleger des „Kladderadatſch", A. Hoffmann, kennen, und machte in deſſen Geſellſchaft eine Rheinreiſe. Dieſe Rheinreiſe war die Wiege der nachmals ſo ſtark ausgebeuteten und breitgetretenen Schulze- und Müller-Literatur. Allerlei kleine Abenteuer und humoriſtiſche Erlebniſſe brachten den jungen Kaufmann auf die Idee, die beiden ſchon damals in Flor ſtehenden „Kladderadatſch"-Figuren in touriſtiſche Kleider zu ſtecken. Er ſchrieb „Schulze und Müller am Rhein", ein Scherz, der neben mancher kalauernden Banalität eine Fülle wirklichen Humors enthielt.

Kaliſch wurde von Hoffmann beauftragt, das Wolff'ſche Manuſcript zu berliniſiren; und in dieſer Geſtalt hat das Buch eine beträchtliche Reihe von Auflagen erlebt. Wolff zeichnete auch die Illuſtrationen. Wenn wir nicht irren, geht noch die neueſte Auflage im Schmucke der Zeichnungen einher, die der geleſenſte franzöſiſche Feuilletoniſt entworfen hat. Der Erfolg dieſer „Rheinreiſe" veranlaßte den Verleger Hoffmann, noch in demſelben Jahre mit Kaliſch nach dem Harze zu reiſen, und ſo das Ei des Columbus

zum zweiten Mal auf die Spitze zu ſtellen. Trotz dieſes glänzenden Reſultates erhoben ſich zwiſchen Wolff und ſeinem Verleger allerlei Mißhelligkeiten, die damit endigten, daß Wolff der preußiſchen Hauptſtadt den Rücken kehrte und nach Düſſeldorf ging. Schon von Berlin aus hatte er für die Düſſeldorfer Monatshefte gearbeitet. Jetzt trat er als Redacteur an die Spitze des Unternehmens. Die Jahrgänge aus jener Zeit enthalten eine große Anzahl von Beiträgen aus ſeiner gewandten Feder. Komiſches veröffentlichte er unter ſeinem vollen Namen, Ernſtes unter dem Pſeudonym W. Albert. Auch für Ernſt Keil's „Illuſtrirten Dorfbarbier“ und für das von Robert Prutz redigirte „Muſeum“ war er von Düſſeldorf aus thätig. Schon hatte es den Anſchein, als ſollte es ihm gelingen, ſich durch die chineſiſche Mauer der deutſchen Schriftſtellermiſère Bahn zu brechen in das Land einer geſicherten Exiſtenz, als ein Ereigniß eintrat, das ihn mit einem Male aus der kaum betretenen Laufbahn hinausſchleuderte.

Die Firma Arnz und Comp., in deren Verlag die „Monatshefte“ erſchienen, machte nämlich Bankerott. Der Redacteur verlor einen Theil ſeines rückſtändigen Gehaltes, und mit einem Male war er wieder brodlos. Da griff zum erſten Male jene wunderbare Hand des Zufalls, deren Bethätigung den Philoſophen beinahe zum Fataliſten machen könnte, in ſeine zerrüttete Exiſtenz ein. Der Düſſeldorfer Maler Larſon ſchickte um dieſe Zeit ein Bild in die Pariſer Gemäldeausſtellung und begab ſich ſelbſt nach der franzöſiſchen Hauptſtadt, um dort für die Beſprechung ſeines Kunſtwerkes in der Preſſe zu wirken. Da er ſelbſt des Franzöſiſchen nicht mächtig war, ſo forderte er Wolff auf, ihn als Dolmetſcher zu begleiten und in Paris die nöthigen Verbindungen mit den Journalen und insbeſondere mit den großen illuſtrirten Zeitungen herzuſtellen. Wolff ging bereitwillig auf dieſe Idee ein. Das Leben in der franzöſiſchen Hauptſtadt ſagte ihm jetzt ungleich beſſer zu,

als vor so und so viel Jahren. Er faßte den Entschluß, sich hier eine Existenz zu gründen, und nach langem Hin- und Hergrübeln kam er auf die Idee, sich in der oben mitgetheilten Absicht an Dumas zu wenden. So war gewissermaßen der Bankerott der Firma Arnz die erste Ursache seiner nachmaligen Erfolge.

Bei Dumas blieb Albert Wolff mehrere Jahre lang, stets guten Muthes, stets fleißig und lernbegierig, wenn auch der große Romancier, der bekanntlich trotz seiner ungeheueren Einnahmen ewig in Geldnoth war, die versprochenen dreihundert Franken sehr unregelmäßig auszahlte. Wolff übersetzte ihm eine beträchtliche Anzahl deutscher Dramen — unter anderen „Die Jäger", von Iffland. Dumas benutzte das Sujet zu einem Roman „Katharina Blum", der in der Zeitung „Le Mousquétaire" erschien. In ähnlicher Weise wurde das bekannte Lustspiel „Englisch" von Görner zu einer reizenden Komödie „L'honneur est satisfait" benutzt, die in jeder Beziehung weit über dem deutschen Originale steht. Auch eine große Anzahl von Novellen und Jugenderzählungen übersetzte Wolff für den unermüdlichen Autor. Dumas hat die meisten dieser Jugendschriften später unter dem Titel „Le Père Gicogne" zusammengestellt.

Während dieser Thätigkeit arbeitete Wolff noch immer als deutscher Autor. Ganz im Anfange seines Aufenthaltes hatte er Kunstbriefe für die „Augsburger Allgemeine" geschrieben. Später verfaßte er eine Reihe von Novellen, die sich zum Theil vielen Beifall und bei verschiedenen Concurrenzen den Preis erwarben. Jetzt aber begann eine neue Periode. Die Redacteure des alten „Gaulois" forderten ihn auf, gelegentlich einen Beitrag zu liefern. Er schrieb einen humoristischen Artikel, den er im Gefühle einer begreiflichen Unsicherheit Albert X. unterzeichnete. Tags darauf saß er in einem Kaffeehause, wo eine große Anzahl der bekanntesten Journalisten verkehrte, unter Anderen auch

Villemessant, der Chefredacteur des „Figaro“. Das Gespräch verfiel auf den geheimnißvollen Artikel des „Gaulois“.

„Wenn ich diesen Albert X. kennte,“ rief Villemessant lebhaft, „er müßte sofort in den ‚Figaro‘.“

Dem jungen Deutschen stieg vor freudiger Ueberraschung das Blut in die Schläfe. Beim Aufbrechen bat er Herrn Villemessant um Gehör und entdeckte sich mit einem energischen „Ich bin's!“ als den Autor.

„Das ist nicht wahr,“ erwiderte Villemessant brüsk.

Auch dieser Ausruf des routinirten Chefredacteurs war für den angehenden Feuilletonisten in hohem Grad schmeichelhaft.

„Gut!“ sagte Villemessant endlich. „Bringen Sie mir solche Artikel für meine Zeitung! Ich zahle Ihnen jedesmal hundert Franken.“

Tags darauf ereignete sich fast dieselbe Scene mit dem Chefredacteur des „Charivari“. So trat denn Albert Wolff gleichzeitig als Mitarbeiter in zwei der gelesensten Blätter Frankreichs.

Später übernahm er im „Figaro“ die sogenannten „Echos de Paris“, in denen jede Zeile ein Epigramm war. Die Folgen dieser satirisch-prickelnden Journalistik konnten nicht ausbleiben. Wolff erntete eine Reihe von Herausforderungen, die indeß nur theilweise zum Duell führten — ein wahrer Schmerz für Herrn Villemessant, der nichts lieber sah, als wenn seine Redacteure neben der Feder auch die Klinge handhabten. Endlich übernahm Wolff mit zwei oder drei anderen Mitarbeitern gemeinsam den Leitartikel, der im „Figaro“ bekanntlich nur selten die Politik, sondern meistens Gegenstände der Wissenschaft, der Kunst, der Gesellschaft ꝛc. behandelt. Zweimal wöchentlich bietet er hier den Parisern seine geistreiche Prosa, und noch immer hat er seine Leser zu fesseln und zu entzücken gewußt. Die Franzosen, die sich an dem echt pariserischen Parfum dieser Aufsätze laben, wissen nicht, daß es vielleicht

gerade der Kern der deutschen Bildung ist, der ihnen die Wolff'schen Plaudereien so interessant macht.

Wolff besitzt einen größeren Wörterschatz als die meisten französischen Journalisten; denn mit dem Umfange der Kenntnisse wächst auch der Umfang des Lexicons. Merkwürdiger Weise hat unser Autor das Französische niemals eigentlich systematisch studirt. Seine phänomenale Beherrschung dieses fremden Idioms ist eine rein instinctive. Die Grundlagen zu dieser Beherrschung hat er schon während seines ersten Aufenthaltes in Paris gelegt; in der Glasmalerei, wo er als junger Mensch thätig war, wurde während der Arbeit fast unausgesetzt vorgelesen. Merkwürdig bei einem so vollendeten Erfassen des fremden Sprachgenius, daß Wolff nicht im Stande ist, einen französischen Vers zu schreiben, während er ein deutsches Gedicht mit der größten Leichtigkeit improvisirt!

Wir haben noch einige Worte hinzuzufügen über Wolff's politische Stellung. Beim Ausbruche des Krieges von 1870 und 1871 war er einer der Ersten, die Frankreich verließen. Er begab sich nach Brüssel, von wo er mit begreiflichem Schmerze dem Kampfe zwischen seinem Adoptivvaterlande und seiner Heimat zuschaute. Erst Ende October 1871 kehrte er nach Paris zurück. Villemessant empfing ihn auf's Freundlichste. Die übrigen Redacteure des „Figaro" schienen anfangs nicht übel Lust zu haben, die Cabinetsfrage zu stellen, aber Villemessant erklärte: „Wolff bleibt, und sollte ich seinetwegen mein gesammtes Personal entlassen."

Man machte dem „Prussien" nun den Vorschlag, hinter einem Pseudonym dem Grolle der Preußenfeinde auszuweichen. Wolff aber wies diese Zumuthung rundweg von der Hand. Sein erster Artikel nach der Rückkehr (in der Nummer vom 27. October 1871) machte den Parisern den Standpunkt klar. Wolff versicherte, er werde, wie dies seine schwierige Stellung erheische, die Berührung politischer

Fragen auf's Strengste vermeiden. Dagegen komme es ihm wie eine Feigheit vor, wenn er hier, wo er so lange zu Haus gewesen, unter einer Maske auftreten wolle. „Ich brauche," so schloß der Artikel, „vor Niemand die Augen niederzuschlagen, und so trete ich denn kühn und gelassen in's offene Tageslicht und zeichne wie früher: Albert Wolff."

Der Artikel erregte ungeheure Sensation. Einzelne Chauvinisten schimpften über den frechen Teutonen, der sich so vor ganz Paris in die Brust werfe, die Einsichtsvollen aber begriffen, daß man sich in der Lage dieses französischen Journalisten von deutscher Geburt nicht tactvoller und würdiger benehmen könne. Seitdem haben sich die Schwierigkeiten, die sich dem Wirken unseres Autors entgegenstellten, von Jahr zu Jahr erfreulich vermindert.

Neben seiner Thätigkeit als Journalist hat Wolff eine Reihe kleinerer und größerer Lustspiele, sowie verschiedene Romane und geschichtliche Studien geschrieben; sein Schwerpunkt liegt jedoch in der eigentlichen Causerie. Auf diesem Gebiete ist er vielleicht der populärste Meister des heutigen Frankreichs. Auf seinen zahlreichen Wanderungen durch Belgien, Deutschland, Oesterreich und den Orient konnte er diese Popularität auf Schritt und Tritt constatiren. Dem Plauderer des „Figaro" öffneten sich alle Pforten; selbst der Sultan, dem man sonst keine hervorragende Leidenschaft für geistige Interessen zuschreiben konnte, überhäufte ihn mit Ehrengeschenken und Auszeichnungen.

So hat sich „der Deutsche des Herrn Dumas" aus den kleinsten Anfängen zur Höhe eines der ersten Journalisten Frankreichs emporgearbeitet. Ein behagliches, kunstmäßig gestaltetes Leben, reich an geistigen Anregungen aller Art, entschädigt ihn für die mühevollen und unerquicklichen Jahre des Kampfes. Mit Frankreichs ersten Autoren, wie Dumas Fils, Victorien Sardou, Victor Hugo und Anderen verbindet ihn eine vieljährige Freundschaft. Aber auch in Deutschland, wo er alljährlich seinen

Sommer verbringt, hat er eine Fülle intereſſanter Beziehungen. Die Entwickelung der deutſchen Literatur verfolgt er mit regſtem Intereſſe. Kurz, er iſt ein zur ſchönſten Harmonie des Daſeins entwickelter Mann aus eigener Kraft, der die ſchwierige Aufgabe löſt, beiden Nationen anzugehören, ohne daß eine von beiden ihn zu verläugnen brauchte.

Ein Opfer französischer Barbarei.

Es war an einem ſonnigen Octobertage des Jahres 1870, als ich den olivenbeſchatteten Weg nach dem Bello Sguardo, dieſem berühmteſten aller Ausſichtspunkte der „bella Firenze“ langſam hinanwandelte. — Der weithin ſichtbare rothe Pavillon ſchien zur Stunde noch unbeſucht zu ſein, obgleich die kryſtallhelle Luft und die ſehr günſtige nachmittägliche Beleuchtung ein prachtvolles Panorama verſprachen. Indeß, die Florentiner unterſcheiden ſich, was ihren Sinn für die Schönheiten ihrer Vaterſtadt betrifft, durch nichts von den übrigen Sterblichen: was der Menſch jeden Augenblick genießen kann, das genießt er faſt nie, und wer die Tochter Etruriens auf ihren Spaziergängen beobachten will, der ſuche ſie nicht da, wo ſich die Landſchaft am reizvollſten ausbreitet, ſondern da, wo es ſich am bequemſten flanirt, am neuen Lung Arno, in den Parkanlagen jenſeit der Piazza Victorio Emanuele, auf dem Corſo der Modewelt. Auch der Mangel an ſchauluſtigen Touriſten konnte mich nicht ſonderlich befremden, denn ich hatte mich ſchon vielfach überzeugt, daß Italien in dieſer Beziehung den Wogenſchlag des verhängnißvollen Krieges eben ſo lebhaft empfand, als die verödete Schweiz. Muſeen und Galerieen waren wie ausgeſtorben. Kaum daß man hie und da einem langhalſigen Engländer, einer blondhaarigen Miß, oder einem Kranken begegnete, der in

den Lüften des Südens Erlösung von seinen Leiden hoffte. Wenn das Herz Europa's in wilden Zuckungen krampft, — wen wundert's, daß dann auch die entfernteren Glieder in zitternde Schwingungen gerathen?

In solche Betrachtungen versunken, schritt ich aufwärts. Die Pförtnerin mußte in der sonntäglichen Stille meine Tritte vernommen haben, denn sie öffnete mir, noch ehe ich die Schelle gezogen hatte. Ich schlüpfte durch die niedrige Thüre in den Hofraum, und eilte über die breite, geräumige Terrasse nach dem regenschirmartigen Schutzdach, dem Bello Sguardo im engeren Sinne, wo ich mich auf eine der bemoosten Steinbänke niederließ.

Da lag es vor mir in seiner leuchtenden Pracht, das stolze Florenz, die Schöpferin der italienischen Dichtersprache, die Heimat Dante's, Leonardo da Vinci's und Michelangelo's. Da ragte die gewaltige Kuppel des Doms, halb verdeckt von dem schlanken Campanile, wie ein zweiter Himmel in den Himmel! Und drüben stiegen die Ausläufer der Apenninen mit ihren schimmernden Landhäusern und Villen so mild und sonnig über der Stadt auf; drüben grüßte das anmuthige Fiesole so romantisch von seiner Höhe herab, daß der begierige Blick nicht wußte, wo er zuerst ausruhen sollte: auf dem blendenden Häusermeer, auf den Wellenlinien der Bergkette oder auf dem üppigen Teppich der Ebene, deren oliven- und weinbewachsene Felder sanft in die blauenden Hügel des Horizontes verliefen.

Es ist eine eigenthümliche psychologische Erscheinung, daß der Mensch inmitten des herrlichsten Glanzes am leichtesten zu trüben Phantasieen neigt; gleichsam, als fürchte er durch eine ungemischte Freude den Neid der Götter zu entflammen. So ging es auch mir: eine tiefe Melancholie breitete sich thauschwer auf mein Gemüth.

Als ich mich eben erhoben hatte, um von einem anderen Punkte der Terrasse einen Blick auf die minder imposanten, aber gleichwol höchst lieblichen Hügelreihen der lin-

ken Arnoſeite zu werfen, ertönte das Rollen einer Droſchke. Eine Minute ſpäter öffnete ſich die Pforte und zwei junge Männer traten herein, um Arm in Arm nach dem Pavillon zu ſchleichen. Ich ſage: zu ſchleichen, denn es dauerte unſäglich lange, bis ſie die kurze Strecke zurückgelegt hatten. Eine flüchtige Muſterung der beiden Ankömmlinge belehrte mich, daß nur der eine von ihnen die Veranlaſſung dieſes ſchneckengleichen Wandelns war. Sie mußten Brüder ſein, denn ihre Geſichtszüge zeigten eine auffallende Aehnlichkeit, — und doch, welch' ein Unterſchied zwiſchen dem ernſten, verſtändigen, trotz einer gewiſſen Bläſſe geſunden Antlitz des Führers, und der hohlen, eingefallenen, graugelben Larve des Geführten! Beide konnten noch nicht das dreißigſte Jahr überſchritten haben, ja, ein unbeſtimmtes Etwas ließ mich vermuthen, der Kranke ſei der jüngere; — aber während der Andere in ſtraffer Haltung und männlicher Feſtigkeit einherſchritt, ſchien aus dieſem leidenden Körper jede Lebenskraft, jede Elaſticität, jede Hoffnung entwichen. Seine tiefliegenden Augen blickten verſtört zu Boden: das helle Licht des Tages ſchien ihn zu blenden. Sein Mund zuckte unaufhörlich und aus ſeiner Bruſt ertönte ein ſchrilles Keuchen, dem Tone einer Säge ähnlich, die durch grünes Holz geht. Er war ſo abgemagert, daß ſeine Arme und namentlich die langen fleiſchloſen Hände einen ſkelettartigen Eindruck machten.

„Hier, Gotthold", ſagte der Geſunde, indem er ſorgſam einen dicken Plaid auf die ſteinerne Bank breitete; „das wird dir gut thun. Hier iſt's hübſch ſonnig, und die Luft iſt ſtill und mild. Sieh nur, wie herrlich die Stadt zu unſern Füßen liegt, und drüben die blauen Berge . . . So, ſetz' dich nur hierher und lehne dich wider meinen Arm . . . nicht wahr, das iſt prächtig?"

Gotthold wollte etwas erwidern, aber ein krampfhafter Huſten nahm ihm das Wort von den zitternden Lippen weg.

Der Bruder unterſtützte ihn nach beſten Kräften.

„Der unleidliche Huſten“, ſagte er, als der Arme erſchöpft zuſammenbrach; „doch gedulde dich nur noch ein Weilchen, du ſollſt ſehen, die balſamiſche Luft dieſes Zauberlandes wird dir bald deine volle Geſundheit wiedergeben. Wie fühlſt du dich jetzt?“

Gotthold gab keine Antwort. Dumpf ſtierte er vor ſich hin. Seine Lippen zuckten heftiger als zuvor. Seine Bruſt hob und ſenkte ſich wie im Fieber.

„Das Sprechen fällt dir ſchwer“, ſagte der Andere, „und ich glaube ſelbſt, es iſt beſſer, wenn du dich ſchonſt. Betrachte dir lieber ein wenig das wundervolle Panorama, das ſich hier in ſo unvergleichlicher Farbenpracht vor uns ausbreitet! Sieh' nur, wie ſcharf ſich dieſe Cypreſſen gegen den leuchtenden Himmel abheben! wie reizend das gelbrothe Laub der Reben gegen das ſilbergraue Gewand der Pappeln und das dunkle Grün der Oliven abſticht!“

Jetzt bedeckte ſich der Kranke das Antlitz mit beiden Händen und brach in ein wildes, convulſiviſches Schluchzen aus. Er bebte am ganzen Leibe und ließ von Zeit zu Zeit unzuſammenhängende Rufe erſchallen, unter denen ich die Worte: „Zerſchmettert, begraben!“ und: „O, Emilie, Emilie, du, du . . .!“ deutlich unterſcheiden zu können glaubte.

Der Bruder des Unglücklichen wandte den Kopf ab. Er biß ſich auf die Lippen. Eine Thräne ſtahl ſich langſam aus ſeinem dunklen Auge und rollte heiß und voll über die Wangen hinab. Dann faßte er ſich raſch, und mit freundlichem Lächeln zu Gotthold gekehrt, ſprach er in faſt ſcherzhaftem Tone:

„Sieh', Lieber, wenn du weinſt, ſo kann ich unmöglich verſtehen, was du von mir willſt. Sammle dich doch ein wenig, ich bitte recht ſchön! Soll ich dich wieder nach dem Wagen führen? oder wollen wir nach der anderen Seite der Terraſſe gehen?“

Die wohlgemeinte Rede verfehlte ihre Wirkung. Der Kranke verfiel in einen vollständigen Weinkrampf. Kalter Schweiß bedeckte seine Stirne. Ein Mark und Bein erschütterndes Keuchen rang sich in heftigen Stößen aus seiner gemarterten Brust los. Seines Körpers nicht mächtig sank er auf die Seite und wäre ohne Zweifel von der Bank auf den Boden gestürzt, hätte ihn sein Bruder nicht zur rechten Zeit ergriffen und festgehalten.

Der Gefährte des beklagenswerthen jungen Mannes blickte rathlos um sich.

Ich hatte mich bisher abseits gehalten und gethan, als sei ich nur Auge für die Schönheit der landschaftlichen Umgebung.

Jetzt erachtete ich es für meine Pflicht, heranzutreten. Ich konnte es dem Bruder unmöglich überlassen, den Kranken allein über die lange Terrasse zu schleppen.

„Ich will Ihnen helfen, den Herrn nach dem Wagen zu bringen", sagte ich, mich höflich verbeugend.

„Ich werde Ihnen sehr verbunden sein", entgegnete der Angeredete, nicht ohne leicht zu erröthen.

Wir machten den Versuch, den Unglücklichen, der noch immer krampfte und stöhnte, aufzurichten.

Vergebens. Seine Glieder waren starr und steif wie die einer Holzpuppe. Wir mußten fürchten, durch einen vorzeitigen Transport das Uebel zu verschlimmern.

Als vorsichtiger Tourist trage ich stets ein kleines Reise-Necessaire nach Art derer bei mir, wie sie Arthur Michelis in seiner höchst praktischen „Reiseschule" empfiehlt.

Ich zog also ein Fläschchen mit einer stärkenden Essenz aus der Tasche und ließ ihre oft bewährte Wunderkraft auf das arme Geschöpf, das wimmernd auf dem Plaid lag, einwirken. War es die belebende Macht des Heilmittels, oder hatte der Sturm, der in der Brust des Leidenden tobte, seinen Höhepunkt erreicht? — kurz, nach Verlauf weniger Minuten schien die Wildheit des Anfalls

merklich gebrochen; das Aechzen ward leiſer und dumpfer, und ſchließlich verſtummte es völlig, um einer ſchlafähnlichen Mattigkeit Platz zu machen.

„Ich danke Ihnen, mein Herr“, ſagte der Andere in warmem Tone; „wenn Sie nun Ihrer Freundlichkeit die Krone aufſetzen wollen, ſo unterſtützen Sie mich ein wenig bei der ſchwierigen Ueberſiedlung in die Droſchke.“

„Ich freue mich, Ihnen gefällig ſein zu können“, entgegnete ich herzlich. „Die Sache wird leichter gehen, als wir uns vorſtellen. Jetzt da die normale Ruhe in den Organismus wieder eingekehrt iſt, können wir den Kranken einfach wie ein Kind hinübertragen.“

Wir ſchickten uns an, den ſchlaffen Körper Gotthold's emporzuheben.

„Iſt der Anfall von heute der erſte dieſer Art?“ fragte ich leiſe.

„Ja und nein“, erwiderte der Bruder. „So heftig und bösartig haben wir noch keinen erlebt.“

Wir trugen den jungen Mann ſchweigend nach dem Wagen und betteten ihn ſo ſanft als möglich in den Kiſſen des Rückſitzes. Ferdinand — dies war, wie ich ſpäter erfuhr, der Name des Andern — ſetzte ſich auf einen der Vorderplätze.

„Wollen Sie uns begleiten?“ fragte er freundlich. „Ich bringe meinen Bruder nur zu Bette und überlaſſe ihn dann der Fürſorge der alten Margherita, unſerer Hausdienerin. Wir können uns dann bei einem Glaſe Wein von den Anſtrengungen dieſer traurigen Minuten erholen.“

Ich hatte nichts Beſſeres vor, und da der junge Mann mir gefiel, ſo ſagte ich mit Vergnügen Ja, und nahm ohne weitere Umſtände an ſeiner Seite Platz.

Wir fuhren langſam die Anhöhe hinab und durch die Porta Romana in die Stadt ein. Nach fünf Minuten paſſirten wir den Arno und machten ſchließlich vor einem hübſchen dreiſtöckigen Hauſe an einem der nördlichen Quais,

unweit des Ponte Vecchio Halt. Wir hatten unterwegs nur wenige Worte gewechſelt, und auch dieſe betrafen nur gleichgiltige Dinge. Ferdinand ſchien in Gedanken verſunken, und ich mochte das Gewebe ſeiner Ideen nicht unterbrechen.

Eine große Menge neugieriger Sonntagsbummler umringte uns, als wir jetzt den zum Sterben abgematteten Gotthold aus der Karroſſe hoben. Ein Zug von Unwillen prägte ſich auf dem ernſten Antlitz meines Begleiters aus. In barſchem Tone forderte er das Publikum auf, Platz zu machen. Wir trugen den Kranken in ein freundliches Parterrezimmer. Ferdinand erſuchte mich, im anſtoßenden Gemach auf ihn zu warten. Ich ſetzte mich auf einen Lehnſtuhl und faltete die Hände müßig auf der Bruſt. Ich befand mich augenſcheinlich im „Salon“ der beiden Brüder, der gleichzeitig dem Aelteren als Arbeitszimmer dienen mochte. Dafür ſprachen wenigſtens die Bücher und Briefſchaften, die in maleriſcher Unordnung auf einem der Tiſche lagen.

Inzwiſchen hörte ich im Vordergemach die trippelnde Geſchäftigkeit einer Alten, die in emſiger Haſt auf- und abpantoffelte, während ein dumpfer, klagender Ton, der von Zeit zu Zeit herüberſcholl, deutlich verrieth, daß Gotthold noch immer an den Nachwehen ſeines Krampfes litt.

Nach Verlauf einer Viertelſtunde öffnete ſich die Thüre. Ferdinand trat ein. Er ſah blaß aus, — bläſſer noch als zuvor. Seine Lippen kräuſelten ſich zu einem erzwungenen Lächeln.

„Er ſchläft“, ſagte er.

„Um ſo beſſer“, entgegnete ich; „der Schlaf iſt der beſte Arzt . . .“

Ferdinand blickte ſinnend vor ſich hin.

„Jetzt, nachdem das vorüber iſt“, ſagte er nach einer Weile, „geſtatten Sie mir, daß ich nachträglich einer Form genüge, die ich unter den vorwaltenden Umſtänden vernach-

läſſigen mußte . . . oder wenigſtens durfte. Erlauben Sie mir, daß ich mich Ihnen vorſtelle. Ich heiße Ferdinand G.....r, und bin meines Zeichens Doctor der Philoſophie. Der arme Junge da drinnen iſt mein jüngerer Bruder Gotthold . . . Er war bis vor Kurzem Kaufmann in Paris . . ."

Er ſeufzte . . .

Ich nannte ihm meinen Namen.

„In Paris?" fragte ich dann, an den Schluß ſeiner Rede anknüpfend. „So haben Sie am Ende gar die Schreckniſſe der jüngſten Epoche in dieſer modernen Babel miterlebt . . .? Denn ich ſetze voraus, daß Sie ſchon ſeit längerer Zeit mit Ihrem Herrn Bruder zuſammenwohnen . . .?"

Ein ſchmerzlicher Zug ſpielte wie Wetterleuchten auf ſeinem bleichen Antlitz.

„Sie ſetzen voraus", ſagte er, „daß eine Krankheit, wie die meines Bruders, nicht erſt ſeit wenigen Wochen datiren kann, und da Sie mich jetzt als ſeinen Begleiter ſehen . . ."

Er brach ab.

„Kommen Sie", ſprach er in feſterer Haltung, „unſer Geſpräch könnte ihn wecken! Laſſen Sie uns in die erſte beſte Oſteria gehen, dann ſollen Sie hören, was Sie wiſſen wollen. Die Geſchichte meines unglücklichen Bruders iſt traurig, unſäglich traurig, und wenn ich auch nicht erwarten kann, daß Sie nach ſo flüchtiger, kurzer Bekanntſchaft bereits ein tieferes Intereſſe an uns nehmen, ſo werden Sie dem Schickſal des armen Jungen Ihre Theilnahme doch ſchwerlich verſagen können."

Er ergriff ſeinen Hut. Langſam und lautlos durchſchritten wir das Gemach, in welchem Gotthold jetzt ruhig ſchlummerte. Die alte Margherita, die ihm zu Häupten ſaß, legte ſorgfältig den Finger auf ihren Mund, wie um uns Stille zu gebieten.

Wir wandelten den Lung Arno entlang, und bogen im Portico degli Uffizi ein. Ferdinand hatte ſeinen Arm in den meinen gelegt; es war als müſſe es ſo ſein. Wir wechſelten keine Silbe. Auf der Piazza della Signoria blieb er ſtehen. Der alterthümliche Thurm des Palazzo Vecchio funkelte im letzten Purpur der ſcheidenden Sonne. Unten auf dem Platze, und vor Allem in der Loggia dei Lanzi, jener berühmten ſteinernen Halle mit den Bildwerken Fedi's und Giovanni da Bologna's, begann es zu dämmern.

„Sehen Sie die Sabinerin", ſagte Ferdinand, „wie verzweifelt ſie ſich in den Armen ihres römiſchen Entführers windet! Sie läßt vielleicht ihr ganzes Lebensglück hinter ſich, einen Gatten, ein geliebtes Kind, oder einen angebeteten Bräutigam: aber das Fatum iſt unerbittlich. Mit ehernen Griffen hält der Barbar ſeinen Raub umſchlungen: was kümmert ihn die Qual eines zertretenen Herzens . . .?"

Er ſchien einen Augenblick heftig bewegt. Seine Stimme bebte; er preßte die Hand feſt auf meinen Arm.

„Und doch", fuhr er nach einer Weile fort, „wie berechtigt iſt eine Unthat, die der Eigennutz dictirt, im Vergleich mit dem Frevel, der aus der giftigen Quelle der elenden Rachſucht, des Neides, der Bosheit, der niederträchtigen Wuth fließt; zumal wenn dieſe gemeinſten aller menſchlichen Inſtinkte ihre verruchten Finger an unſchuldige, wehrloſe Opfer legen! Wahrlich, der Bandit, der um des ſchnöden Goldes willen einen Mord begeht, ſteht in meinen Augen hoch über dem erbärmlichen Feigling, der im Aerger über einen erlittenen Schaden ein Kind mißhandelt!"

Ich erwiderte Nichts. Schweigend eilten wir über die Piazza. Wenige Minuten ſpäter ſaßen wir in einer der berühmteſten Oſterien der Via Calzajoli. Der Wirth ſetzte uns einen „Fiasco" vor. Nachdenklich goß

Ferdinand den purpurnen Rebensaft in die großen Kelchgläser.

„So", sagte er, „und nun lassen Sie uns auf den baldigen Fall der französischen Hauptstadt anstoßen!"

Seine Augen leuchteten wild auf; aber rasch nahm sein Antlitz wieder jenen sinnenden, träumerischen Ausdruck an, der zwar kein unheilbares Leiden der Seele verrieth, aber doch unendlich wehmüthig stimmte.

„Sie fragten mich", hub er nach einer Weile an, „ob wir die Schreckenstage der Pariser Pöbelwirthschaft noch miterlebt hätten . . . Rufen Sie sich die traurige Gestalt meines unglücklichen Bruders in's Gedächtniß, und betrachten Sie ihn als Antwort auf Ihre Frage. — Gotthold ist einer von den vielen Tausenden, die dieses nichswürdige Volk auf dem Gewissen hat: aber ich glaube, unter den vielen Tausenden sind nur wenige Fälle zu finden, in denen das Verhängniß so grausam wüthete, als gegen ihn und sein Lebensglück . . ."

Ich machte eine stumme Bewegung der Theilnahme.

„Rücken Sie näher her zu mir. Es widerstrebt mir, von diesen Ereignissen mit lauter Stimme zu reden."

Als ich diesem Wunsche entsprochen hatte, hub er ungefähr folgendermaßen an:

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß Gotthold seines Zeichens Kaufmann ist. Er war vier oder fünf Jahre lang in einem der hervorragendsten Häuser der französischen Metropole thätig. Zu Anfang dieses Jahres sah er sich in der angenehmen Lage, sich selbstständig zu etabliren . . .

Es ist nicht überflüssig, Ihnen ein Bild von Gotthold's Charakter zu entwerfen. Ohne auffallend begabt zu sein, vereinigt, — oder vereinigte — er alle Eigenschaften, die man von einem tüchtigen Geschäftsmann erwarten darf. Pünktlich bis zur Pedanterie, von eisernem Fleiß, treu und ehrlich wie Gold, besaß er eben so gründliche als umfassende Kenntnisse. Im Privatverkehr konnte man sich

keinen liebenswürdigeren Menschen denken, als unseren Gotthold. Seine Gefälligkeit grenzte fast an jene Gutmüthigkeit, die das große Publikum nur beschränkten Geistern zuschreibt. Die Anmuth seiner Manieren, sein bescheidenes, anspruchloses Wesen, seine erprobte Geradheit und Aufrichtigkeit machten ihn zum Lieblinge Aller, die ihn kannten. Was mich betrifft, so war mein Verhältniß zu ihm das schönste und erfreulichste von der Welt. Ich befand mich seit zwei Jahren in Paris, wo ich auf der Bibliothek arbeitete. So verschiedenartig unsere beiderseitige Thätigkeit war, so vollkommen harmonirten unsere Charaktere. Nie habe ich an Gotthold jene geschäftsmännische Geringschätzung gelehrter Forschungen bemerkt, die uns so häufig den Umgang mit Kaufleuten unerquicklich macht. Er gestand wol zu Zeiten mit einem liebenswürdigen Lächeln zu, meine griechischen Palimpseste seien ihm böhmische Dörfer: aber stets betrachtete er meine Studien mit einer Art von heiliger Scheu, die etwas unendlich Rührendes hatte. Die Einfachheit seiner äußeren Lebensweise war musterhaft zu nennen. Wenn er seine Bureaux verließ, speisten wir zusammen in einem bescheidenen Etablissement der Mont-martre-Straße. Abends besuchten wir zuweilen das Theater, zumal die Oper; das war der einzige Luxus, den er sich gestattete. — Während ich das ernste Schauspiel und die bildenden Künste vorzog, schwärmte er für Musik. Auf seinem Pianino konnte er oft bis tief in die Nacht hinein die Meisterwerke der deutschen Tondichter interpretiren . . .

„Ich habe genug gesagt. Sie sind hinlänglich Menschenkenner, um sich an den fünf Fingern abzuzählen, daß ein Jüngling wie Gotthold dem politischen Tagestreiben fern stehen mußte, selbst wenn er nicht in einem fremden Staate, sondern daheim gelebt hätte, wo er die Rechte eines Bürgers genoß . . .

„Wir erfreuten uns nicht gerade einer besonders zahl-

reichen Bekanntſchaft. Doch gingen wir bei dem früheren Prinzipal Gotthold's noch immer aus und ein.

„Es war im März dieſes Jahres, als ‚Monſieur l'Ours', wie mein Bruder den alten Herrn ſeines mürriſchen Weſens halber zu nennen liebte, uns zu einem glänzenden Balle lud. — Monſieur l'Ours war ein Deutſcher. Er verſammelte auf ſeinen Feſten die Elite der deutſchen Kolonie. Wir machten alſo ſorgfältig Toilette, und trafen gerade ſpät genug ein, um einer langen Begrüßung des Wirthes überhoben zu ſein. Sofort faßten wir in einer Niſche Poſto und ließen die hin- und wider wogende Geſellſchaft Revue paſſiren.

„Ein junges Mädchen in roſarother Robe feſſelte meine Aufmerkſamkeit. Sie war bildſchön; ich ſuche vergeblich nach einem andern Ausdrucke, um Ihnen von dem Reiz dieſer lieblichen Erſcheinung einen Begriff zu geben. Schön wie ein Bild, ſage ich, denn die Kunſt des Malers idealiſirt, ſie faßt das Fragmentariſche in vollendeter Harmonie zuſammen. So ſchien auch aus dieſem Antlitz alles Störende, Zufällige getilgt; nur das Vollgültige, Ewige war geblieben. Die Sprache behauptet nicht zu viel, wenn ſie ſolche Weſen Engel nennt, wenn auch die Briefſteller für Liebende das Wort profanirt haben . . ."

Er hielt einen Augenblick inne. Seine Stimme hatte während der letzten Secunden gezittert. Er ergriff das Glas und leerte es auf Einen Zug.

„Sie war alſo himmliſch", fuhr er fort, „und doch wieder ſo irdiſch, ſo lebensfriſch, ſo warm, daß ich an mich halten mußte, um meinem Entzücken nicht durch einen lauten Jubelſchrei Luft zu machen.

„‚Gotthold', ſagte ich, indem ich ihn leiſe am Arm ſtieß; ‚Gotthold, ſieh dort hin . . . Welch unvergleichliches Geſchöpf!'

„Gotthold hörte nicht. — Er ſtand da wie ein armer Sünder vor dem ſtrafenden Blicke des Heilandes. Hatte

die überraſchende Erſcheinung mich in eine Art künſtleriſcher Ekſtaſe verſetzt, ſo mußte ſie auf Gotthold's ſtilleres Gemüth einen noch tieferen, unmittelbareren Eindruck gemacht haben, denn der gute Junge ward blaß und roth und roth und blaß wie ein Kind. Ich, der mehr reflectirende, kritiſche Geiſt, vermochte ſelbſt vor einer Erſcheinung, die alle Sinne zu beſtricken ſchien, eine gewiſſe Freiheit zu bewahren. Gotthold dagegen, der nie ſeine Empfindungen zergliedert hatte, war mit Einem Schlage gefangen, ohne daß er nur den Verſuch gewagt hätte, ſich zu ſträuben.

„Das reizende Mädchen hieß Emilie B . . . y. Sie war die einzige Tochter eines hervorragenden deutſchen Journaliſten, — des Pariſer Correſpondenten der ****Zeitung . . .

„Ich darf Ihnen die weiteren Details dieſes Liebesromans erſparen. — Wir ließen uns der jungen Dame vorſtellen, wozu Gotthold ſich erſt nach langem Zögern zu verſtehen vermochte. Er tanzte an ihrer Seite die Quadrille; ſie vollendete durch den beſtrickenden Zauber ihrer Stimme den Reiz ihrer Erſcheinung. Als wir heimkamen, war Gotthold ein anderer Menſch. Er lachte und weinte wie ein Beſeſſener. Ich kannte den ſtillen Jungen von ehedem nicht wieder. Jubelnd fiel er mir um den Hals und küßte mich ſo wild, ſo feurig, wie nur ein Verliebter zu küſſen im Stande iſt.

„Stille Waſſer ſind tief, ſagt das Sprichwort mit Recht. So weit ich um Gotthold's früheres Leben wußte, hatte er nie das gehabt, was die moderne Salonſprache als Primanerliebe bezeichnet. Er galt ſogar bei Einzelnen unſerer Kameraden für einen Weiberfeind. Kalt und gleichgültig nannte er ſich ſelbſt bei jeder Gelegenheit. Um ſo verzehrender ergriff ihn jetzt die unendliche Glut ſeiner erſten gewaltigen Leidenſchaft. Ich habe nie etwas Aehnliches erlebt. Ich hatte geglaubt, einer ſolchen Liebe, wie ſie Gotthold zu Emilien empfand, ſei nur ein Weib fähig;

ſie füllte ſein Weſen ſo vollſtändig aus, ſie ward ſo ganz und gar der Kern ſeiner Exiſtenz, daß ich mich des Gedankens nicht erwehren konnte: dieſes Herz wird den Verluſt ſeines höchſten Kleinods nicht überdauern!

„Doch ich habe Ihnen noch gar nicht geſagt, daß Gotthold Gegenliebe fand. Nach Verlauf eines Vierteljahres hatte Emilie ihr Jawort gegeben: ein glücklicheres Paar war nicht zu denken! — Als ich erkannt hatte, wie es um Gotthold ſtand, war ich natürlich bemüht geweſen, ſeine Abſichten nach Kräften zu fördern. Es konnte mir nicht ſchwer fallen, uns Zutritt in das gaſtfreie Haus des wackeren B . . . ŋ zu verſchaffen. Der greiſe Herr ſchloß bald Freundſchaft mit mir, da unſere beiderſeitigen Anſichten und Neigungen vortrefflich mit einander harmonirten; und während ich ſo den Papa abſorbirte, ſchwatzte mein Bruder mit der holden Emilie über die Zukunft. Sie verlobten ſich am fünften Mai, dem Geburtstage Gotthold's, und der Vater gab bereitwilligſt ſeinen Segen. Im Herbſt ſollte die Hochzeit ſein.

„Emilie liebte ihren Bräutigam zärtlich; und wahrlich, wenn ein Menſch die Liebe dieſes herrlichen Geſchöpfes verdiente, ſo war es mein Bruder. Der gute Junge entfaltete jetzt Talente, die ich ihm nie zugetraut hätte. Er componirte ihr die reizendſten Melodien; ja, ich habe ihn ſtark im Verdacht, dann und wann den Pegaſus beſtiegen zu haben; wenigſtens fand ich einmal auf dem Pulte ein roſafarbenes Billet mit der vielverſprechenden Ueberſchrift: ‚An die Geliebte.‘ Weiter war das Manuſcript nicht gediehen, und ich ſcheute mich, den Frieden ſeines glücklichen Gemüthes durch eine unzarte Frage zu ſtören. Nie war ein Liebhaber ritterlicher als Gotthold. Er hätte im buchſtäblichen Sinne den Handſchuh der Geliebten aus dem Zwinger der reißenden Beſtien heraufgeholt. Und dabei entwickelte er einen Fleiß in ſeinem Geſchäft, der mir geradezu unbegreiflich erſchien. Seine Arbeitskraft war verdoppelt: ich

würde in gleichem Falle nicht im Stande geweſen ſein, eine Feder anzurühren.

„‚Verliebe dich nur erſt einmal ſo recht gründlich‘, gab er mir zu Antwort, als ich ihm eines Tages meine Verwunderung ausdrückte, ‚und du wirſt ſehen, wie unglaublich es unſere Energie beflügelt, wenn wir wiſſen, für wen wir arbeiten!‘

„Er mochte Recht haben, und jedenfalls war ſeine Emilie eines regen Kampfes werth. Ihre geiſtigen Vorzüge entſprachen denen ihres Körpers. Eine feurige Phantaſie war der vorwiegende Zug ihres Charakters. Witzig und ſchalkhaft zum Entzücken, fehlten ihr nicht die gediegeneren Grundlagen einer tüchtigen Bildung, ohne daß ſie indeß im Punkte der Kenntniſſe beſonders excellirt hätte. Ihre Leidenſchaft für die Muſik kannte keine Grenzen, und hier war es, wo die beiden Charaktere der Liebenden ſich am innigſten berührten. Was mich perſönlich an Emilien am meiſten bezauberte, war die reizende Weiblichkeit ihres Weſens und die friſche Lebensfreude, die auf ihrer lieben, hohen Stirne leuchtete.

„Brauche ich Ihnen die roſigen Pläne, die das junge Paar für die Zukunft entwarf, brauche ich Ihnen die funkelnden Hoffnungen zu ſchildern, die jede ihrer Stunden mit einem Schimmer halbgeahnter und doch ſo ungekannter Seligkeit kommender Tage verklärten? Es iſt das alte ſelige Lied, das die Poeten nicht ausſingen. — Genug, Gotthold und Emilie waren glücklich . . . In ſüßer, banger Erwartung ſchlugen ihre Herzen dem Herbſte entgegen, der ſie für immer vereinigen ſollte.

„Da brach wie ein Blitz aus heiterem Himmel das franzöſiſche Kriegsgeheul über unſere ſorgloſen Häupter herein. Der corſikaniſche Deſpot warf unter dem Beifall der ungeheueren Mehrheit ſeines eitlen Volkes dem greiſen Schirmherrn Deutſchlands den Fehdehandſchuh vor die Füße, und ehe man noch recht zu Athem gekommen war,

standen sich die Heere beider Nationen an den Grenzen gegenüber.

„Es war ein harter Schlag für das aufblühende Unternehmen meines Bruders; allein er murrte nicht. Wer fand in dieser Epoche des heiligen deutschen Zornes Zeit, an sein Ich zu denken? Der Schrei der Entrüstung, der auf jeder ehrlichen deutschen Lippe zitterte, verhinderte den Seufzer um die herben materiellen Verluste . . .

„Die Situation der in Paris angesessenen Deutschen war von dem Momente der Kriegserklärung an eine höchst prekäre. Man mußte entweder zu den schamlosesten Verunglimpfungen des deutschen Namens schweigen, oder man setzte sich den mißlichsten Scenen aus.

„Ich machte daher bereits in der letzten Woche des Juli meinem Bruder den Vorschlag, die feindliche Hauptstadt zu verlassen, — zumal ich den Charakter der ‚großen Nation' hinlänglich kannte, um vorauszusehen, daß sich unsere Lage nach dem ersten Siege der deutschen Waffen in's Unberechenbare verschlimmern würde. Allein Gotthold versicherte mich, wenn er sein Geschäft jetzt schlösse, so sei er ein ruinirter Mann, — und so blieben wir. — Hundertmal habe ich es bereut, daß ich damals nicht energischer aufgetreten bin! Es war mir, als läge die Zukunft wie ein Buch vor mir aufgeschlagen. Ich wußte, daß der frevelhafte Uebermuth dieser Cancantänzer blutig gezüchtigt werden würde: ich ahnte es, daß die schamlosen Wichte ihre Wuth an den friedlichen Opfern auslassen würden, die bisher arglos in ihrer Mitte gewohnt und so unendlich viel zur Hebung ihres Nationalwohlstandes beigetragen hatten. Wir gehörten freilich nicht zu Frankreichs officiellen Feinden; unsere Familie wohnt in Salzburg, und Niemand dachte daran, daß Oesterreich sich den deutschen Alliirten anschließen würde: allein ich war lange genug in Paris gewesen, um über die geographischen Begriffe der Franzosen im Reinen zu sein; auch hätte ich es zum Mindesten als eine

Beleidigung betrachtet, wäre mir zugemuthet worden, unter der Firma eines Nicht-Deutſchen um wälſche Duldung zu bitten.

„Mein Bruder alſo beſtand darauf, zu bleiben. ‚Was haben wir zu fürchten?‘ ſagte er. ‚Iſt nicht Fürſt Metternich da?‘

„‚Sehr wohl‘, ſagte ich; ‚aber Fürſt Metternich wird uns, wenn es Noth thut, ſehr wenig nützen.‘

„‚Du ſiehſt zu ſchwarz, lieber Bruder!‘ entgegnete Gotthold lächelnd; ‚was kann man uns anhaben? — Unſere Sympathien ſtehen uns nicht an der Stirne geſchrieben; und wer weiß? vielleicht kommt es ſchneller zum Frieden, als es den Anſchein hat. Wenn ich reiſe, ſo ſetze ich Alles aufs Spiel; wenn ich bleibe, ſo habe ich ſchlimmſten Falls die Ausſicht, ein paar unangenehme Auftritte mit irgend einem verrückten Chauviniſten zu beſtehen .... So lange Emiliens Vater hier bleibt, wollen auch wir bleiben.‘

„Kurz und gut: wir blieben. Ich mochte natürlich den jüngeren und, wie ich wol ſagen darf, in mancher Beziehung unerfahreneren Bruder nicht allein laſſen.

„Im Anfang ging die Sache auch ganz erträglich. Die Rundzüge durch die Straßen und Boulevards mit dem ſtupiden Geſchrei ‚A Berlin! à Berlin!‘ ekelten mich zwar ſo herzlich an, daß ich mich mehrmals verſucht fühlte, einem der lauteſten Spitzbuben die Fauſt ins Geſicht zu legen: allein ich bedachte zur rechten Zeit meine Lage und begnügte mich mit einem verächtlichen Achſelzucken. Im Uebrigen blieben wir unbeläſtigt, abgeſehen von den Schimpfwörtern, mit denen uns der Pöbel dann und wann bombardirte, wenn wir es gewagt hatten, auf offener Straße Deutſch zu ſprechen.

„Gotthold lebte zurückgezogener als je. Begreiflicher Weiſe fehlte uns die Luſt, den Schauſtellungen der franzöſiſchen Bühnen zu einer Zeit anzuwohnen, da vielleicht Tauſende unſerer Brüder unter den franzöſiſchen Kugeln

bluteten. Unsere Erholungen nach den Arbeiten des Tages beschränkten sich daher auf einen Spaziergang nach den Anhöhen von Chaumont, diesem Lieblingsplatze Emiliens.

„Die Schlacht von Weißenburg war geschlagen. — Die Aufregung, welche sich des Pariser Pöbels bemächtigt hatte, glich dem dumpfen Gebrause der hohlgehenden See. Brüllende Rotten durchzogen die Straßen und stießen wilde Verwünschungen gegen die ‚frechen Barbaren' aus, die es gewagt hatten, sich nicht sofort von den Afrikanern Mac Mahon's besiegen zu lassen. Mir schwoll das Herz vor unsäglicher Freude bei dem Anblick dieser durchgreifenden Wirkung der deutschen Waffenthat! So mußte es kommen! Nicht nur der Krieg mußte von Deutschland gewonnen werden, sondern auch die erste bedeutende Schlacht! Ha, das gohr in den giftgeschwollenen Gemüthern! Herrlich, herrlich!

„In dieser Stimmung schritten wir, Gotthold, Emilie und ich, eines Tages unserm gewohnten Ziele, den prächtigen Buttes Chaumont zu.

„Emilie war fast übermüthig. Sie scherzte und lachte so keck und frisch in die blaue Abendluft hinein, daß ich fast besorgte, das Publikum, dessen wogende Schaaren mit finsteren Gesichtern um uns herum braudeten, möge die Ursache dieser Lustigkeit ahnen und unangenehm werden. Aber er stand ihr so reizend, dieser naive Patriotismus, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, sie auf meine Bedenklichkeiten aufmerksam zu machen. Auch schienen die Leute sich in der That wenig um uns zu kümmern.

„Da plötzlich, als wir eben das Boulevard von Belleville betraten, schlug ein Geheul an unser Ohr, wie ich es nie zuvor vernommen hatte. Es war, als ob ein Rudel hungriger Wölfe daher gefegt käme, so wild und widerwärtig wälzte es sich die breite Allee entlang.

„In gewissen Stadtvierteln war des Morgens geflaggt

worden. Eine angebliche Siegesnachricht hatte den üblen Eindruck der Weißenburger Affaire größtentheils verwischt.

Wir unsererseits glaubten keine Secunde an ihre Begründung. Der erste Triumph der deutschen Heere hatte uns mit einem fast blind zu nennenden Vertrauen erfüllt, und überdieß kannten wir das zweite Kaiserreich hinlänglich, um zu wissen, was von seiner Wahrheitsliebe zu halten sei.

„Das Wuthgeheul, das uns jetzt entgegenbrauste, schien unsere Ansicht zu bestätigen.

„Verrath! Verrath! erscholl es jetzt von allen Seiten. Tod den preußischen Spionen! Sie haben uns den Feldzugsplan gestohlen! Nieder mit den Preußen! à bas Bismarck!

„Es war eine etwa tausend Mann starke Schaar Ouvriers, in blauen und weißen Blousen, die auf diese Weise ihren gepreßten Empfindungen Luft machten. Aber auch eine nicht unbeträchtliche Anzahl wohlgekleideter Personen hatte sich der Demonstration angeschlossen.

„Derartige Rufe und Redensarten waren nun zwar schon bei anderen Gelegenheiten gehört worden; allein die sichtbare Steigerung, die diesem neuen Wuthausbruch eigenthümlich war, legte die Vermuthung nahe, es müsse etwas Außergewöhnliches vorgefallen sein.

„Jetzt waren wir von der heulenden Rotte so gut wie umringt. Wir verhielten uns so still und gleichgültig, daß man uns unmöglich das fieberhafte Interesse, welches wir an dem ganzen Zwischenfalle nahmen, anzusehen vermochte.

„‚Was ist denn los?' fragte ein beleibter Bourgeois, der in diesem Augenblicke herbeieilte . . .

„‚Verrath! Niederträchtiger Verrath!' antworteten ihm zwei, drei Stimmen zugleich. ‚Ein verdammter Börsenjobber hat uns heute Morgen vorgeschwindelt, unsere Armee habe 25,000 Preußen sammt dem Kronprinzen gefangen genommen, und nun kommt die unglaubliche Nach-

richt, daß Mac Mahon eine Schlacht verloren hat; daß unſere Armee auf dem Rückzug begriffen iſt; daß dieſe frechen Pruſſiens avanciren! . . . Hol' ſie der Teufel, die verruchten Spitzbuben! . . .'

„‚Unmöglich!' ſchrie ein Anderer, der gleichfalls herzugekommen war, um ſich von der Urſache der allgemeinen Aufregung zu überzeugen; ‚unmöglich, ſage ich Euch! Mac Mahon ſollte ſich von dieſen armſeligen Hungerleidern zurückwerfen laſſen! Pah, das macht einem Narren weis.'

„‚Wahr bleibt wahr', rief ein Ouvrier; ‚da nützt alles Zweifeln und Läugnen nichts. Aber wem verdanken wir dieſe Schlappe? Niemand Anderem, als den vermaledeiten Spionen. Die Pruſſiens haben ihre Kundſchafter überall zu Dutzenden ſitzen! Wenn dieſe Schleicher unſeren Generälen nicht den Angriffsplan aus der Taſche geſtohlen hätten, ſo ſtünden wir heute vor Mainz und morgen in Berlin! Aber ſo kommen ſie, ehe wir eine Ahnung haben, in ungeheurer Uebermacht darauf losmarſchirt, und greifen uns an! Sie wußten eben, daß da bei Wörth nur ein paar Regimenter ſtanden, weil's ihnen die Spione verrathen hatten! Flugs ſind ſie da und putzen ſie weg! Aber wartet nur, wir wollen's ihnen eintränken! Nieder mit den Spionen! A bas Bismarck!'

„Er hatte kaum ausgeredet, als etwa zwanzig Schritte abſeits ein gelles Jammergeſchrei erſcholl.

„Der Pöbel hatte einen Unglücklichen, der ſo unvorſichtig geweſen war, den Mund zu öffnen und auf dieſe Weiſe ſeine deutſche Abkunft zu verrathen, beim Kragen gepackt, und unter den Rufen: ‚Ein Spion! Auf ihn! Schlagt den Hund todt!' zu Boden geworfen.

„Fauſtſchläge und Fußtritte hagelten auf den Beklagenswerthen nieder. Kein Poliziſt war in der Nähe; keine Stimme erhob ſich zu Gunſten des Mißhandelten. In wenigen Minuten konnte er eine Leiche ſein.

„Gotthold ſprach ausgezeichnet Franzöſiſch. Er brauchte

nicht zu fürchten, daß man ihn als Ausländer erkennen würde. Sein Entschluß war rasch gefaßt. Mit einer Energie, die ich ihm nie zugetraut hätte, drängte er sich durch die wüthenden Volksmassen, Emilien mir überlassend. Drei, vier Secunden später stand er an der Seite des wimmernden Opfers.

„Laissez cet homme-là, s'il vous plaît', sagte er in höflichem, aber festem Tone. ‚Wenn er wirklich ein Spion ist, so wird er der gerechten Strafe nicht entgehen; aber es ist einer großen Nation unwürdig, einen wehrlosen Menschen auf einen bloßen Verdacht hin zu mißhandeln!!'

„Das sichere, ruhige Wesen Gottholds schien den Leuten zu imponiren. Sie traten zurück, und der Unglückliche konnte sich erheben.

„Er bot einen entsetzlichen Anblick. Sein Gesicht war blutüberströmt. Unter dem linken Auge klaffte eine breite Wunde, die von einem scharf beschlagenen Absatz herzurühren schien. Seine Kleider hingen in Fetzen um seinen zitternden Körper.

„‚Ich danke Ihnen, mein Herr', stammelte er in gebrochenem Französisch; ‚möge es Ihnen Gott vergelten.'

„‚Nach der Wache!' riefen die Blousenmänner; ‚es muß ihm wenigstens der Proceß gemacht werden. Er ist ein Preuße!'

„Gotthold versuchte nochmals sich ins Mittel zu legen. Ich war mit Emilien so weit als möglich abseits getreten. Sie war nicht zu bewegen gewesen, ohne Gotthold weiter zu gehen. Jetzt sahen wir, wie der brave Junge sich von Neuem bemühte, seinen Schützling aus den Händen seiner Peiniger zu befreien.

„‚Aber was hat dieser Mensch gethan?' fragte er mit erhobener Stimme, während sein Antlitz in edlem Feuer glühte. ‚Welche Beweise, oder welche Vermuthungen geben Euch ein Recht, ihn seiner Freiheit zu berauben? Was

kann er dafür, wenn Frankreich mit Preußen im Krieg liegt?'

„‚Was will denn eigentlich der verdammte Berliner?' ließ ſich jetzt eine Stimme vernehmen. ‚Die Kerle ſtecken unter Einer Decke, ſage ich Euch! Ich kenne dieſen Herrn: er iſt ſeit einem halben Jahre mein Nachbar, und eben ſo gut ein Preuße, als der Burſche, zu deſſen Advokaten er ſich aufgeworfen hat!'

„Gotthold erbleichte. Er erkannte einen jungen Arbeiter, der mit ihm daſſelbe Haus bewohnte. Er hatte dem niederträchtigen Geſellen mehr als eine Gefälligkeit erwieſen; ja, der Undankbare ſchuldete ihm noch ein Darlehen von fünfzig Franken, das ihn aus einer peinlichen Verlegenheit geriſſen hatte! Aber vielleicht war es gerade dieſer Umſtand, der den edlen Franzoſen bewog, ſeinen Gönner zu verrathen. Wer machte nicht gerne einen Gläubiger unſchädlich! Das vorige Jahrhundert bediente ſich zu dieſem Zwecke der Verhaftsbriefe: das Jahr 1870 benutzte das Mittel der Spionenriecherei!

„‚Wie? was? er iſt ein Preuße?' heulten die Ouvriers in wildem Durcheinander. ‚Er hat uns betrogen! Schlagt ihn zu Boden! Er iſt ein Spion! A bas les Prussiens!'

„‚Er lügt!' rief Gotthold ſo laut er konnte. ‚Wenn es denn in Euren Augen ein Verbrechen iſt, ein Preuße zu ſein, wenn die Garantieen, die Eure Regierung gegeben hat, eitel Wind ſind, ſo kann ich Euch mit gutem Gewiſſen verſichern, daß ich von dieſen Mißſtänden nicht betroffen werde. Ich bin Oeſterreicher!'

„‚Glaubt ihm nicht!' ſchrie der junge Arbeiter; ‚glaubt ihm keine Silbe! Ich habe ihn hundertmal preußiſch ſprechen hören, und ſeht Ihr, die dort (er deutete auf Emilien), die dort iſt ſeine Braut, ebenfalls eine Preußin, und der neben ihr, das iſt ſein Bruder. Ich kenne ſie alle wie meine Rocktaſche!'

„Gotthold machte den Verſuch, ſich durchzudrängen. Emilie ward blaß wie der Kalk an der Wand. Ich klammerte meine Hand krampfhaft um den Griff meines maſſiven Stockes.

„Gotthold's Abſichten wurden alsbald von der brüllenden Menge vereitelt. Ich war rathlos. Konnte ich Emilien inmitten dieſes Tumultes allein laſſen? Unmöglich! Mußte ich nicht meinem Bruder, deſſen Lage immer kritiſcher wurde, zu Hilfe eilen?

„Es blieb mir nicht lange Zeit zur Wahl. Mit den Rufen: ‚Ueberall Spione! Wir ſind verrathen! Schlagt ſie todt!‘ ſtürzte ein Theil der aufgeregten Maſſe auf die Stelle zu, wo ich mit Emilien in bangſter Erwartung ſtand. Ich hörte noch, wie Gotthold dem ſchnöden Angeber ein Wort der Entrüſtung zudonnerte. Dann ward der Lärm zu betäubend, zu ſinnverwirrend, als daß ich etwas Zuſammenhängendes hätte verſtehen können.

„Der Moment war entſetzlich. Zwanzig drohende Fäuſte ſtemmten ſich mir entgegen. Ich wollte ſprechen. Man ließ mich nicht zum Wort kommen. Ich war wie betäubt. Ein Steinwurf, der die zitternde Emilie an die Stirne traf, brachte mich zur Beſinnung. Den Stock verkehrt ſchwingend, ſo daß der mit Blei ausgegoſſene Knopf eine furchtbare Waffe abgab, forderte ich mit vor Wuth bebender Stimme die Nächſtſtehenden auf, Platz zu machen. Das Bewußtſein der Gefahr und der Zorn über die Mißhandlung des engelgleichen Weſens an meiner Seite lieh mir Rieſenkräfte. Als meine Aufforderung fruchtlos blieb, ſchlug ich blindlings darauf los. Die Wirkung war beiſpiellos. Heulend wich die Rotte, die außer ihren Fäuſten und einigen ſchlechten Taſchenmeſſern keine Waffe hatte, zurück. Zwei oder Drei von ihnen wanden ſich am Boden. Aber wenige Secunden ſpäter fiel mir einer der Muthigſten von der Seite her in den Arm. Im Nu war ich gepackt. Ich ſah nur noch, wie Emilie in Ohnmacht

ſank, wie ſich zwei brutale Fäuſte nach ihr ausſtreckten, dann ſchwand mir die Beſinnung.

„Ich erwachte in einer Apotheke. Um mich herum ſtanden drei Poliziſten: ich war verhaftet. Neben mir auf einer Bahre lag Gotthold. Er blutete aus mehreren Wunden, von denen zum Glück — oder vielleicht zum Unglück — keine gefährlich war. Auch er war von Stadtſergeanten umringt.

„Mein erſter Gedanke war Emilie. Außer einem heftigen Schlag auf den Kopf, von deſſen Wucht mir noch das Gehirn ſchwirrte, ſchien ich nichts Ernſtliches abbekommen zu haben. Die Sicherheitsmannſchaften mußten im rechten Moment eingeſchritten ſein. Aber wo war Emilie?

„‚Wo iſt Emilie?‘ fragte auch Gotthold mit bebender Stimme.

„Niemand wußte die gewünſchte Auskunft zu ertheilen. Die Sergeanten hatten ſich nur um uns bekümmert. Was ſonſt noch vorgefallen war, wußten ſie nicht.

„Meine Angſt ſtieg mit jeder Minute. Gotthold zuckte krampfhaft zuſammen. Ein dumpfes Stöhnen wand ſich aus ſeiner qualgepreßten Bruſt los. Dann verließ ihn das Bewußtſein.

„Man brachte uns nach dem nächſten Polizeipoſten, Jeden in ein beſonderes Gewahrſam. Vier Tage, troſtloſer, peinvoller, als ich ſie zu ſchildern vermöchte, und wenn ich ſelbſt dem düſtern Höllengedichte des großen Florentiners die Farben abborgen wollte, verlebten wir in einem Kerker, wie man ihn ſonſt nur den ſchwerſten Verbrechern zum Aufenthaltsorte anzuweiſen pflegt. Als Lager diente uns der nackte Fußboden; die ekelhafte Nahrung, die man uns vorſetzte, würde ein Hund verſchmäht haben. Vergeblich proteſtirte ich mit aller mir zu Gebote ſtehenden Energie. Vergeblich verlangte ich Papier und Feder, um an den öſterreichiſchen Botſchafter zu ſchreiben. Man lachte mir

in's Geſicht, oder ſtieß wol gar Drohungen aus, deren Rohheit mir das Blut in die Schläfe trieb.

„Und bei allen dieſen Leiden die nagende Ungewißheit um Emilien! Was konnte aus ihr geworden ſein? Ich hatte geſehen, wie man auf ſie losgeſtürzt war! Wenn man ſie mißhandelt hatte, wie uns? Der Gedanke brachte mich faſt zum Wahnſinn! Und dann, wer vermochte zu ſagen, ob der Steinwurf, der ſie an der Stirne getroffen, nicht gefährlicher war, als es den Anſchein hatte?

„Ich ſchloß während der vier Tage kaum ein Auge. Immer und immer wieder ſchwebte das Bild des lieben, holdſeligen Geſchöpfes vor meinen Blicken. Freilich, ich konnte mir einreden, ſie habe ſich noch zur rechten Zeit einen Ausweg in's Freie gebahnt; ſie ſei heimgeeilt und harre jetzt bei ihrem Vater auf unſere Erlöſung. Aber die Vorſpiegelung wollte nicht haften. Eine düſtere Ahnung legte ſich von Stunde zu Stunde beklemmender um meine Seele. Ich war der Verzweiflung nahe.

„Am fünften Tage überbrachte man uns einen Befehl des Polizeipräfekten, demzufolge wir ‚im Intereſſe der öffentlichen Sicherheit' Paris binnen vierundzwanzig Stunden zu verlaſſen hätten, widrigenfalls man uns gewaltſam über die Grenze transportiren würde.

„Ich fand meinen Bruder in einem bejammernswerthen Zuſtande. Die erhaltenen Wunden, der Aufenthalt in dem dumpfen Steingewahrſam und vor Allem die marternde Angſt um die Geliebte hatten den Unglücklichen in ein entſetzliches Fieber geſtürzt. Seine Bruſt keuchte, er redete irre.

„Ich ließ ihn nach unſerer Wohnung bringen und eilte alsbald zu dem Vater Emiliens . . .

„Mein Herz hämmerte in wüthender Aufregung, als ich die wohlbekannte Klingel zog.

„Eine alte Dienerin öffnete mir. Als ſie mich er-

blickte, brach ſie in lautes Weinen aus. — Ich wußte genug . . .

„Ich fand den beklagenswerthen B . . . . y mehr todt als lebendig. Er lag ſeit drei Tagen zu Bette. Sein glanzloſes Auge ſtarrte mich an, wie der ſchattenhafte Blick eines Skeletts. — Er erkannte mich nicht. — Der Schlag war zu vernichtend geweſen; er hatte die einſt ſo kräftige Natur des rüſtigen Greiſes vollſtändig zertrümmert. — Der Kampf dauerte noch einige Tage, dann ſchwand die letzte Widerſtandsfähigkeit dahin: B . . . . y ſtarb, ohne auch nur einen Augenblick die volle Klarheit ſeines Bewußtſeins erlangt zu haben.

„Und Emilie? Ich ſah ſie nicht wieder . . . . Drüben an den Abhängen des Père Lachaiſe, — da ſchlief die entblätterte Roſe den ewigen Schlaf . . . . Sie war des Tags zuvor beerdigt worden, nachdem ſie, tödtlich an der Stirne verwundet, vierundzwanzig qualvolle Stunden durchwimmert hatte . . . .

„Ein ſiedender, wahnſinniger Schmerz durchzuckte meine Bruſt wie ein brandglühender Blitz. — Das Bild meines verzweifelten Bruders trat mir wie ein blutiges Geſpenſt vor die Seele. Ich mußte mich an die Lehne des nächſten Seſſels halten, um nicht zuſammenzubrechen . . .

„‚Todt, todt!‘ ſtöhnte ich dumpf; ‚das liebſte, ſchönſte, beſte Weſen, die blühende Blume todt, todt!‘ Der Gedanke war zu entſetzlich, als daß ich ihn hätte faſſen können! Ich warf mich zu Boden und weinte wie ein Kind.“

. . . . . Ferdinand hielt einen Augenblick inne. Ich wagte die Flut ſeiner Erinnerungen durch keine Frage zu unterbrechen.

„Indeß“, fuhr er nach einer Weile fort, „es galt, ſich aufzuraffen. Wenn ich nicht Gefahr laufen wollte, auch den Bruder zu verlieren, mußte ich das Ausweiſungsdecret rückgängig zu machen ſuchen. Gotthold war abſolut unfähig, die beſchwerliche Reiſe anzutreten.

„Ich ſchüttelte mein Leid ab, ſo gut es gehen wollte, biß die Zähne zuſammen, wie ein Verwundeter, dem man einen Arm amputirt, und begab mich auf die Polizeipräfectur.

„Ich hoffte wenigſtens einen Aufſchub von einigen Tagen zu erlangen. Ich erbot mich, die betreffenden ärztlichen Zeugniſſe beizubringen. Ich berief mich auf verſchiedene angeſehene Familien, die uns kannten, und gewiß bereit ſein würden, für uns zu bürgen.

„Alle meine Vorſtellungen blieben fruchtlos.

„— Ich wandte mich ſchließlich an die öſterreichiſche Botſchaft — umſonſt! Wir mußten uns dem grauſamen Zwang fügen. — Ich packte in der Eile das Unumgänglichſte zuſammen, traf die erforderlichen Anordnungen betreffs unſerer Wohnung, und reiſte mit dem ſterbenskranken Bruder über die belgiſche Grenze . . .

„Mein Herz blutete bei dem Gedanken, dem armen Opfer einer unerhörten Barbarei das entſetzliche Schickſal, das ihn betroffen hatte, in ſeinem ganzen Umfange mittheilen zu müſſen. — Ich machte mich auf das Schlimmſte gefaßt. Die Wahrheit konnte — ſelbſt wenn er körperlich wieder hergeſtellt war, — ihm den Tod bringen . . .

„Vorläufig mußte ich natürlich darauf bedacht ſein, ihm den Verluſt ſeines theuerſten Kleinods vorzuenthalten. In den lichten Augenblicken, die von Zeit zu Zeit ſein Delirium unterbrachen, erzählte ich ihm ein Märchen . . . Emilie ſei von einigen Offizieren aus dem Getümmel befreit und ungekränkt nach Hauſe geleitet worden . . . Der wackere B . . . . y werde mit ſeiner Tochter bald nachkommen . . . Gotthold möge nur dafür ſorgen, daß er bis dahin vollſtändig geneſen ſei, und dergleichen mehr. — Aber ich mußte ſchlecht lügen, denn er ſchüttelte mit einem unſäglich ſchmerzlichen Lächeln den Kopf, deutete auf die Stirne, und ſagte: ‚Da . . . da hat ſie geblutet . . . ich ſah ſie wanken . . . Sprich, Ferdinand . . . ſie iſt krank?

Warum kömmt ſie nicht zu mir . . .? Geh, wenn du wahr redeſt, wenn ſie lebt, wenn ſie geſund iſt, laß ſie rufen . . . ſage, ich ſterbe . . . ich will ſie ſehen . . .'

„‚Gotthold', ſagte ich dann, ‚ſei verſtändig! . . . Wir ſind hier in Brüſſel . . . Paris iſt weit . . . und dringende Geſchäfte halten den Vater deiner Braut noch für einige Zeit zurück . . .'

„Und nun verfiel er wieder in das labyrinthiſche Gewirre ſeiner Fieberphantaſieen . . . Er lachte und weinte und ſchrie und ſtöhnte und ſang in wildem Durcheinander . . . Seine Erinnerungen und ſeine Hoffnungen verſchmolzen mit den regelloſen Gebilden einer entfeſſelnden Vorſtellungskraft . . . Bald wähnte er ſich in dem verhängnißvollen Tumult auf dem Boulevard von Belleville . . . Er ſah Emilien von der toſenden Rotte umringt . . . Gellend rief er ihren Namen . . . Dann glaubte er ſich im Kerker . . . Er ballte die Fäuſte, wie um an der eiſenbeſchlagenen Thüre zu rütteln . . . Ein wilder Fluch tönte von ſeinen Lippen . . . Aber alsbald ward er ſtille und ſanft . . . ‚Sie haben dir kein Leids gethan?' flüſterte er mit zärtlich bebender Stimme: ‚o, das iſt gut, Mila . . . Die Nacht war lang in der Bleikammer . . . Fort, kommt mir nicht zu nahe! ich bin wahnſinnig . . . weil ich ſo langſam über die Felder gefahren bin . . . und im Kopf ſchlägt die Uhr zwölf . . .'

„Sie können ſich denken, was ich bei dieſen und ähnlichen Phantaſieen, deren ich mich genau bis auf die kleinſte Silbe entſinne, zu leiden hatte. — Hundertmal wünſchte ich mir den Tod, und hundertmal ſagte ich mir, ich müſſe leben um ſeinetwillen!

„Der troſtloſe Zuſtand Gotthold's dauerte neun Tage. Dann trat eine entſchiedene Beſſerung ein. Der Arzt erklärte die Kriſis für glücklich überſtanden; nur bedürfe der Kranke noch wochenlang einer ſorgfältigen Pflege und namentlich der Ruhe in phyſiſcher und ſeeliſcher Beziehung.

„Das war leichter geſagt, als bewerkſtelligt. Kaum fühlte Gotthold die Klarheit ſeines Geiſtes zurückkehren, als er mich mit Fragen beſtürmte, deren jede mir das Herz durchbohrte, wie ein zweiſchneidiges Schwert.

„Warum ſchrieb Emilie nicht? Oder wenn ſie krank war, weshalb ließ uns ihr Vater ohne alle Nachricht? Warum war B . . . y, der doch als Correſpondent eines norddeutſchen Blattes mehr als hundert Andere von der Wuth des franzöſiſchen Pöbels zu fürchten hatte, nicht mit nach Brüſſel gekommen? Wie ſtand es mit unſerer Wohnung? Was hatte ich betreffs des Geſchäftes angeordnet? Wo befanden ſich die Bücher und Briefſchaften? Und immer und immer und immer wieder: Wo war Emilie? War ſie geſund? Lebte ſie noch . . .?

„Ich hatte Mühe, meine wohlgemeinten Erdichtungen aufrecht zu erhalten. ‚Wir erhalten keine Nachricht von ihr,‘ ſagte ich, ‚weil die Correſpondenz nach dem Ausland in Paris durchweg ſuſpendirt iſt. Emilie iſt ganz wohl . . . Der Steinwurf war nicht gefährlich . . . ſie iſt ganz wohl, lieber Gotthold . . .‘

„‚Und woher weißt du das, wenn ſie nicht ſchreiben kann . . .?‘

„‚Ich habe ſie . . . vor unſerer Abreiſe noch geſprochen . . .‘

„Gotthold ſchenkte meinen Verſicherungen nur halben Glauben. — Aber ich durfte ihm um keinen Preis den Schleier lüften. Die Nachwehen des Fiebers mußten erſt vollſtändig überwunden ſein.

„Ich malte mir manchmal die entſetzliche Wirkung meiner demnächſtigen Enthüllungen mit brennenden Farben aus! Ich ſollte dem Unglücklichen erzählen, daß die Meuchelmörder der „heiligen Stadt“ ſeiner angebeteten Braut mit Fußtritten den Kopf zertrümmert hatten, — ich, der Bruder dem Bruder! Ha, wie würde er zuſammenknicken unter der Wucht dieſes tödtlichen Streiches, und wie würde

ich unfähig ſein, ihm beizuſpringen! Der Gedanke quälte mich bei Tag und bei Nacht!

„Endlich kam der unſelige Moment, in welchem die Würfel fallen mußten. — Das furchtbare Unglück konnte dem Betroffenen nicht länger verheimlicht werden. Seine Geneſung war, trotz der fortwährenden Aufregung, die ihn durchwühlte, raſcher von Statten gegangen, als ich erwartet hatte. — Ich mußte ſprechen, ſo ſchwer mir die verzweifelte Aufgabe auch fallen mochte . . . Ich ſprach!

„Gotthold vernahm ſein Schickſal mit jener dumpfen Gelaſſenheit, die den Beobachtenden unheimlicher, geſpenſtiſcher berührt, als der Ausbruch eines ungeſtümen, toſenden Schmerzes.

„‚Ich hab' es gewußt, ich hab' es gewußt!' das war Alles, was er erwiderte.

„Er ſchwankte nach dem Sopha, und ſetzte ſich lautlos in eine Ecke. — Nur das Zucken ſeines bleichen Mundes verrieth, was in ihm vorging.

„‚Gotthold!' ſagte ich, ‚faſſe dich! . . . Sei ein Mann . . . Suche dein Loos zu ertragen . . . Denke an unſere arme, gute Mutter . . .'

„Er ſchien mich nicht zu hören. Ach, ich fühlte nur zu tief, daß es für dieſes namenloſe Weh keinen Troſt gab. Ich ſchwieg und beugte ſeufzend mein Haupt.

„Deſſelbigen Abends hatte ſich Gotthold's körperlicher Zuſtand wieder verſchlimmert. Er mußte mehrere Tage das Bett hüten. — Kein Wort der Klage kam über ſeine Lippen, aber ſeine ſtumme Verzweiflung ſprach nur allzu beredt.

„So vergingen zwei, drei Wochen. — Der Arzt ſchüttelte immer bedenklicher den Kopf.

„Eines Tages nahm er mich bei Seite.

„‚Ich darf Ihnen nicht verheimlichen', ſagte er, ‚daß Ihr Herr Bruder ſich auf dem Wege befindet, wieder ernſtlich krank zu werden. Ich conſtatire ſeit einiger Zeit die

Symptome eines ſich entwickelnden Bruſtleidens, das mir in Verbindung mit der unläugbaren Trübung ſeines pſychiſchen Lebens die größten Beſorgniſſe einflößt. — Wenn ich Ihnen rathen ſoll, ſo packen Sie auf und laſſen ſich bis zu Anfang October am Genfer See nieder, um dann die rauhe Jahreszeit in Italien zu verbringen. Eine ſolche klimatiſche Kur wird, abgeſehen von ihren unmittelbaren Einwirkungen auf den Organismus, den Vortheil haben, das verſtimmte Gemüth Ihres Herrn Bruders zu zerſtreuen und aufzuheitern. Was meinen Sie?'

„Ich erklärte mich ſofort bereit, Alles zu thun, was der Arzt für nöthig erachte. — Ich bat ihn um detaillirte Vorſchriften über die Orte, an denen wir uns aufhalten, über die Lebensweiſe, die der Patient führen ſollte, und mit den erforderlichen Inſtructionen ausgerüſtet reiſten wir am folgenden Tage ab.

„In Montreux verweilten wir nur eine Woche. Ich wollte noch vor Eintritt des eigentlichen Herbſtes die Alpen hinter mir haben. Gotthold — darüber durfte ich mich nicht täuſchen — wurde kränker und kränker. Seine Gemüthsverſtimmung grenzte mitunter an Stumpfſinn. Ich hegte nur noch ſchwache Hoffnungen, aber ich fühlte inſtinctiv, daß dieſe Hoffnungen ſich an das gelobte Land aller Leidenden, an Italien, knüpften.

. . . „Erlaſſen Sie mir die peinvolle Schilderung der reißenden Fortſchritte eines Zuſtandes, den ich bald als unheilbar erkennen mußte! . . .

„Sie haben ihn geſehen, den Unglücklichen, wie die eiſerne Hand ſeiner Qualen ihn ſchüttelte. — Ein Schatten unter Lebendigen wandelnd, ſcheint er ſchon jener unſichtbaren Welt anzugehören, in welche die Geliebte ihm vorangegangen iſt . . . Er ſpricht faſt keine Silbe mehr. In ſeiner Bruſt ſägt und hämmert der Heine'ſche Zimmermann: er zimmert ihm ſeinen Todtenſarg.

„Wenn Sie ihn gekannt hätten, den lebensfrohen, blü-

henden Jungen mit seiner Welt von rosigen Träumen und himmelblauen Hoffnungen; wenn Sie den treuherzigen frischen Glanz dieses Auges geschaut hätten, das jetzt halb gebrochen der letzten Stunde entgegenstarrt: Sie würden mit mir den Urhebern dieses blutigen Verbrechens fluchen, fluchen mit allen Verdammungsformeln der Hölle! . . ."

Er hatte geendet . . .

„Ihre Geschichte ist entsetzlich", sagte ich tief erschüttert . . . „Sie klingt wie eine Reminiscenz vergangener barbarischer Jahrhunderte . . . Wer hätte vor einem halben Jahre geahnt, daß dergleichen in unserem Zeitalter möglich wäre!"

„O!" versetzte er bitter, „das Schicksal meines Bruders ist nur ein Tropfen aus dem Meere des Elends, das diese verabscheuungswürdige Nation über Europa's wackerste Söhne gegossen hat; nur ein Sandkorn am Strande! Wer zählt die Leiden, die allein durch die barbarische Vertreibung der deutschen Kolonisten ausgesä't wurden! Und nun gar die Hunderttausende von Opfern, die auf dem Schlachtfelde gefallen sind! Wahrlich, die Rechnung die wir mit Frankreich auszugleichen haben, ist zu einer schwindelnden Höhe herangewachsen! Nicht das Kaiserreich, nein, das Volk, jeder Einzelne, ist uns für die Schandthaten der letzten Monate verantwortlich! — Die erbärmliche Republik hat das schamlose Geschäft, das unter dem Empire eröffnet wurde, redlich fortgeführt! Die Spionenhetze ward unter den Creaturen Eugeniens nicht energischer betrieben, als unter den Puppen des Vorstadtpöbels. — Gambetta ist um kein Haar besser, als die Männer vom zweiten December . . ."

Ich konnte ihm nicht widersprechen. — In der That, was hatte diese neue Aera, die so viel von Gerechtigkeit und Brüderlichkeit faselte, gethan, um den Mißhandlungen und Vergewaltigungen friedlicher Menschen, die kein anderes Verbrechen begangen, als das, geborene Deutsche zu sein,

auch nur einigermaßen zu steuern? Nichts, absolut Nichts! Kein offizieller Erlaubnißschein vermochte gegen die Rohheiten dieser verthierten Banden zu schirmen. Man flüchtete mit dem Aufenthaltsdocument in der Tasche. Das moderne Frankreich war seit lange gewohnt, seine amtlichen Versprechungen nicht für bindend zu erachten . . .

„Ja", sagte Ferdinand nach einer Pause, „Die Vorgänge in Paris stehen einzig da in der Geschichte aller Zeiten und Völker! Werden die siegreichen deutschen Regierungen die himmelschreienden Frevel ungesühnt lassen? Wer aber kann Verluste ersetzen, wie sie mein Bruder erlitten hat? — Ich gestehe Ihnen, für mich hat das Leben seinen wesentlichsten Reiz eingebüßt . . ."

Er erhob sich und reichte mir schmerzlich lächelnd die Hand.

Wir traten in's Freie. Der Mond schien hell. — Die Zinnen des Palazzo Vecchio strahlten wie Silber. — Die Piazza wimmelte von munteren Spaziergängern.

Schweigend schritten wir durch das bunte, lärmende Treiben, das so wenig zu unseren Gedanken und Empfindungen stimmte. Wir wandelten am Arno entlang und blickten gesenkten Hauptes in die rauschende Flut.

„Gute Nacht!" sagte Ferdinand, als wir an seiner Wohnung angelangt waren. „Ich fürchte, ich habe Ihnen zu viel erzählt . . . Doch sei's darum! Adieu, lieber Freund!"

Die schlanke Gestalt des jungen Mannes verschwand im Halbdunkel des Hausflurs.

* * *

Etwa anderthalb Monate waren seit meiner Begegnung mit den beiden Brüdern verflossen.

Ueber den Ponte-alle-Grazie bewegte sich langsam und feierlich ein Leichenzug.

Ich schritt an der Seite Ferdinand's hinter dem Sarge her . . .

Es war Gotthold, den der Tod von seinen Leiden erlöst hatte.

Auf der Höhe von San Miniato machte der Zug Halt. Drunten im Thale lag das schöne Florenz, — so stolz und herrlich, wie ich es drüben vom Bello Sguardo aus gesehen hatte; aber das Herz, das damals noch in verzweiflungsvollem Kampfe rang, war jetzt stille, wie die See nach dem Sturme . . .

Der Geistliche sprach über der frühen Gruft des Dulders einige wohlgemeinte Worte. Dann ergriff er nach deutscher Art eine Erdscholle und warf sie dem Heimgegangenen als letzten Gruß in die Tiefe nach. Wir Andern, — Ferdinand, die alte Margherita, die Signora, bei der die Brüder gewohnt hatten, zwei oder drei Florentiner Freunde des Verstorbenen, und ich —, folgten seinem Beispiel. — Der Priester faltete die Hände und betete ein kurzes Gebet. Dann war die Ceremonie vorüber. — Man schickte sich zum Gehen an . . .

Ich legte meine Hand in Ferdinand's Arm. — Ich vermochte nicht zu sprechen. Traurig stiegen wir die Stufen mit den hölzernen Kreuzen hinab . . . Traurig überschritten wir die Brücke . . .

Als wir auf dem Lung Arno ankamen, riefen die Zeitungsverkäufer gellend in die klare Luft hinaus:

„Ecco, Signori! Il bombardamento di Parigi!"

Ja, ihr Tapferen! Werft die sündhafte Babel an der Seine in den Staub und rächt die Qualen eurer mißhandelten Brüder!

Ein Rest vom alten Paris.

Die originellen Typen des alten Paris werden von Tag zu Tag seltener. In der winkeligen Romantik der engen Gassen und Gäßchen von ehedem gediehen sie prächtig: vor dem nivellirenden Hammer der Demolition haben sie sich schüchtern zurückgezogen. Fern in den äußersten Faubourgs oder jenseits der Barrièren suchen sie sich vor den zersetzenden Einflüssen der Civilisation zu retten; aber auch hier sind sie nicht mehr völlig sicher, und die Stunde naht, da eine Reihe der interessantesten Straßenfiguren nur noch als Mythus im Munde alter Tanten und Großmütter fortleben wird. Wer kennt z. B. heute noch den Charlatan vom Boulevard du Temple? Wer den Escamoteur vom Bastilleplatz oder den „kühnen Schleuderer" aus den Elysäischen Feldern, der mit wunderbarer Geschicklichkeit ein Zweisousstück gen Himmel warf, um es dann mit seinem zinnernen Becher wieder aufzufangen? Diese Typen sind ganz und gar verschwunden; allerhöchstens taucht noch einmal ein vereinzeltes Exemplar in St. Cloud während des Jahrmarktes, oder an einem sonnigen Sonntagnachmittag in der Nähe der Buttes-Chaumont auf; aber im eigentlichen Paris ist ihre Herrlichkeit verblüht. Andere, wie der „Marchand de chansons", der Balladensänger, der feuerfressende Herkules und ähnliche Gestalten, kommen noch sporadisch in den nordöstlichen Stadttheilen,

oder in der nächsten Umgebung der Notre-Dame-Kathedrale vor. Im Allgemeinen jedoch hat für Paris eine neue Epoche begonnen; die Sündflut des modernen großstädtischen Lebens ist vertilgend über die antediluvianischen Erscheinungen hinweggebrauft und an die Stelle jener ungeleckten Höhlenbären und Mammuthe sind die geschniegelten Thiergeschlechter des siebenten Decenniums getreten. —

Der Sturz des Kaiserreichs hat an diesen Verhältnissen nur wenig geändert. Frankreich ist das Land des periodischen Firmenwechsels; aber ein oft citirtes Wort versichert bekanntlich: Plus cela change et plus c'est absolument la même chose. Der Geist der französischen Gesellschaft bleibt sich trotz aller äußeren Katastrophen im Wesentlichen gleich, just wie die Regierungsmaschine, die ganz nach derselben centralistischen und bureaukratischen Melodie arbeitet, ob nun ein Cäsar, ein König oder ein republikanischer Executiv-Chef den Kessel heizt. Ja, nicht einmal das Einstellen der Engros-Demolitionen kann als eine charakteristische Errungenschaft der Republik bezeichnet werden: bekanntlich wurde die Hausmann'sche Methode schon in den letzten Monaten des sinkenden Kaiserreichs suspendirt. Kurz, wer sich der Meinung hingeben wollte, die verdrängten Straßentypen der alten Lutetia müßten jetzt wieder aus der Peripherie nach dem Centrum strömen und ihre ehemalige bedeutsame Stellung einnehmen, der würde einer colossalen Täuschung unterliegen. Im Gegentheil: die Republik erweist sich diesen unsalonfähigen Gestalten gegenüber noch strenger als das Empire, und hat z. B. die Lumpensammler (Chiffonniers) und die Italienischen Sänger, die unter Bonaparte lustig florirten, auf den Aussterbe-Etat gesetzt.

Zu den wenigen Typen, welche den zerstörenden Einflüssen der letzten Jahrzehnte bis jetzt siegreich widerstanden haben, gehört der Straßenantiquar, oder „Bouquiniste", wie der französische Ausdruck lautet. Nach wie vor gar-

niren diese originellen Käuze mit ihren Bücherkästen die südlichen Seinequais von der Austerlitzbrücke bis zum Pont de Solférino, ohne sich um den Wellenschlag der politischen und socialen Ereignisse zu kümmern. Aber wie lange noch? Der Kelch, der heute an ihnen vorübergegangen ist, kann ihnen morgen verhängnißvoll werden. Bald wird die Galgenfrist abgelaufen sein und der Wanderer, der einst von der St. Michel-Fontaine nach dem Palais Bourbon schreitet, gewahrt dann keine Spur mehr von diesen vernichteten Existenzen! Versuchen wir also ihr Bild noch in der zwölften Stunde festzuhalten.

Fast ausnahmelos ohne die geringste eigentliche Bildung, hat der Pariser Bouquiniste im Laufe der Zeit eine Routine, einen Instinct für seine Waare erlangt, der ans Fabelhafte grenzt. Kein Anerbieten kann ihn consterniren; er kennt die europäische Literatur, ohne sie gelesen zu haben. Offeriren Sie ihm einen Calderon oder einen Puschkin: er taxirt ihn mit mathematischer Genauigkeit. Natürlich versteht es sich, daß er nie mehr als die Hälfte des antiquarischen Werthes zahlt.

Der Straßenantiquar hat zwei Hauptquartiere: die Quais und die Rue des Grès. Uns interessirt nur das erstere: es ist nach allen Richtungen hin bedeutender und origineller. — Wie bereits angedeutet, liefert hier die lange massive Steinmauer, welche das Strombett von der Chaussée trennt, für die endlosen Kastenreihen das Untergestell. Vor diesem permanenten Büchermarkt steht nun von früh bis spät ein neugieriges Publikum, und blättert und stöbert und visitirt nach Herzenslust. Den Meisten fällt es nicht bei, Etwas zu kaufen; allein der Antiquar, als gewiegter Geschäftsmann, läßt sie ruhig gewähren. Er weiß nur zu gut, daß schließlich doch Einer oder der Andere, der absichtslos an die Brüstung tritt, einen willkommenen Fund thut und der Lockung nicht widerstehen kann.

Das Publikum des Bouquinisten setzt sich aus allen

Ständen, Altersclassen und Charakteren zusammen. Hier promenirt der Stutzer, der die Boulevards mit einem Male entsetzlich langweilig findet, und nach Abwechslung dürstet. Hier forscht der Gelehrte stundenlang nach einem literarischen Kleinod. Der Student, der Geistliche, der Arbeiter, die Nähterin und das Waschmädchen stehen hier Seite an Seite und schlagen, je nach ihrem individuellen Geschmack, die „Dames galantes" von Brantôme, oder die Reden Bossuet's, oder den „neuen, untrüglichen Traumdeuter" auf. Entschließt sich dann nach langem Suchen und Blättern Einer zum Kaufen, so beobachte man die Schlauheit, mit welcher der Antiquar die Situation zu berechnen versteht. Betrachten Sie z. B. diesen jungen Menschen mit der hohen Stirn und den leuchtenden Augen. Seit einem Jahre sucht er nach einer seltenen Ausgabe des Gargantua von Rabelais. Jetzt hat er gefunden, was er begehrte. Da liegt sie, die ersehnte Perle, etwas vergriffen und ohne Titelblatt, das ist wahr, aber doch sonst vollständig erhalten. — Wie ein Tiger stürzt er darauf los, und mit einer Stimme, die vor Erregung bebt, fragt er den Bouquinisten: „Was kostet dieses Buch?"

Die naive Seele! Sofort hat der Antiquar seinen Mann erkannt. Das Buch war vielleicht für sechs Franken feil; jetzt fordert er das vierfache. Der junge Mann zahlt und der Bouquiniste, der in diesem Manöver nur einen erlaubten Geschäftsvortheil erblickt, reibt sich vergnügt die Hände.

Wie anders versteht der erfahrene, kaltblütige Philosoph seine Beute zu erobern! Er findet vielleicht in dem Acht-Sous-Kasten ein Opus, das unter Brüdern zwanzig Francs werth ist. Mit gleichgiltiger Miene nimmt er das Ding in die Hand, wendet und dreht es, wirft es wieder hin und fragt dann nachlässig nach dem Preise. „Ah! das ist zu theuer"! ruft er, und handelt von den acht Sous noch einen oder zwei ab. —

Es gibt auf den ſüdlichen Quais eine große Anzahl von Figuren, die jeden Tag, an dem es die Witterung einigermaßen erlaubt, von früh bis ſpät vor den Käſten der Bouquiniſten zubringen, ohne jemals auch nur für einen Franken zu kaufen. Jeder Droſchenkutſcher kennt ſie. Dieſe Leute betrachten die Auslagen der Antiquare gewiſſermaßen wie ein Leſecabinet, bei dem kein Entrée entrichtet wird. Stundenlang ſtehen ſie an einer Stelle, und legen ein Buch nicht eher aus der Hand, als bis ſie auf der letzten Seite angelangt ſind. So traf man z. B. zwiſchen dem Pont-Neuf und der Louvre-Brücke tagtäglich ein Individuum, das ein Deutſcher Gymnaſiallehrer ſein konnte. Er grüßte die Bouquiniſten immer ſehr höflich, und begann dann ſeine regelmäßigen Studien. Um halb zwölf Uhr frühſtückte er in einem nahe gelegenen Reſtaurant. Schlag zwölf Uhr war er wieder auf dem Platze. Erſt mit einbrechender Dunkelheit zog er ſich zurück. Er drückte dann dem Antiquar, vor deſſen Stande er ſich gerade befand, in humanſter Weiſe die Hand, lächelte, und verſchwand in der Rue de la Seine.

Man ſieht, die Bouquiniſten ſind coulante Leute. Während ſie indeß anſcheinend gleichgiltig auf und nieder wandeln, beobachten ſie mit Argusaugen jede Bewegung der blätternden Menge. Die edle Species der Induſtrieritter fehlt nämlich auch hier nicht. Um die Escamotagen dieſer Sekte wirkſamer hindern zu können, beſolden die Antiquare ſeit vielen Jahren eigens angeſtellte „Spaziergänger“, die ſich harmlos unter das Publikum miſchen und den verdächtigen Perſönlichkeiten ſorgfältig auf die Finger ſehen.

Trotz dieſer Vorſichtsmaßregeln verlieren ſie, nach einer Durchſchnittsberechnung, etwas mehr als zwei Procent ihrer Waare durch Diebſtahl.

Die Bücher ſind meiſtens derart vertheilt, daß jeder Kaſten eine beſtimmte Preiskategorie bildet. In Fällen,

wie die oben angedeuteten, fühlt sich der Antiquar durch diese Etiquetten allerdings nicht gebunden; im Allgemeinen wird jedoch wenig gehandelt; man nimmt die Waare und zahlt stillschweigend. Ein sehr beliebter Kniff der Langfinger besteht nun darin: en passant ein Buch aus dem Drei-Frankenkasten in den Achtsous-Kasten wandern zu lassen. Unmittelbar hinter dem Gauner, der dies praktizirt, kommt sein Complice, kauft das Buch und verschwindet im Gedränge. Der Antiquar merkt erst Abends, wenn er seinen Ueberschlag macht, daß er betrogen worden ist und trägt das Deficit in die Rubrik: „Volé“ ein.

Wer die äußere Erscheinung der Bouquinisten ins Auge faßt — ihre oft zerlumpten Kleider, ihre plumpen Holzschuhe, ihre lebensmüden Hüte —, der ahnt nicht, daß er hier Leute vor sich hat, die über respectable Capitalien verfügen. — Ich kenne einen, der jüngst eine ganze Bibliothek für 13,500 Francs gekauft und — baar bezahlt hat! Dafür verdienen sie aber auch an einzelnen Werken das Zwanzig- und Dreißigfache des Einkaufspreises. Ein Buch z. B., das im Besitz einer literarischen oder politischen Notabilität war und sich bezüglich dieses Umstandes unzweideutig ausweisen kann, wird von den Liebhabern mit Gold aufgewogen. —

Um das Metier eines Antiquars consequent durchzuführen, bedarf es vor allen Dingen einer eisernen Gesundheit. Hitze und Kälte, Staub und Regen, Hagel und Schnee mißhandeln den Obdachlosen. Diogenes hatte doch wenigstens ein Faß: der Bouquinist dagegen ist ohne Schutz allen Unbilden der Witterung preisgegeben. — Das durchschnittliche Alter, das dieser Dulder erreicht, ist denn auch sehr gering. — Brustentzündungen und rheumatische Affectionen raffen ihn meist vor dem sechzigsten Lebensjahr hinweg. — Auch Taubheit und chronische Katarrhe sind Uebel, an denen er zu leiden pflegt. — Demohngeachtet ist

er immer heiter und guter Dinge. Er hat seine Philosophie, die ihm über alle irdischen Qualen hinweghilft.

Die Antiquare der Rue de Grès leben hauptsächlich vom Quartier Latin. — Hier versetzt der Student sein Corpus juris und seine dickleibigen Lehrbücher der Therapie, um den bescheidenen Erlös mit seiner Grisette bei Bullier zu verkneipen. — An Originalität steht diese Sorte weit hinter denen vom Quai zurück.

Eine weitere Specialität, der sich eine gewisse Anzahl von Bouquinisten widmet, ist der Ankauf der sogenanten Recensionsexemplare, mit denen die Verleger und Autoren die Redactionsbureaux der Journale oder die Arbeitszimmer berühmter Kritiker überschwemmen. Die den Letzteren zugesandten enthalten meist eine autographische Dedication: ein wenig Kleesalz tilgt diese Versicherungen der Hochachtung und Ergebenheit. Die Magazine der Antiquare sind die Kirchhöfe literarischer Hoffnungen und Träume. Ungelesen schlägt der französische Kritiker neun Zehntel der ihm eingeschickten Novitäten los — und todtgeschwiegen zu werden ist bekanntlich schlimmer als alle Bosheiten und Chicanen der Kritik! Habent sua fata libelli.

Ende.

Ernst Eckstein's Gymnasial-Humoresken.

Preis eines jeden Bändchens 1 Mark.

Der Besuch im Carcer. 54. Aufl.	**Die Mädchen des Pensionats.** 20. Aufl.
Aus Secunda und Prima 20. Aufl.	**Katheder und Schulbank.** 14. Aufl.
Schulmysterien. 18. Aufl.	**Samuel Heinzerling's Tagebuch.** 7. Aufl.

Ernst Eckstein's humoristische Gedichte.

Initium fidelitatis! 9. Aufl.
Exercitium Salamandris! 7. Aufl.

Preis eines jeden Bändchens 1 Mark.

Im Verlag von Joh. Fr. Hartknoch ist erschienen:

Miniatur-Humoresken

von

Ernst Eckstein.

Vierte Auflage. Preis 1 Mark. Vierte Auflage.

Ferner:
Madeleine.
Gedicht
von
Ernst Eckstein.
Miniatur-Ausgabe in Prachtband.
Preis 3 Mark.

Ferner:
In Moll und Dur.
Gedichte
von
Ernst Eckstein.
Pracht-Ausgabe in reicher Goldpressung.
Preis 6 Mark.

VERLAG VON PHILIPP RECLAM JUN. IN LEIPZIG.

Das singende Deutschland.

Album der beliebtesten Arien, Lieder und Romanzen
der Componisten
Bach. Beethoven. Bellini. Boieldieu. Chopin. Curschmann. Gluck. Händel. Haydn. Lortzing. Mendelssohn-Bartholdy. Mozart. Rossini. Schubert. Stradella. Weber.

Neue Ausgabe
bearbeitet von
Dr. Hermann Langer,
Professor, Universitäts-Musikdirector etc. etc.
Preis 3 Mark. — In Leinen gebunden 4 Mark.

Opern-Bibliothek.

Vollständige Clavierauszüge mit deutschem Text.
Preis einer Oper 2 M.

Auber, Die Braut. 12.
—, Maurer und Schlosser. 8.
—, Der Schnee. 14.
—, Stumme von Portici. 2.
Bellini, Die Nachtwandlerin. 11.
—, Norma. 31.
Boieldieu, Johann von Paris. 5.
—, Die weisse Dame. 3.
Cherubini, Medea. 15.
—, Wasserträger. 19.
Cimarosa, Die heimliche Ehe. 26.
Donizetti, Lucia von Lammermoor. 28.
Herold, Zampa. 13.
Himmel, Fanchon. 20.
Kauer, Das Donauweibchen *(vollst. in drei Abtheilungen.)* 27.
Méhul, Joseph. 25.
Mozart, Entführung aus dem Serail. 16.
—, Cosi fan tutte. 17.
—, Don Juan. 9.
—, Figaro's Hochzeit. 4.
—, Idomeneo. 24.
—, Titus. 18.
—, Die Zauberflöte. 6.
Rossini, Barbier von Sevilla. 1.
—, Othello. 21.
—, Tancred. 22.
Schenk, Der Dorfbarbier *(mit vollst. Dialog).* 7.
Weber, Der Freischütz *(mit vollst. Dialog.)* 30.
—, Preciosa *(mit vollständigem Dialog.)* 29.
Weigl, Die Schweizerfamilie. 10.
Winter, Das unterbrochene Opferfest. 23.

Deutsches Lieder-Lexikon.

Eine Sammlung von
976 der besten und beliebtesten Lieder und Gesänge
des deutschen Volkes.
Mit Begleitung des Pianoforte.
Von August Härtel.
Preis 6 Mark. — In Leinen gebunden 7 Mark.

Börne's gesammelte Schriften. 3 Bände. Geh. 4 M. 50 Pf. — In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.

Byron's sämmtliche Werke. Frei übersetzt v. Adolf Seubert. 3 Bände. Geheftet 4 M. 50 Pf. — In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.

Goethe's sämmtliche Werke in 45 Bänden. Geh. 11 M. — In 10 eleg. braunen Leinenbänden 18 M. — In 10 eleg. rothen Leinenbänden 19 M.

Goethe's Werke. Auswahl. 16 Bände in 4 eleg. Leinenbänden 6 M. — In 4 eleg. rothen Leinenbänden 6 M. 50 Pf.

Grabbe's sämmtliche Werke. Herausgegeben v. Rud. Gottschall. 2 Bände. Geh. 3 M. — In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf.

Hauff's sämmtliche Werke. 2 Bände. Geheftet 2 M. 25 Pf. — In 2 eleg. Leinenbänden 3 M. 50 Pf.

Heine's sämmtliche Werke in 4 Bänden. Herausgegeben von O. F. Lachmann. In 4 eleg. Ganzleinenbänden 6 M.

Herder's ausgewählte Werke. Herausgegeben v. Ad. Stern. 3 Bände. Geheftet 4 M. 50 Pf. — In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.

H. v. Kleist's sämmtliche Werke. Herausgeg. v. Ed. Grisebach. 2 Bände. Geh. 1 M. 25 Pf. — In 1 eleg. Leinenband 1 M. 75 Pf.

Körner's sämmtliche Werke. Geh. 1 M. — In eleg. Lnbd. 1 M. 50 Pf.

Lenau's sämmtliche Werke. Herausgeg. v. G. Emil Barthel. 2. Aufl. Geh. 1 M. 25 Pf. — In eleg. Leinenband 1 M. 75 Pf.

Lessings Werke in 6 Bänden. Geheftet 3 M. — In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf. — In drei Leinenbänden 5 M.

Lessing's poetische und dramatische Werke. Geheftet 1 M. — In eleg. Leinenband 1 M. 50 Pf.

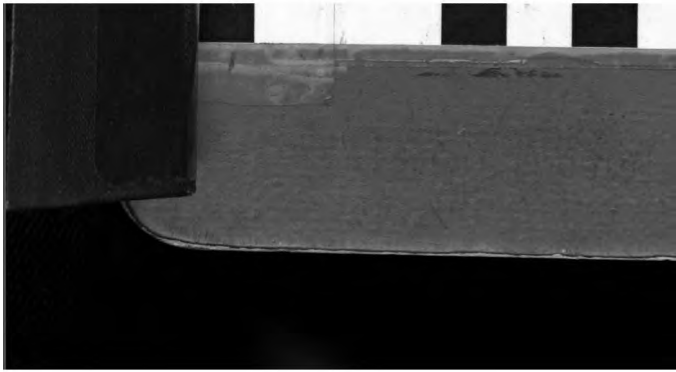
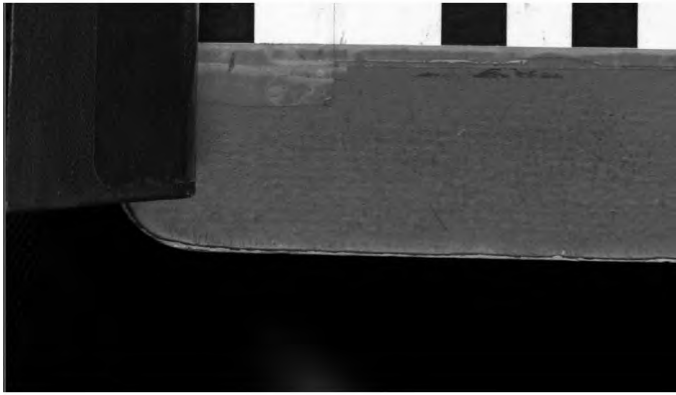
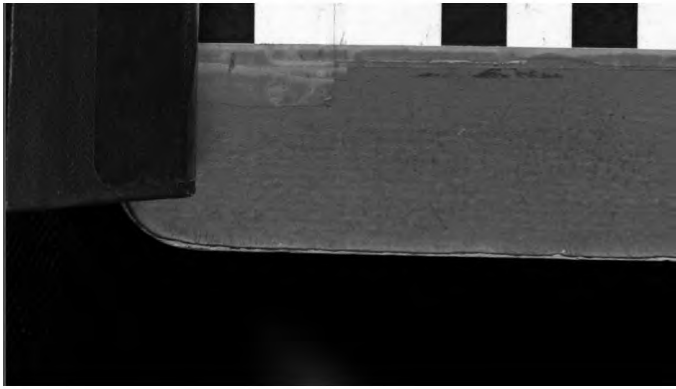
Longfellow's sämmtliche poetische Werke. Uebersetzt v. Herm. Simon. 2 Bde. Geh. 3 M. — In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf.

Mignet, Geschichte der französischen Revolution. Deutsch v. Dr. Fr. Köhler. Mit 16 Illustrationen. In eleg. Leinenband 2 M.

Milton's poetische Werke. Deutsch v. Adolf Böttger. Geh. 1 M. 50 Pf. — In eleg. rothen Leinenband 2 M. 25 Pf.

Molière's sämmtliche Werke. Herausgegeben v. E. Schröder. 2 Bände. Geh. 3 M. — In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf.

Schiller's sämmtliche Werke in 12 Bänden. Geh. 3 M. — In 3 Halbleinenbdn. M. 4. 50. — In 4 eleg. Leinenbdn. M. 5. 40. — In 4 eleg. Halbfranzbdn. 6 M. — In 4 eleg. rothen Ganzleinenbdn. 6 M.

Shakspere's sämmtliche dramatische Werke. Deutsch von Schlegel, Benda und Voß. 3 Bände. Geheftet 4 M. 50 Pf. — In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.

OCT 27 '48